
DIOTIMA-KLASSIKER
WHV

Eichendorffs Werke

Diotima-Klassiker

Eichendorffs Werke

in vier Bänden

Walter Hädecke Verlag / Stuttgart
1924

Herausgegeben von Wilhelm von Scholz

Zdiary Slaskie
122045

Alle Rechte vorbehalten



Schrift: Tiemann-Fraktur / Satz- und Druckanordnung: Paul Gunkel, Stuttgart
Druck: Stähle & Friedel, Stuttgart

Akc. K Nr. 273/87/74.51.

3

Dritter Band

Dichter und ihre Gesellen
Aus dem Leben eines Taugenichts
Das Schloß Dürande

Dichter und ihre Gesellen

Erſtes Buch

Erſtes Kapitel

In den letzten Strahlen der Abendſonne wurde auf der grünen Höhe ein junger Reiter ſichtbar, der zwiſchen dem Jauchzen der Hirten und heimkehrenden Spaziergänger fröhlich nach dem freundlichen Städtchen hinabritt, das wie in einem Blütenmeere im Grunde lag.

Er ſann lange nach, was ihn hier mit ſo altbekannten Augen anſah, und ſang immerfort ein längſt verklungenes Lied leiſe in ſich hinein, ohne zu wiſſen, woher der Nachhall kam. Da fiel es ihm plötzlich aufs Herz: wie in Heidelberg lagen die Häuſer da unten zwiſchen den Gärten und Felſen und Abendlichtern, wie in Heidelberg rauſchte der Strom aus dem Grunde und der Wald von allen Höhen! So war er als Student manchen lauen Abend ſommermüde von den Bergen heimgekehrt und hatte über die Feuerſäule, die das Abendrot über den Neckar warf, in die duftige Talferne gleichwie in ſein künftiges, noch ungewiſſes Leben hinausgeſchaut.

„Mein Gott," rief er endlich, „da in dem Städtchen unten muß ja Walter wohnen, mein treuer Heidelberger Kamerad, mit dem ich manchen ſtillen, fröhlichen Abend auf den Bergen verlebt! Was muß der wackere Geſell nicht alles ſchon wiſſen, wenn er fortfuhr, ſo fleißig zu ſein wie damals!" — Er gab ungeduldig ſeinem Pferde die Sporen und hatte bald das dunkle Tor der Stadt erreicht. Walters Wohnung war in dem kleinen Orte leicht erfragt: ein buntes, freundliches Häuschen am Markte, mit hohen Linden vor den Fenſtern, in denen unzählige Sperlinge beim letzten Abendſchimmer einen gewaltigen Lärm machten. Der Reiſende ſprang eilig die enge, etwas dunkle Treppe hinan und riß die ihm bezeichnete Tür auf; die Abendſonne, durch das Laub vor den Fenſtern zitternd, vergoldete ſoeben die ganze, ſtille Stube; Walter ſaß im Schlafrock am Schreibtiſche neben großen Aktenſtößen, Tabaksbüchſe, Kaffeekanne und eine halbge-

leerte Taſſe vor ſich. Er ſah den Hereintretenden erſtaunt und ungewiß an, ſeine Gipspfeife langſam weglegend. „Baron Fortunat!“ rief er dann, „mein lieber Fortunat!“ und beide Freunde lagen einander in den Armen.

„Alſo ſo ſieht man aus in Amt und Brot?“ ſagte Fortunat nach der erſten Begrüßung, während er Walter von allen Seiten umging und betrachtete; denn es kam ihm vor, als wäre ſeit den zwei Jahren, daß ſie einander nicht geſehen, die Zeit mit ihrem Pelzärmel ſeltſam über das friſche Bild des Freundes dahingefahren; er ſchien langſamer, bleicher und gebückter. Dieſer dagegen konnte ſich gar nicht ſatt ſehen an den klaren Augen und der heitern, ſchlanken Geſtalt Fortunats, die in der ſchönen Reiſetracht an Studenten, Jäger, Soldaten und alles Fröhliche der unvergänglichen Jugend erinnerte. – Fragen und Gegenfragen kreuzten ſich nun raſch, ohne eine Antwort abzuwarten. Walter pries vor allem ſein Glück, das ihn hier ſo ſchnell eine leidliche Stelle hatte finden laſſen, es fehlte nicht an größern Ausſichten, und ſo ſehe er einer heitern, ſorgenloſen Zukunft entgegen. – Dazwiſchen hatte er in ſeiner freudigen Unruhe bald noch einen Brief zuſammenzufalten, bald ein Paket Akten zu binden, bald draußen etwas zu beſtellen; beide konnten den alten, vertraulichen Ton gar nicht wiederfinden.

Unterdes war eine alte Frau hereingetreten und fing an, eine altmodiſche Kaffeeſerviette zierlich auszubreiten und Teller, Gläſer und Weinflaſchen aufzuſtellen, wobei ſie von der Seite ehrerbietige Blicke auf den vornehmen, fremden Herrn warf, der eine ſolche Revolution in der einförmigen Junggeſellenwirtſchaft verurſachte. Fortunat aber überſchaute am Fenſter den heitern Markt, und eine leiſe Wehmut flog durch ſeine Seele über die langſam zerſetzende und zerſtörende Gewalt der Verhältniſſe, wie ſie ihm auf Walters treues Gemüt wirkſam zu ſein ſchien. – „Laß uns nach guter, alter Art im Freien trinken!“ rief er, ſich ſchnell umwendend, aus, da er die Zurüſtungen hinter ſich erblickte. Walter hatte Bedenken: das ſei hier nicht gewöhnlich, man werde in kleinen

Städten zu ſehr bemerkt. Fortunat aber hatte unterdes ſchon unter jeden Arm eine Flaſche genommen und wanderte damit die Treppe hinunter. Walter folgte verlegen lachend, die Alte brachte voll Verwunderung Tiſch und Gläſer nach, und bald war die ganze fröhliche, funkelnde Wirtſchaft unter den Bäumen vor der Tür aufgeſchlagen.

Die Sonne war indes untergegangen, und die Dächer und die Gipfel der Berge über der Stadt glühten noch, von denen ein erquickender Strom von Kühle durch alle Straßen und Herzen ging. Kinder jagten ſich und ſchwärmten in den Gaſſen, die Vornehmen, ihre Hüte nachläſſig in der Hand und ſich den Schweiß abtrocknend, kehrten, von allen Seiten ehrerbietig begrüßt, von ihren Spaziergängen zurück. Andere traten in bequemen Nachtkleidern mit den Pfeifen vor die Türen und plauderten mit dem Nachbar, während junge Mädchen, kichernd und in lebhaftem Geſpräch, Arm in Arm über den Platz ſchlenderten und neugierig an dem Fremden vorüberſtrichen.

Walter ging bei den Erinnerungen an die fröhliche Studentenzeit und bei dem langentbehrten weiteren und reichen Geſpräch recht das Herz auf, er hatte gar bald alle Scheu und blöde Rückſicht abgeſchüttelt. – „Wie glücklich biſt du zu preiſen," rief er ſeinem Freunde zu, „daß dir vergönnt iſt, ſo mit den Vögeln durch den Frühling zu ziehen und die Reiſe nach Italien nun wirklich anzutreten, die wir in den heiterſten Stunden in Heidelberg ſo oft miteinander beſprachen. Das waren ſchöne Jugendträume!"

„Das verhüte Gott!" verſetzte Fortunat lebhaft, „warum denn Träume? Die Ahnung war es, der erſte Schauer des ſchönen, überreichen Lebens, das gewißlich mit aller ſeiner geahnten und ungeahnten herrlichen Gewalt über uns kommen wird, wenn wir nur fröhlich ſtandhalten. Wo wären wir denn aufgewacht von den ſogenannten Träumen? Was hätte ſich denn ſeitdem verändert? Aurora ſcheint noch ſo jung über die Berge wie damals, die Erde blüht alljährlich wieder bis ins fernſte tiefſte Tal – warum ſollte denn unſere

unſterbliche Seele, die alle den Plunder überdauert, allein alt werden? Was hindert denn zum Exempel dich, alle den Ballaſt von Vor-, Neben- und Rückſichten friſch wegzuwerfen und frei mit mir in das offene Meer zu ſtechen? — Reiſe mit, alter Kumpan!"

Walter faßte lächelnd die ihm dargebotene Rechte. „Was mich eigentlich zwiſchen dieſen Bergen feſthält," ſagte er, „das ſollſt du künftig erfahren. — Doch — du magſt immerhin lachen — das kann ich außerdem ehrlich ſagen: es wäre mir ſchwer, ja gewiſſermaßen unmöglich, den einmal mit Ernſt und Luſt begonnenen Geſchäften zu entſagen, die wie ein ſtiller, klarer Strom in tauſend unſcheinbaren Nebenarmen das Land befruchten und mich ſo von meiner ſtillen Stube aus in immer wechſelndem, lebendigem Verkehr mit den entfernteſten Gegenden verbinden."

Fortunat ſah ihn nachdenklich an. „Du meinſt es immer brav," ſagte er nach einer Pauſe, „darum glaube ich dir, wo ich dich auch nicht recht verſtehe. Aber in welchem greulichen Rumor lebt ihr Beamte dabei! Keiner hat Zeit, zu leſen, zu denken, zu beten. Das nennt man Pflichttreue, als hätte der Menſch nicht auch die höhere Pflicht, ſich auf Erden auszumauſern und die ſchäbigen Flügel zu putzen zum letzten, großen Fluge nach dem Himmelreich, das eben auch nicht wie ein Wirtshaus an der breiten Landſtraße liegt, ſondern treu und ernſtlich und mit ganzer, ungeteilter Seele erſtürmt ſein will. Ja, ich habe ſchon oft nachgedacht über den Grund dieſer zärtlichen Liebe ſo vieler zum Staatsdienſt. Hunger iſt es nicht immer, noch ſeltener Durſt nach Nützlichkeit. Ich fürchte, es iſt bei den meiſten der Reiz der Bequemlichkeit, ohne Ideen und ſonderliche Anſtrengung gewaltig und mit großem Spektakel zu arbeiten, die Satisfaktion, faſt alle Stunden etwas Rundes fertigzumachen, während die Kunſt und die Wiſſenſchaften auf Erden niemals fertig werden, ja in alle Ewigkeit kein Ende abſehen." — „Da rührſt du", entgegnete Walter, „an den wunden Fleck, wenigſtens bei mir. Daß ich, aus Mangel an Zeit, zu beiden Seiten die ſchönen

Fernen und Tiefen, die uns ſonſt ſo wunderbar anzogen, liegen laſſen muß, das iſt es, was mich oft heimlich kränkt und was ich hier nicht einmal einem Freunde klagen kann. Dazu kommt die Abgelegenheit des kleinen Orts, wo alle Gelegenheit und aller Reiz fehlt, der neueſten Literatur zu folgen."

„Iſt auch nicht nötig," verſetzte Fortunat. „Was willſt du jedem Phantaſten in ſeine neumodiſchen Parkanlagen nachſchreiten! Das rechte Alte iſt ewig neu, und das rechte Neue ſchafft ſich doch Bahn über alle Berge und – wie ich oben bemerkt – auch in dieſen Gebirgskeſſel. Denn wenn ich nicht irre, ſah ich vorhin bei dir neben dem Corpus juris die neueſten poetiſchen Werke des Grafen Victor ſtehen." – „Nun," ſagte Walter, „meinen großen Landsmann muß ich doch in Ehren halten, ſeine Heimat liegt ja kaum eine Tagereiſe von hier." – Fortunat ſprang überraſcht auf. „Da reit' ich hin," rief er, „den muß ich ſehen." – „Geduld," erwiderte Walter lächelnd, „er iſt ſchon ſeit mehreren Jahren auf Reiſen." – „Und ich reite doch hin!" entgegnete Fortunat fröhlich, „wer einen Dichter recht verſtehen will, muß ſeine Heimat kennen. Auf ihre ſtillen Plätze iſt der Grundton gebannt, der dann durch alle ſeine Bücher wie ein unausſprechliches Heimweh fortklingt." Walter ſchien einem Anſchlage nachzudenken. „Wohlan," ſagte er endlich, „wenn du durchaus hin willſt, ſo begleite ich dich, ich bin dort wohl bekannt, und wir bleiben dann um ſo länger beiſammen. Ich muß dir nur geſtehen, ich hatte mich eigentlich ſchon ſelbſt darauf eingerichtet, in dieſen Tagen hinzugehen. Hier kann ich dir nicht viel Ergötzliches bieten, und wenn's dir recht iſt, ſo reiſen wir morgen." – Fortunat ſchlug freudig ein.

Walter aber fing nun an, einige Lieblingsſtellen aus Victors Werken zu rezitieren, was Fortunat immer ſtörte, weil ein gutes Gedicht keine Stellen, ſondern eben nur das ganze gute Gedicht gibt, gleichwie eine abgeſchlagene Naſe oder ein Paar abgeriſſene Ohren der Mediceiſchen Venus für Kenner recht gut, aber ſonſt ganz nichtswürdig ſind.

„Du kennſt doch Victors Werke? Du liebſt ihn doch auch?“ unterbrach ſich endlich Walter ſelbſt, da Fortunat ſchweigend ein Glas nach dem andern hinunterſtürzte. – „Ich liebe ihn,“ ſagte dieſer, „wie ich ein nächtliches Gewitter liebe, das alles Grauen und alle Wunder in der Bruſt regt, ich kenne ihn, weil er von den geheimnisvollſten, innerſten Gedanken meiner Seele, ja ich möchte ſagen, von dem Waldesrauſchen meiner Kindheit wunderbaren Klang gibt. – Friede dem großen dunkeln Gemüt,“ fuhr er ſein Glas erhebend fort, „und freudiges Begegnen mit ihm!“

Die Freunde hatten über dem lebhaften Geſpräch gar nicht bemerkt, daß unterdes der Platz allmählich öde geworden war. In der wachſenden Stille hörte man nur noch eine Geige aus einiger Entfernung und dann das einförmige Stampfen von Tanzenden dazwiſchen herüberſchallen. Beides klappte ſo wenig zuſammen, und die Geige wurde ſo unaufhörlich und entſetzlich ſchnell geſtrichen, daß Fortunat laut auflachte und ungeachtet Walters Einwendungen ſogleich dem Tanzplatze zueilte. Der verworrene Klang kam aus einem niedrigen Häuschen, über deſſen Tür ein Strohbüſchel als Wahrzeichen eines Weinſchanks im Nachtwinde hin und her baumelte. Walter war in anſtändiger Ferne ſtehen geblieben, während Fortunat durch das Fenſter in die ſeltſame Tanzgrube hineinblickte. Ein langes dünnes Licht, das wie ein Peitſchenſtiel aus einem eiſernen Leuchter hervorragte, warf ungewiſſe Scheine über das dunkle Gewölbe eines Kellers, an deſſen Seitenwänden eingeſchlafene Trinker über den langen plumpen Tiſchen umherlagen. In der Mitte tanzten eifrig mehrere Paare luſtigen Geſindels, bald mit den zierlich gebogenen Armen wie zum Fliegen ausholend, bald in den auserleſenſten Figuren und Windungen ſich nähernd und wieder trennend, bevor ſie einander endlich zum Walzer umfaßten. Der dicke Weinſchenk ging mit aufgeſtreiften Hemdärmeln dazwiſchen herum, ahmte mit dem Munde den Wachtelſchlag nach, ſchnitt den vorübertanzenden Frauenzimmern lächerliche Geſichter oder wagte zuweilen ſelbſt einen künſt-

lichen Sprung. Am auffallendſten aber war der Muſikant: ein anſtändig gekleidetes, lebhaftes Männchen mit einem ſcharfen, geiſtreichen Geſicht, emſig in den wunderlichſten Läufern die Geige ſpielend, während ſeine Augen mit unverkennbarem Wohlbehagen die Tanzenden verfolgten. Vergebens riefen dieſe ihm zu, ſich zu moderieren, der Unaufhaltſame drehte mit wahrem Virtuoſenwahnſinn die Töne wie einen Kreiſel immer ſchneller und dichter, die Tanzenden gerieten endlich außer Takt und Atem, es entſtand ein allgemeines Wirren und Stoßen, bis zuletzt alle zornig auf den Muſikus eindrangen. Dieſer erhob ſich nun und retirierte beſonnen in künſtlichen Fechtparaden nach der Tür, immerfort mit dem Fiedelbogen in den dickſten Haufen ſtoßend. So kam er glücklich auf die Straße heraus, die Schlafmütze des Wirts, die er im Getümmel aufgeſpießt, hoch auf dem Bogen. Der luſtige Wirt folgte ſchimpfend und vermehrte den Lärm von Zeit zu Zeit durch das Praſſeln von Feuerwerk, das er täuſchend mit dem Munde nachmachte.

Jetzt bemerkte der Muſikus plötzlich die beiden Freunde auf der Gaſſe und ſah ſie mit ſeinen klugen Augen durchdringend an, während der Wirt, mit der einen Hand ſeine wilden Gäſte in den Keller zurückdrängend, mit der andern ruhig die ihm zugeworfene Schlafmütze wieder auf den Kopf ſtülpte. Walter war einen Augenblick in Verlegenheit, ob und wie er den ihm unbekannten Fremden anreden ſollte und äußerte endlich ſeine Verwunderung über dieſe heilloſe Fertigkeit auf der Geige. – „Kleinigkeit! Kleinigkeit!“ erwiderte der Muſikus; „nichts als Taranteln, womit ich die Leute in die Waden beiße und den Sankt-Veits-Tanz erfinde.“ Mit dieſen Worten empfahl er ſich, nahm die Geige unter den Arm und ſchlenderte, noch einigemal furchtſam nach dem Keller zurückblickend, raſch durch die Nacht über den Marktplatz fort.

Fortunat, der bisher kein Auge von ihm verwendet hatte, trat nun ſchnell auf den Wirt zu, um etwas Näheres über das wunderbare Männchen zu erfahren. „Ein Fremder,“ ſagte der Wirt, „ein Partikulier, wie er ſich nennt, mit dem

ich ſchon manchen Verdruß gehabt habe. Er kommt zuweilen in die Stadt, aber immer nur gerade zu mir, und wenn ich reelle Gäſte habe, die nach getaner Arbeit ihr Gläschen trinken und vernünftig diskurieren wollen, ſetzt er ſich zu ihnen, und eh ich's mich verſehe, hat er Händel unter ihnen angeſtiftet und hat dann keine Courage, ſie auszufechten. Wenn er recht vergnügt iſt, zieht er gar ſeine verfluchte Geige hervor und ſpielt tolles Zeug auf. Hol' der Teufel alle Phantaſten!"

Hiermit kehrte der Wirt wieder in ſeine Höhle zurück, und die beiden Freunde bemerkten bei dem hellen Mondenſchein, wie der unbekannte Muſikus ſoeben zum Stadttor hinauswanderte. „Ein herrlicher Narr!" rief Fortunat aus, dem Wanderer noch immer nachſehend. „Laß die Fledermäuſe," erwiderte Walter, „ſie geraten uns ſonſt noch in die Haare. Komm nun nach Haus, es iſt ſchon ſpät, und ich habe noch alle Hände voll zu tun für morgen."

Auf Walters Stube ging nun ein fröhliches Rumoren an. Die alte Aufwärterin wurde herbeigerufen, Befehle wurden erteilt, Briefe verſiegelt und Akten und Wäſche gepackt, wobei Fortunat in der Vorfreude der bevorſtehenden unerwarteten Fahrt zur Verwunderung der Alten wütend half. Der weitgeſtirnte Himmel ſah indes durch die offenen Fenſter herein, der Brunnen rauſchte vom einſamen Markte, während die Nachtigallen in den Gärten ſchlugen, und Fortunat war es dazwiſchen, als ginge draußen das Geigenſpiel des wunderlichen Muſikanten noch einmal fern über die ſtillen Höhen.

Zweites Kapitel

Bei dem ſchönſten Frühlingswetter zogen die beiden Freunde, auf ihren Pferden fröhlich von den alten Zeiten miteinander ſchwatzend, in das morgenrote Land hinein. Sie hatten den weitern, aber anmutigern Weg durch das Gebirge eingeſchlagen, auf welchem ſie Hohenſtein, den Sitz des Grafen Victor, nach Walters Verſicherung noch vor Nacht bequem erreichen konnten. Das Städtchen mit ſeiner grünen Stille lag ſchon weit hinter ihnen, ein friſcher Wind ging durch alle

Bäume, und Walter fühlte ſich recht wie ein Vogel, der aus dem Käfig entflohen. Er war faſt ausgelaſſen heiter, ſchwenkte den Hut in der Luft und ſtimmte alte Studentenlieder an, ſo daß es den beiden Reitern vorkam, als wären ſie nie getrennt geweſen und zögen nur eben wieder aus dem Tor von Heidelberg den grünen Bergen zu. In dieſer Stimmung ließ er ſich gern von dem unruhigen Fortunat verlocken, der bald dem fremden Schall eines unbekannten Gebirgsvogels folgte, bald mit den Hirten plauderte, dann wieder einen ſchönen Berggipfel oder eine reizend gelegene Ruine zu erklettern hatte. So waren ſie lange aufs Geratewohl umhergeſchweift, als Walter endlich zu ſeinem Schrecken bemerkte, daß ſchon die Abendſonne ſchräg durch den Wald funkelte. Jetzt fand er auch, daß ſie alle Richtung verloren hatten, er wußte nicht, wo er war. Vergebens ſchlug er den erſten beſten Pfad ein, die Wege teilten ſich bald von neuem wieder, kein Dorf war ringsumher zu ſehen, je tiefer ſie in den Wald kamen, je ungeduldiger wurde er, er wollte durchaus noch heut nach Hohenſtein. Unterdes war die Nacht völlig hereingebrochen, ſie mußten abſteigen und ihre Pferde hinter ſich herführen, da der Holzweg ſich nach und nach in einen verwachſenen Fußſteig verlor.

Walter war verdießlich und ſprach wenig. Fortunat aber wurde immer vergnügter, je weiter ſie fortſchritten, und blickte recht mit friſchem Herzen in die wunderbaren Mondlichter und rätſelhaften Abgründe, an denen ſie vorüberzogen. Oft hielten ſie horchend ſtill, denn es war ihnen, als hörten ſie aus weiter Ferne Hunde bellen und den dumpfen Takt eines Pochhammers dazwiſchen, aber das einförmige Rauſchen der Wälder verſchlang immer alles wieder.

Walter ſchwor endlich, nicht einen Schritt mehr weiter zu gehen, er band ſein Pferd an und ſetzte ſich maulend daneben. Fortunat hatte ſich gleichfalls auf den Raſen hingeſtreckt, während ſein Gefährte nun allerlei Reden über unzeitige Romantik und verlorene Zeit verlauten ließ. Fortunat antwortete nicht darauf, und da es gar nicht enden wollte, zog

er ſeinen Mantel über den Kopf und ſchlummerte bald vor Ermüdung ein.

Als er wieder aufwachte, war Walter unterdes vor Ärger feſt eingeſchlafen. Er ſah freudig rings um ſich her, die tiefe Einſamkeit, die unbekannte Gegend, der Schlafende und die Pferde im Mondſchein, alles war ihm ſo neu und wunderbar, er ging unter den Bäumen auf und nieder und ſang halb für ſich:

„Wie ſchön, hier zu verträumen
Die Nacht im ſtillen Wald,
Wenn in den dunklen Bäumen
Das alte Märchen hallt.

Die Berg' im Mondesſchimmer
Wie in Gedanken ſtehn,
Und durch verworrne Trümmer
Die Quellen klagend gehn.

Denn müd ging auf den Matten
Die Schönheit nun zur Ruh',
Es deckt mit kühlen Schatten
Die Nacht das Liebchen zu.

Das iſt das irre Klagen
In ſtiller Waldespracht,
Die Nachtigallen ſchlagen
Von ihr die ganze Nacht.

Die Stern' gehn auf und nieder –
Wann kommſt du, Morgenwind,
Und hebſt die Schatten wieder
Von dem verträumten Kind?

Schon rührt ſich's in den Bäumen,
Die Lerche weckt ſie bald –
So will ich treu verträumen
Die Nacht im ſtillen Wald."

Und wie er aufblickte, hörte er wirklich schon den Klang einer früh erwachten Lerche durch den Himmel schweifen. „Frisch auf!" rief er fröhlich Walter zu, „frisch auf, ich wittere Morgenluft!" Walter erhob sich taumelnd und konnte sich lange nicht in dem wunderlichen Schlafsaal zurechtfinden. Der kurze Schlummer hatte ihn neu gestärkt und verwandelt, er schämte sich seines gestrigen Mißmuts, und bald saßen die beiden Freunde wieder rüstig zu Pferde, um, womöglich noch vor Tagesanbruch, aus dem Labyrinth der Wälder herauszukommen.

Nach einem kurzen Ritt hatten sie die Freude, unerwartet wieder einen ordentlichen Weg zu erreichen. „Land! Land!" rief endlich Walter vergnügt aus, „dorthin zu liegt Hohenstein!" — Sie verdoppelten nun ihre Eile und gelangten bald völlig aus dem Walde in das weite, geheimnisvolle Land hinaus. Immer tiefer und freudiger stiegen sie von den Bergen in das Blütenmeer, schon hörten sie von fern eine Turmuhr schlagen, zahllose Nachtigallen schlugen überall in den Gärten. Am Ausgang des Gebirges schien ein großes Dorf zu liegen, zerstreute Hügel, dunkle Baumgruppen und ein hohes prächtiges Schloß hoben sich nach und nach aus der verworrenen Dämmerung, alles noch unkenntlich und rätselhaft, wie in Träumen. So waren sie in eine hohe Kastanienallee gekommen, als Walter plötzlich an einem zierlichen Gittertor still hielt. „Sie schlafen noch alle," sagte er, „wir wollen indes hier in den gräflichen Garten gehen und die Erwachenden überraschen."

Sie banden nun ihre Pferde an den Zaun und schwangen sich von den steinernen Sphinxen, die den Eingang bewachten, über das Gitter in den Garten hinein. Da war noch alles still und duftig, einzelne Marmorbilder tauchten eben erst aus den lauen Wellen der Nacht empor. Das alte, finstere Schloß im Hintergrunde mit seinen dichtgeschlossenen Jalousien stand wie eine Gewitterwolke über einem freundlichen Nebengebäude, von dem man vor lauter Weinlaub fast nur das rote Ziegeldach sah. Unter den hohen Bäumen vor dem letzteren

fanden ſie einen Tiſch und mehrere Stühle, als wären ſie eben erſt von einer Geſellſchaft verlaſſen worden. – „Da hat ſie ſchon wieder ihre Gitarre draußen vergeſſen," ſagte Walter kopfſchüttelnd. – „Wer denn?" fragte Fortunat – „die ſchöne Amtmannstochter, von der du mir erzählt haſt?" – „Ja, Florentine," erwiderte Walter; „das iſt des Amtmanns Wohnung und dort oben nach dem Garten hinaus ihre Schlafſtube." – „Du weißt hier gut Beſcheid," entgegnete Fortunat. – Walter wurde rot und ſchwieg verlegen. Fortunat aber ergriff ohne weiteres die auf dem Tiſche liegende Gitarre, ſtellte ſich vor das bezeichnete Fenſter und ſang:

„Zwei Muſikanten ziehn daher
Vom Wald aus weiter Ferne,
Der eine iſt verliebt gar ſehr,
Der andre wär' es gerne."

„Ich bitte dich," unterbrach ihn Walter, „was ſingſt du da für dummes Zeug!" – „Wart' nur, 's kommt gleich klüger," erwiderte Fortunat und ſang weiter:

„Die ſtehn allhier im kalten Wind
Und ſingen ſchön und geigen:
Ob nicht ein ſüßverträumtes Kind
Am Fenſter ſich wollt' zeigen?"

Sein Wunſch ging wirklich in Erfüllung. Ein ſchönes Mädchen, noch ganz verſchlafen, wie es ſchien, fuhr oben ans Fenſter, ſchüttelte die Locken aus dem Geſichtchen und ſah neugierig mit großen, friſchen Augen durch die Scheiben. Als ſie aber unten einen unbekannten, wohlgekleideten Mann erblickte, war ſie ebenſo ſchnell wieder verſchwunden. – Walter wurde nun in der Tat unwillig, Fortunat aber griff immer luſtiger in die Saiten und ſang wieder:

„Mein Herz iſt recht von Diamant,
Eine Blum' von Edelſteinen,
Die funkelt fröhlich übers Land
In tauſend bunten Scheinen!

Und durch das Fenſter ſteigen ein
Waldsrauſchen und Geſänge,
Da bricht der Sänger mit herein
Im ſeligen Gedränge."

Unterdes war es im Hauſe nach und nach lebendig geworden, Türen gingen auf und zu, im Innern hörte man dazwiſchen das kräftige Lachen eines Mannes, das immer näherzukommen ſchien. Endlich wurde die Haustür von innen geöffnet und, mit einer langen Pfeife im Munde, ſtand ein ſchon völlig angekleideter, großer, ſtarker Mann vor ihnen, deſſen gebräuntes, lebensluſtiges Geſicht von der Morgenſonne hell beſchienen wurde. Es war der Amtmann ſelbſt. Er war voller Freude, Walter ſo unerwartet wiederzuſehen, und konnte gar nicht aufhören, über das luſtige Ständchen zu lachen, durch das ſich Fortunat ſogleich in ſeine entſchiedene Gunſt geſetzt zu haben ſchien. Mit ſchallender Stimme rief er nun alles im Hauſe wach, es mußten eilig Kaffee und Pfeifen ins Freie herausgebracht werden, ſie lagerten ſich um den Tiſch auf dem grünen Platze vor der Tür, den die beiden Gäſte noch vor kurzem ſo einſam geſehen hatten, und Walter mußte ausführlich ihre nächtlichen Irrfahrten vortragen.

Unterdes war auch die Frau Amtmännin dazugekommen. Sie hatte ſich vor dem unbekannten Gaſte ſorgfältig und beinahe feſtlich angetan und empfing Fortunat mit umſtändlicher, wortreicher Feierlichkeit. Fortunat, dem bei ſolcher Gelegenheit unwillkürlich alle Bewillkommnungskomplimente einfielen, die er in ſeinem ganzen Leben gehört oder auch nicht gehört hatte, konnte nicht widerſtehen, mit einem unerſchöpflichen Schwalle der auserleſenſten Redensarten zu entgegnen, und erweckte dadurch bei der Dame eine nicht geringe Meinung von ſich und ſeiner feinen Lebensart.

„Das iſt heute ein rechter Freudentag!" ſagte der Amtmann, „da ſoll es auch einmal hoch hergehen." Er erzählte nun, wie ſie heute gegen Abend auch noch ihren jungen Neffen Otto hier erwarteten, der von der fernen Univerſität zurückkehre, um ſich zu ſeiner Anſtellung vorzubereiten. Die Amt-

männin ließ mit zufriedener Miene noch einfließen, daß Otto, der Sohn ihrer verſtorbenen Schweſter, aus Herrn Walters Städtchen ſei, daß er ſchon auf der Schule immer für den Stillſten und Geſchickteſten galt und nun ein wahrer Gelehrter geworden ſei.

Fortunat bemerkte während dieſes Geſprächs, daß ſich Walter unterdes verloren hatte. Der Garten, der nun in voller Morgenpracht herüberfunkelte, lockte auch ihn ſchon lange, und er ſagte endlich dem Amtmanne, wie er Walter vorzüglich in der Abſicht hierherbegleitet habe, um die Heimat des berühmten Grafen Victor einmal in der Nähe zu ſehen. Der Amtmann lächelte. „Ich weiß nicht," ſagte er, „ob Sie auch ſolcher Meinung ſind, aber wenn die andern von dem berühmten, gelehrten Grafen ſprechen, denken ſie ſich ihn immer mit der Zipfelperücke, wie den Hilmar Curas vor ſeiner Grammatik. Das kann mich immer ärgern. Was da, Gelehrter! Zu Pferde muß man den großen Victor ſehen, im Walde auf der Jagd, auf dem Felſen, wo allen andern ſchwindelt – mit einem Worte: Das iſt ein rechter Mann! Das Berühmtſein und Verſemachen iſt nur ſo Lumpenzeug daneben, wie eine Schabracke auf einem ſchönen Roß, und er gibt ſelber nichts darauf. Doch wir ſprechen ein anderes Mal mehr davon." – Er ſtand nun auf und beſchrieb Fortunat die Gänge, die er im Garten einſchlagen ſollte, um zu den ſchönſten Punkten zu gelangen, da ihn ſelbſt die Wirtſchaftsanordnungen für den anbrechenden Tag in das Haus hineinriefen.

Fortunat wandte ſich nun allein in den Garten, wo er zu ſeinem Erſtaunen ringsumher nur architektoniſche Formen altmodiſcher Gänge, hohe, feierliche Buchenalleen, Springbrunnen und künſtliche Blumenbeete erblickte, von denen dunkelglühende Päonien und prächtige Kaiſerkronen glänzten. Es war, als hätte ein wunderbarer Zauberer über Nacht ſeine bunten Signaturen über das Grün gezogen und ſäße nun ſelber eingeſchlummert in dem Labyrinth beim Rauſchen der Waſſerkünſte und träumte von der alten Zeit, die er in ſeine ſtillen Kreiſe gebannt.

Schon waren Schloß und Amtmannswohnung hinter Fortunat verſunken, als er plötzlich einen wohlgekleideten jungen Mann bemerkte, der an den Marmorſtufen eines einſamen Gartenhauſes eingeſchlafen war. Er wollte umkehren, aber der Schläfer, von dem Geräuſch erweckt, fuhr ſoeben raſch auf, blickte verworren ringsumher und fragte Fortunat, wer er ſei. Dieſer erzählte nun ſein nächtliches Abenteuer und ſeinen langgehegten Wunſch, dieſe Gegend einmal zum Angedenken des Dichtergrafen Victor zu durchſtreifen. — „Vortrefflich," erwiderte der andere, „ſo will ich Sie ſogleich herumführen!" — „Kennen Sie den Grafen Victor?" fragte Fortunat. — „Nicht ſonderlich," erwiderte jener, „doch weiß ich eben genug von ihm, um Ihnen hier überall genügende Auskunft zu geben."

Fortunat nahm das unerwartete Anerbieten dankbar an und betrachtete, als ſie nun miteinander weiter gingen, mit freudiger Überraſchung das ſchöne, aber etwas bleiche und wüſte Geſicht des Unbekannten, über das die Morgenlichter durch das Laub wunderlich wechſelnde Scheine warfen. Er äußerte endlich ſeine Verwunderung über die, wie es ſchien, abſichtlich und ſehr ſorgfältig feſtgehaltene Altmodigkeit dieſes Gartens. — „Der Graf", entgegnete ſein Begleiter, „will es ſo haben. Buchsbaumene Kindlichkeit! Wie es in ſeiner Kindheit geweſen, ſo ſoll es hier ferner verbleiben, ſelbſt dieſelben Blumen müſſen jährlich an denſelben Plätzen wieder gepflanzt werden, wie damals." — „Er hat recht," ſagte Fortunat, „was ſoll ein Garten, wenn er nicht ein Gedicht von ganz beſtimmtem Klange iſt! In dieſem einförmigen Plätſchern der Waſſerkünſte, in dieſer geiſterhaften Symmetrie der Laubwände und ſtummen Marmorbilder iſt eine Wehmut, die einen wahnſinnig machen könnte."

Jetzt ſtanden ſie an dem Abhange des Berges, deſſen obere Fläche das Schloß und der eigentliche Ziergarten einnahmen. Von der mit Efeu umrankten Felswand ſah man hier plötzlich in tiefe Schluchten und Wieſenplätze hinab, wo in kühlen Schatten uralter Bäume Rehe und Damhirſche wei-

deten, die ſcheu die Köpfe nach ihnen emporhoben und dann pfeilſchnell im tieferen Dunkel verſchwanden. – „Sehen Sie da", rief Fortunats Begleiter aus, „das Großartige und Kühne dieſer Kompoſition. Ich betrete dieſen Ort nie ohne Ehrfurcht vor dem ſeltenen Genius dieſes Dichtergrafen – oder ſagen wir es nur lieber grad heraus: Dichterkönigs! Beſonders muß ich Sie hier auf jene leicht geſchwungenen Brücken aufmerkſam machen. Sie führen, wie Sie ſehen, über die Wipfel der Bäume hinweg nach einzeln ſtehenden, hohen, abgeriſſenen Felſen hinüber, die mit ihren bunten Gärtchen auf den Gipfeln wie funkelnde Blumenzinnen über Waldeseinſamkeit emporragen. Dieſen Einfall hat der liebenswürdige Graf vor dem lieben Gott voraus, er legte dieſe hängenden Gärten an; das waren die Blocksberge ſeiner Phantaſie. Hier pflegte er als Knabe, wenn ein Gewitter heraufzog und im Schloſſe alles ängſtlich durcheinander lief, vor der unermeßlichen Ausſicht zu ſitzen, mit den Beinen über dem Abgrund baumelnd, bis ihm die erſten dicken Regentropfen an die ſeidenen Strümpfe klatſchten." – „Es freut mich," erwiderte Fortunat, der, ganz in den Anblick des wunderbaren Grundes verſunken, die letzten Worte faſt überhört hatte, „es freut mich recht, daß Sie Victors poetiſche Erſcheinung ſo hochhalten."

Der Begleiter ſah ihn aus den ſchönen Augen ſcharf und zweifelhaft an. – „Ich bedauere ihn aufrichtig," ſagte er dann, „denn ich halte die Anſtellung als Genie für eine der epinöſeſten in der Welt. Ein anderer ſtopft ſich ſeine Pfeife, zieht ſeinen Schlafrock an, ſetzt ſich auf dem Schreibeſel zurecht und macht ſeine Arbeiten ab und geht dann zufrieden in die Reſſource, wo er wieder ganz Menſch ſein kann. Aber ſo eine Genie, zumal ein Dichter, kann das Genie gar nicht loswerden; wie ein Spaziergänger, der im Herbſt über Feld gegangen, ſchleppt er die Sonnenfäden ſeiner Träume an Hut und Armeln bis in die Reſſource nach. Iſt dort gar das Fenſter offen, ſo ſind die Nachtigallen und Lerchen draußen recht wie verſeſſen auf ihn und rufen ihn ordentlich

bei Namen, ja zuweilen ſpielt ihm ſeine kaum halbfertig gedichtete Geliebte den fatalen Streich und blickt ihn plötzlich aus den Augen irgendeiner albernen Dame an." – Hier ſtand er plötzlich ſelber überraſcht ſtill. Sie waren in das Felſental hinabgeſtiegen und an einen einſamen Weiher gelangt, in deſſen Mitte ſich eine, wie es ſchien, unzugängliche Inſel im friſchen Schmuck des Morgentaues ſpiegelte. Spuren ehemaliger Gänge und Blumenplätze waren von hohem Graſe und Unkraut überwachſen, fremde Blütengewächſe ſchlangen ſich an den Baumſtämmen empor, nur einzelne hohe Blumen funkelten noch hier und da aus der bunten Verwilderung, in der unzählige Vögel ſangen. „Das war ſonſt Victors Lieblingsplatz," ſagte der Fremde nach einem Weilchen, „hier hat er den Namen ſeines erſten Liebchens in die Bäume geſchnitten. Das Mädchen iſt tot, der Nachen zu der Inſel lange zertrümmert und verſenkt, und Wipfel und Zweige, Unkraut und Blüten ſchlingen ſich drüben verwildert durcheinander und können doch nicht in den Himmel wachſen." – Ein ſeltſames Leuchten flog bei dieſen Worten über ſein geiſtreiches Geſicht. Dann auf einmal zu Fortunat gewandt, ſagte er: „Aber Sie ſind am Ende ſelbſt der Graf Victor – leugnen Sie nur nicht!" – Fortunat brach in ein lautes Lachen aus und bat den Unbekannten, der ihm wohl behagte, zu wechſelſeitiger näherer Bekanntſchaft ſogleich mit zum Amtmanne hinaufzukommen. Der Fremde beſann ſich einen Augenblick und fragte dann, ob noch mehrere Gäſte dort wären. Da er hörte, daß auch Walter droben ſei, entſchuldigte er ſich, er habe zu lange am Brunnen geſchlafen und müſſe nun ſchnell wieder weiter. – „Sind Sie denn nicht hier aus dem Hauſe?" fragte Fortunat erſtaunt. – Aber jener eilte ſchon fort, winkte noch einmal mit dem Hute und war bald zwiſchen den Bäumen verſchwunden.

Drittes Kapitel

Als Fortunat wieder die Anhöhe erreichte, traute er ſeinen Augen kaum. Der ſchönſte Morgenglanz blitzte jetzt über die

gezirkelten Raſenfiguren und Tulpenbeete, an den Statuen hingen Mieder, Poſchen und Schleier umher, ein friſcher Wind ging durch den Garten und ließ, die Zweige teilend, bald ein Paar bloße Mädchenarme, bald ein ganzes zierliches Bildchen flüchtig erblicken. Und ſo glich der Garten mit den bunten Tüchern, die wie Frühlingsfahnen von den Büſchen flatterten, mit den funkelnden Strahlen der Waſſerkünſte und dem heiteren Sonnenhimmel darüber auf einmal jenen alten Landſchaften, wo alle Hecken von ſchwärmenden Nymphen wunderbar belebt ſind. Erſtaunt drang er weiter vor, da ſah er eine junge Dame in wunderlichem Schmuck, mit Reifrock, Mieder und geſticktem Fächer, vor einem Springbrunnen ſtehen, ſie beſpiegelte ſich, fröhlich plaudernd, im Waſſer, ſchüttelte lachend die ſchweren blitzenden Ohrgehänge und ſah wieder hinein. Auf einmal wandte ſie ſich, er glaubte in dem friſchen Geſichtchen Florentine, die Amtmannstochter, zu erkennen, die er vorhin am Fenſter geſehen. Aber nun erſchallte ein lauter Schrei, und aus allen Hecken, in Taft und Seide rauſchend, fuhren erſchrocken fliehende Mädchengeſtalten durchs Grüne, als hätte der Wind Aprikoſenblüten umhergeſtreut.

Fortunat folgte ihnen zu der Amtmannswohnung, wo ſie verſchlüpft waren. Aber hier hielt ihn neue Verwirrung feſt, er fand auch dort alles in lebhafter Bewegung. Aus dem Mörſerſtampfen im Hauſe und dem ernſtwichtigen Durcheinanderrennen der Mägde, zwiſchen dem man von Zeit zu Zeit die Kommandoſtimme der Amtmännin vernahm, ſchloß er ſogleich auf ein großes Kuchenbacken im Innern. Draußen aber auf dem Raſen ſah man große Teppiche ausbreiten, Sofas und Polſterſtühle ausklopfen, überall wurden die verdunkelnden Doppelfenſter ausgehoben, die Morgenſonne ſchien luſtig durch das ganze Haus, und einzelne Schwalben kreuzten jauchzend über dem Platze.

Ein langer, hagerer Mann mit dünnem Hals und hervorſtehenden Augen ſchien beſonders ſelig in dem Rumor, man

ſah ihn überall im dickſten Haufen ſchreiend, helfend und anordnend. Von dieſem erfuhr Fortunat endlich, nicht ohne Müh' und wiederholte Fragen, daß die Pachterstöchter aus der Nachbarſchaft angekommen und mit Florentinen im Garten den alten gräflichen Hofſtaat anprobiert hätten, und daß alle dieſe Anſtalten auf den feierlichen Empfang des heute erwarteten Studenten Otto zielten, der nach den eingelaufenen Nachrichten früher hier eintreffen könnte, als man anfangs glaubte. Der Mann aber war der Förſter des Orts, der früher ſelbſt das Gymnaſium frequentiert und ſeitdem eine wütende Vorliebe für Studenten hatte. — Fortunat war dieſe unverhoffte Wirtſchaft ein willkommenes Feſt. Er miſchte ſich ohne Verzug in das bunte Getümmel, um den Lärm womöglich noch größer zu machen. Dem Förſter ſtellte er vor, wie unerläßlich es ſei, den Gefeierten durch ein Triumphtor einzuführen, worauf beide ſogleich voll Eifer forteilten, um die nötigen Materialien zu dem neuen Werke herbeizuſchaffen. Unterwegs begegneten ſie Walter, der ſoeben mit einem Buche in den Garten ging. „Ich muß mich ein wenig ſammeln," ſagte er flüchtig zu Fortunat, „ich freute mich ſo auf den ſtillen Tag im Freien, und nun bricht aller Plunder herein; es iſt mir einmal nicht gegeben, mit den Leuten über nichts zu ſchwatzen, es iſt unleidlich!"

Inzwiſchen verzögerte ſich Ottos Ankunft von Stunde zu Stunde. Walter hatte nicht lange geleſen, ſondern revidierte in ſeiner praktiſchen Luſt mit dem Amtmann die Höfe, Scheunen und Ställe. Im Garten wurden die Vögel ſchon ſtill; Florentine und ihre jungen Freundinnen, wieder bequem in ihren gewöhnlichen Kleidern, flüchteten vor der ſteigenden Sonne aus einem Schatten zum andern, die immer kürzer wurden; jede hatte ein Stück friſchen Kuchen in der Hand, ſie wußten nicht, was ſie in der Hitze anfangen ſollten mit der langen Zeit. Auch ein junger Wirtſchaftsſchreiber mit Sporen und neuem Frack hatte ſich eingefunden. Er trug den Mädchen die Tücher nach, focht mit ſeiner Reit-

gerte galant in die Luft und wußte durch Schnalzen auf Lindenblättern und andere artige Kunſtſtücke ſich bei den Frauenzimmern angenehm zu machen.

Plötzlich verſetzte der Knall eines Böllers alles in die größte Verwirrung, aus allen Hecken und Türen ſtürzten die Erwartenden nach der Richtung hin, wo die Exploſion erfolgt war. Dort gewahrten ſie ſchon von fern den Förſter am Abhange des Gartenberges, wie er ſoeben durch ein altes Perſpektiv, das er wütend immer länger und länger hervorſchob, in die Gegend hinausblickte. Als die andern endlich atemlos und fragend anlangten, warf er auf einmal das Fernrohr fort, ergriff eine neben ihm ſtehende Lunte und löſte zum Schrecken der laut ſchreienden Damen einen zweiten Böller. Und in der Tat, in demſelben Augenblick wurde durch den ſich teilenden Pulverdampf zwiſchen den Kornfeldern am blaugewundenen Strom im Tal ein Reiter in bunter ſtudentiſcher Tracht ſichtbar, der nun auch ſeinerſeits die Harrenden auf dem Berge erblickte und, freudig ſeinen Hut ſchwenkend, die Sporen einſetzte. „Otto! Otto!“ rief alles fröhlich durcheinander und winkte ihm mit den Schnupftüchern entgegen. Der Reiter hatte unterdes den Fuß des Berges erreicht, ſchwang ſich vom Pferde, und auf dem nächſten Wege zwiſchen den grünen Rebengeländern aufſteigend, erſchien ein ſchöner Jüngling von etwas kleiner, zierlich ſchanker Geſtalt mit einem feinen Geſicht und faſt träumeriſchen Augen.

Aber am Eingange zur erſten Allee wurde er plötzlich durch eine ſeltſame Erſcheinung aufgehalten. Ein ſchöner Tannenbaum ſtand dort am Abhang von alters her, wie ein dunkler Ritter auf der Wacht, und ragte mit dem Wipfel bis über die Anhöhe hinauf. Auf einmal rauſchte er mit den grünen Kronen und zeigte ſein Rieſenhaupt mit rotbraunem Geſicht und langem Schilfbart, das Haar phantaſtiſch von wilden Blumen und Eichenlaub umkränzt. „Salve!“ redete das Haupt, die Augen ſichtbar bewegend, den erſtaunten Studenten an:

„Salve! Herr Doktor oder Magiſter!
Bin ein alter Burſch und haſſ' die Philiſter,
Bin der Waldmann aus dem Gebirge hier,
Darf nicht näher treten zu dir,
Kann nicht zu dir kommen in Haus und Zimmer,
Trät' dort alle den Plunder in Trümmer,
Drum ſchau' ich über die Wipfel hier hinaus,
Und du biſt der Alte noch immer,
So lad' ich dich wieder in mein grünes Haus!
Da gehn, wie damals, noch mit Gefunkel
Die Quellen verworren durchs kühle Dunkel,
Waldhornsklänge und Vögelſchall,
Von fern dazwiſchen der Waſſerfall,
Und über uns rauſchend die Buchen und Fichten
Erzählen dir wieder die alten Geſchichten. –
Doch haſt du über Pandekten und Latein
Seitdem vergeſſen die Sprache mein,
So magſt du über deinem Buche hocken und leſen!
Das meine iſt doch geſcheiter geweſen!
Dann halt' ich auf ewig meinen großen Mund,
Wir ſehen uns nimmermehr wieder – und –"

Und – hier blieb der Gebirgsgeiſt plötzlich ſtecken, man hörte eine andere Stimme immer lauter, aber vergeblich ſoufflieren. Darüber geriet das Haupt nach und nach ins Wackeln, auf einmal kollerte es zwiſchen den Zweigen auf die Anhöhe herunter und praſſelnd hinterdrein der Förſter und Fortunat zu großem Gelächter und Ergötzen der Umſtehenden.

Otto ſtürzte dem ſchimpfenden Waldmann herzlich in die Arme, dann ſah er mit den ſchönen Augen Fortunat nachdenklich an. „Gott weiß es," ſagte er, „ich verſtehe die Waldesſprache noch immer, und was ich auch ſeitdem hinzugelernt habe, ſie iſt und bleibt doch meine rechte Mutterſprache!" – Nun bemerkte er erſt die anderen in der Allee und fiel jubelnd dem Amtmann und ſeiner Frau und endlich auch den Mädchen in der Runde um den Hals, die errötend und verlegen ſich des Ungeſtümen nicht erwehren konnten. Aber kein Menſch

konnte zu Worte kommen, denn der unermüdliche Förſter, der in ſeinem Eifer gar keine Notiz von der Rührung nahm, hatte insgeheim Pauken und Trompeten herbeſtellt, die jetzt furchtbar in die Ohren der Damen ſchmetterten; Böller auf Böller wurde dazwiſchen gelöſt, er ſelbſt aber rührte ſehr künſtlich die Pauken, auf die er zuletzt hinaufſprang und, Schlegel und Hut hoch über ſich in die Luft werfend, unaufhörlich Hurra ſchrie. Die Amtmann wurde ganz zornig in dem Lärm, auch Otto ſchien verlegen und geſtört. Da war der tolle Förſter endlich mit ſeinem Empfange fertig geworden, und noch ganz erhitzt von dem pappenen Rieſenkopfe, in dem er vorhin geſteckt, führte er nun mit einer wunderlichen, ungelenken Grandezza die fremden Mädchen nach der Amtmannswohnung hin.

Hier unter den Bäumen ſtanden auf einer altmodiſchen Kaffeeſerviette, in welche verſchiedene Städte und Hirſchjagden rot gewirkt waren, unzählige kleine chineſiſche Taſſen aufgepflanzt; ein ungeheurer Kaffeekrug dampfte einladend dazwiſchen, die junge Dienſtmagd im Sonntagsputz brachte eine Schüſſel mit den in Kuchen gebackenen Namenszügen Ottos herbei und küßte dem neuangekommenen jungen Herrn hocherrötend die Hand. Der Förſter, der alte Junggeſelle, war inzwiſchen in den vollen Redeſtrom ſeiner Feiertagslaune geraten und brachte alle ſeine alten Jagdſpäße und lateiniſchen Brocken wieder aufs Tapet, worüber die Pachterstöchter, die ihn insgeheim für einen gewandten Weltmann und Gelehrten hielten, jedesmal in ein unmäßiges Lachen ausbrachen. Bald aber nahm Otto die Aufmerkſamkeit ausſchließlich in Anſpruch; noch in der vollen Heimatsfreude des erſten Wiederſehens erzählte er von ſeinem Studentenleben in Halle. Er ſprach ſo friſch, und als nun gar der Amtmann die funkelnden Weinflaſchen auf den Tiſch ſetzte, glitten alle Gedanken fröhlich mit dem bunten Studentenſchifflein am Giebichenſtein und den blühenden Kirſchgärten die Saale hinab in das gelobte Land der Jugend.

So war unvermerkt der Abend herangekommen, der Förſter und die Mädchen hatten ſich heimlich ins Haus geſchlichen,

Otto erzählte noch immer, als plötzlich die Tür ſich weit auftat und bei dem Geſchwirr einer Geige ein ganzer Hofſtaat von Damen und Herren in Reifröcken, Haarbeuteln und altfranzöſiſchen Fräcken ſich rauſchend herausbewegte. Man erkannte ſogleich den Förſter unter ihnen; er führte feierlich die jungen Leute vom Tiſch den verlegen knickſenden Damen auf, die Geige ſchwirrte von neuem, und ſo entſpann ſich unverſehens ein Tanz auf dem Raſen. Walter wollt' es gar nicht gelingen, er wurde immer verlegener, je mehr die anderen über ihn lachten. Auch die beiden Pachterstöchter konnten ſich in ihren Staat nicht finden, in dem ſie ſich, wie in einem Gehäuſe, nur ſchwerfällig bewegten und alle Augenblicke verwickelten. Jeder ſprang, ſo gut er konnte, und als nun vom Schwung der Reifröcke die Lichter verlöſchend flackerten, ergriff der Wirbel endlich auch die Alten am Weintiſch; der Förſter führte die ſich vergebens ſträubende Amtmann zu einer Sarabande, und es entſtand eine wunderſame, künſtliche Verſchlingung, wobei der Förſter durch kühne Schwenkungen alles in Erſtaunen ſetzte.

Auf einmal fuhr Florentine aus dem leuchtenden Kreiſe wie eine Sternſchnuppe in den finſteren Garten hinaus. Ihre Bruſt flog über dem knappen ſeidenen Mieder, ſie atmete erſchöpft in der kühlen Nachtluft; dabei blickte ſie immerfort nach den Bäumen zurück, als erwartete ſie noch jemand. Fortunat bemerkte ſie; ihn hatte unter den abenteuerlichen Geſtalten nach und nach die Hofluft der alten Zeit unwiderſtehlich ergriffen; er folgte raſch dem Mädchen nach, faßte ſie zierlich an den äußerſten Fingerſpitzen und promenierte ſo feierlich mit ihr auf den geſchnörkelten Gängen. Sie ließ ihm lachend die Finger, ſah aber immer ungeduldiger zurück. So waren ſie in galantem Diskurs an eine einſame Grotte gekommen, noch ein Überbleibſel jenes grillenhaften Schmuckes altmodiſcher Gärten. Bunte Muſcheln blitzten im Mondſchein von Decke und Wänden, ausgeſtopfte Reiher und Waſſervögel ſtanden mit weitaufgeſperrten Schnäbeln auf Kriſtallriffen umher. – „Süßer Gott der Liebe," ſagte Fortunat, „das iſt

recht eine Grotte zum Schnäbeln, o wären wir doch jetzt zwei Turteltäubchen!" – Sie sah ihn einen Augenblick verschmitzt an, dann drehte sie leise einen verborgenen Kran; auf einmal spritzten alle Schnäbel funkelnde Wasserstrahlen gerade auf Fortunat, und eh er sich noch besinnen konnte, war seine wilde Taube in dem Sprühregen verflogen.

Er schüttelte sich lachend ab, und als er zu der Gesellschaft zurückkam, stand Florentine schon wieder am Tisch vor der Mutter, die ihr besorglich die Locken aus der heißen Stirne strich. Sie hatte die langen Augenwimpern tief gesenkt, denn es tat ihr nun heimlich leid um Fortunats neuen Frack; die flackernden Lichter spielten auf ihrem Gesicht und dem glitzernden Mieder; so sah sie in den rauschenden Wogen von Taft und bunten Schleifen wie ein Elfchen aus, das aus einer Tulpe guckt. – Walter sah sie lange unverwandt an, dann faßte er Fortunat unter dem Arm und führte ihn rasch in den Garten. „Ist sie nicht wunderschön? O wie bin ich doch glücklich!" rief er aus und erzählte nun dem Freunde, daß er seit längerer Zeit mit Florentine verlobt sei, daß sie auf den Rat der Eltern nur noch eine bevorstehende Gehaltserhöhung Walters abwarteten und dann in dem Städtchen Haus und Garten mit der Aussicht auf Hohenstein kaufen und dort im Grünen sich für die ganze Lebenszeit miteinander einrichten wollten. –

Kaum eine Stunde darauf aber war alles verklungen; aus den Tälern schallte das Zirpen der Heimchen herauf, man hörte nur noch die Kalesche der Pachterstöchter auf dem steinigen Wege durch die Nacht fortrumpeln; in der Ferne zerplatzten einige Leuchtkugeln, die der unermüdliche Förster noch aus seinem Gärtchen warf. – O glückselige, bangsame Einsamkeit, dachte Fortunat, wer es wie Walter über sich gewönne, sich ganz darin zu versenken!

Viertes Kapitel

Schöne, stille Zeit, du liebste Heimatgegend mit deinen frischen Morgen und mittagschwülen Tälern, und ihr rüsti-

gen, nun nach allen Weltgegenden hin zerſtreuten Jugendgeſellen, die damals von den Bergen ſo ernſt und fröhlich mit mir in das Leben hinausgeſehen – ich grüß' euch alle aus Herzensgrund! Denn alles wird mir wieder lebendig hier auf den kühlen Waldbergen, wie ich den Amtmann zwiſchen den Kornfeldern wandern ſehe, und Florentine bald oben am Fenſter beim erſten Morgenlichte ſingend und ihre Haare flechtend und ſich ſtreckend und putzend um die Wette mit den erwachenden Vögeln in den Bäumen vor dem Hauſe, bald wieder im Garten über einer franzöſiſchen Grammaire eingeſchlafen, die Walter ihr gegeben, um ſich für das Stadtleben auszubilden. Vor allen aber hat Fortunat, der ſeine Abreiſe von einem Tag zum anderen verſchiebt, ſich behaglich im Garten eingerichtet. Im Grün zwiſchen hohen Blumen, die weite Landſchaft unter ſich und über ihm die rauſchenden Wipfel, ſetzt er ſich jeden Morgen mit dem Schreibzeug an dem ſteinernen Fußgeſtelle eines etwas verwitterten Apollos zurecht, um einige Novellen, die er in glücklichen Reiſeſtunden auf ſeinem Pferde erſonnen, endlich einmal recht in Ruhe zu Papier zu bringen. Aber da geht es ihm wunderlich. Der luſtige Morgenwind wirft ihm die Blätter ins Gras, wo ſich die Hühner drum raufen, hinter ihm aber ſtimmen die Wipfel ihr uraltes Lied wieder an, das in keine Novelle paßt, die Waldvögel ſingen ganz fremde Noten dazwiſchen, und Wolken fliegen über das Land und rufen ihm zu: Menſchenkind, ſei doch kein Narr! Und zog dann gar der Förſter unten zur Jagd und ſchwenkte ſeinen Hut und rief Hurra! hinauf, da warf er gewiß Feder und Papier fort und ſchwang ſich auf ſeinem Pferde mit in den friſchen, glänzenden Morgen hinaus. –

Auf einem ſolchen Morgenritte tröſtete er ſich einmal mit folgendem Liedchen:

Ich wollt' im Walde dichten
Ein Heldenlied voll Pracht,
Verwickelte Geſchichten,
Recht ſinnreich ausgedacht.

Da rauſchten Bäume, ſprangen
Vom Fels die Bäche drein,
Und tauſend Stimmen klangen
Verwirrend aus und ein.
Und manches Jauchzen ſchallen
Ließ ich aus friſcher Bruſt,
Doch aus den Helden allen
Ward nichts vor tiefer Luſt.

Kehr' ich zur Stadt erſt wieder
Aus Feld und Wäldern kühl,
Da kommen all die Lieder
Von fern durchs Weltgewühl,
Es hallen Luſt und Schmerzen
Noch einmal leiſe nach,
Und bildend wird im Herzen
Die alte Wehmut wach,
Der Winter auch derweile
Im Feld die Blumen bricht –
Dann gibt's vor Langeweile
Ein überlang Gedicht!

Bei ſeiner Rückkehr fand er im Hauſe alles ausgeflogen und ſtreckte ſich ermüdet im Garten an dem hohen Bogengange ins Gras. Er hatte aber noch nicht lange geruht, als er Stimmen neben ſich vernahm, an denen er die Amtmann und Walter erkannte, die, ohne ihn zu bemerken, in dem Gange auf und nieder wandelnd, in lebhaftem Geſpräch begriffen ſchienen. – „Das kommt bei dem Überſtudieren heraus," ſagte ſoeben die Amtmann, „nichts als Verſe im Kopf, Reiſen und dergleichen unkluges und koſtſpieliges Zeug." – „Ich glaube gar," rief Fortunat, „die ſpricht von mir!" – „Beruhigen Sie ſich," hörte er nun Walter entgegnen, „ich werde verſuchen, die eigentlichen Abſichten dieſes verſchloſſenen, rätſelhaften Gemütes zu erforſchen." – „Bei Nacht möchte er ſpazieren gehen," fing die Amtmann wieder an, „den Tag verträumt er! Und warum verbirgt er ſich vor

uns?" – Hier verlor ſich der Diskurs in der Ferne. Fortunat ſprang haſtig auf. Sie reden von meinem unbekannten Führer im Garten an jenem erſten Morgen, dachte er, und es fiel ihm aufs Herz, daß er ihn in der Zerſtreuung ſo ganz vergeſſen hatte.

Als am Abend alle unter den Linden vor der Haustür ſich wieder verſammelten, beſchloß er, der Sache näher auf den Grund zu kommen. Der Amtmann war der erſte auf dem Platz, er erzählte ihm ſogleich das ganze Begegnis, wie er damals den Unbekannten ſchlafend am Springbrunnen getroffen und was ſie miteinander geſprochen hatten. Dieſer hörte ſehr aufmerkſam zu, er mußte ihm Größe, Kleidung, Haare und Stimme des Fremden ausführlich beſchreiben, aber der Amtmann wußte alles beſſer als er, alle ſeine Fragen trafen wunderbar ein. „So kennen Sie ihn alſo?" fragte Fortunat. – Der Amtmann ſchüttelte nachdenklich den Kopf. „Ich weiß nicht, wer es war," ſagte er, „und darf nicht ſagen, was ich vermute." – Unterdes war ſeine Frau herausgekommen, er bat Fortunat ſchnell, vor den Weibern nichts von der Geſchichte zu erwähnen. Jetzt trat auch der Student Otto, der von einem weiten Spaziergange zurückzukommen ſchien, zu der Geſellſchaft. Als er ſich bei ihnen niederließ und in der warmen Luft ſeinen Rock ſchnell öffnete, fiel ein ſauber eingebundenes Buch daraus zu Boden; es war des Grafen Victor neueſtes poetiſches Werk, das er bisher noch nicht gekannt und heute früh unter den zerworfenen Büchern des Amtmanns gefunden hatte. – „Ach, ich dachte, es wäre dein juriſtiſches Handbuch," ſagte die Amtmann, indem ſie das Buch aufnahm und Otto zurückgab. Dann, ſich gemächlich auf ihren Lehnſtuhl zurücklehnend, fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort: „Hab' ich doch heute von Tagesanbruch in Haus und Hof zu ſchaffen gehabt, daß mir ordentlich alle Glieder weh tun. Nun, dafür ſchmeckt auch am Abend die Ruhe, wenn man ſich wacker gerührt und ſeine Pflichten erfüllt hat." – Otto errötete flüchtig, ohne etwas darauf zu erwidern. – Fortunat aber fiel es bei dieſen Worten erſt auf, wie ſonder-

bar allerdings Otto ſeit einiger Zeit erſchien. Alle Morgen zog er ganz allein in den Wald hinaus und kam ſelten vor Mittag wieder zum Vorſchein. Dann war er einſilbig, ſchüchtern, zerſtreut, und oft mitten in den heiterſten Augenblicken flog es über ſein freundliches Geſicht wie ein Wolkenſchatten über eine ſchöne, ſonnenhelle Gegend.

Man hatte unterdes das Abendeſſen aufgetragen, und die rüſtige Amtmann, die es nun heut einmal auf Otto abgeſehen zu haben ſchien, begann, indem ſie den Braten zerſchnitt und jeden reichlich davon beteilte, ſich mit allerlei weiſen Redensarten und ſpitzigen Ausfällen über die teuren Zeiten zu verbreiten, und wie notwendig es ſei, daß ein junger Menſch jetzt frühzeitig darauf denke, dereinſt ſein ſicheres Brot zu haben. Da ſeien noch immer Toren genug in der Welt, um reichen Leuten die Zeit zu vertreiben mit ſchönen Bildern, Komödienſpielen oder Verſemachen – das ſei ein bloß herrſchaftliches Vergnügen, ſetzte ſie ſchnell verbeſſernd hinzu, indem ihr dabei Graf Victor einfallen mochte. – Der Amtmann hatte die Salatſchüſſel vor ſich geſchoben und aß haſtig; man konnte nicht erraten, ob er ſich über Otto oder über ſeine Frau ärgerte. – „Da fällt mir immer mein ſeliger Bruder ein," hob die letztere wieder an; „er hatte auch ſtudiert, aber das war ein geſcheiter Kopf, der ließ die Phantaſten ablaufen, ſetzte ſich auf ſeine Brotwiſſenſchaften, heiratete eine vernünftige gebildete Frau, und Gott hat ſeinen Eheſtand geſegnet. Nun, du kannſt es ja ſelber bezeugen" – fuhr ſie zu dem Amtmann gewendet fort, empfindlich, daß er ihr gar nicht beiſtimmte –, „der ließ ſich zu ſeiner Hochzeit von den beſten Poeten Schäfergedichte machen; Gott weiß, wo die nun ſelber die Schafe hüten." – Hier brach Otto, der bis jetzt ſichtbar mit ſich ſelbſt kämpfte, plötzlich mit verbiſſener Bitterkeit und einem höhniſchen Stolze los, den niemand dem ſanften Jünglinge zugetraut hatte. „Lieber Schweine hüten," ſagte er, „als ſo zeitlebens auf der Treckſchuite gemeiner Glückſeligkeit vom Buttermarkt zum Käſemarkt fahren. Der liebe Gott ſchafft noch täglich

Edelleute und Pöbel, gleichviel, ob sie Adelsdiplome haben oder nicht. Und ich will ein Herr sein und bleiben, weil ich's bin, und jene Knechte sollen mich speisen und bedienen, wie es ihnen zukommt!" – Das war der bestürzten Amtmann zu toll. „Unsinniger, aufgeblasener Mensch!" rief sie hochrot vor Zorn; „so iß meinetwegen trockenes Brot, wenn du Butter und Käse verachtest! Aber wir wissen's wohl, wo du die Komödiantensprüche gelernt hast. Denke nur nicht, in unser ehrliches Haus einmal eine Theaterprinzessin heimzuführen, die nicht soviel hat, um die Löcher zu flicken, die sie in ihre Lappen gerissen, so eine von aller Welt ausgeklatschte Kreatur!"

Aber Otto hörte nicht mehr, er war rasch aufgestanden und schritt zürnend in den nächtlichen Garten hinein. Walter, in sichtbarer Verlegenheit, wollte ihm folgen, wurde aber von Fortunat aufgehalten, der ihn schnell in einen Seitengang führte. „Sage doch nur," fragte er Walter, „was gibt's denn eigentlich hier und wo willst du hin?" – „Den Gekränkten trösten", erwiderte Walter, „und – vermag ich's sonst – ihm auch den Kopf ein wenig zurechtsetzen. Komm mit!" – „Das lass' ich wohl bleiben," rief Fortunat aus, „ich bin froh, wenn mir mein eigener Kopf zuweilen noch so leidlich sitzt." – „Mein Vorhaben", sagte Walter, „ist wahrhaftig edler, als es dir nach deinem ironischen Gesicht auf den ersten Blick vielleicht erscheinen mag. Denke dir nur recht diesen stillbeschränkten, heitern Familienkreis, dessen ganzes Trachten und Hoffen auf den einzigen Jüngling gerichtet ist, der auf der Schule immer für den aufgeweckteſten und geschickteſten galt. Und nun kehrt er von der Universität zurück, verwandelt, träumerisch in sich gekehrt, unlustig zu jeder tüchtigen Arbeit und einer verworrenen Welt von ausschweifenden Gedanken und Wünschen nachhängend, um – wie ich fürchte – dereinst zu spät von der grausamsten Täuschung zu erwachen und ein verlornes Leben zu bereuen. Nein, ich will es endlich versuchen, ihn auf das Gefährliche eines Pfades aufmerksam zu machen, der einsam über die

Köpfe der anderen Menſchen weggeht und immer nur für ſehr wenige beſtimmt ſcheint." – Fortunat war über dieſe Worte ernſt und nachſinnend geworden. „Du ehrliche Seele!" ſagte er endlich, dem Freunde herzlich die Hand ſchüttelnd, „ſo verſuche dich denn an ihm. Iſt der junge Menſch ein halber Philiſter, ſo hilf ihm völlig aus dem tollen Poetenmantel heraus, und iſt es rechter Ernſt mit ſeinem Talent, ſo muß er ja doch weiter und rennt dich über, wärſt du auch der weiſe Salomo ſelber."

Alle vor dem Hauſe waren durch den Vorfall geſtört, die kleine Geſellſchaft ſah ſtumm und kopfhängend auf die Teller. Draußen über den Tälern war es indes ſchon ſtiller und dunkler geworden, nur in weiter Ferne ſah man zuweilen leichte Blitze über den Bergen ſchweifen. Die Amtmann blickte mit heimlicher Beſorgnis, wie es ſchien, bald in das Wetterleuchten, bald nach der Richtung hin, wo Otto verſchwunden war, und ging dann, ohne ein Wort zu ſagen, in das Haus hinein. Endlich brach der Amtmann ärgerlich die unheimliche Stille. „Es geht auch alles konfus jetzt," ſagte er zu Fortunat, „im Frühling Gewitter, im Sommer kalt, in der Jugend alt und im Alter närriſch! Glauben Sie mir, unſere ganze Zeit jetzt iſt gerade wie dieſes verrückte Frühlingswetter, die Schwüle brütet und treibt alles vorzeitig hervor, und ich fürchte, es ſchießt mehr ins Kraut als in die Blüte. Unſere Jungens wiſſen ſchon jetzt mehr, als wir jemals erfahren haben, und recken und ſehnen ſich aus allen Gelenken heraus, während wir in unſerer luſtigen und geſunden Jugendzeit ohne beſondere Sehnſucht hinreichend dumme Streiche machten und erſt die fatalen Lümmeljahre überſtehen mußten. Ja, es iſt recht verdrießlich! Man möchte ſich gern bequem, fröhlich und auf die Dauer einrichten wie in der guten alten Zeit, aber der ferne Donner verkündigt überall den unheimlichen Ernſt, und ſo ſitzen wir verwirrt, ungewiß und in banger Erwartung vor dem dunklen Vorhang, hinter dem fortwährend Gott weiß, was! unruhig und feurig zuckt." – Unterdes hatte Walter

den verscheuchten Otto im Garten aufgefunden. Empört und in innerster Seele verletzt, saß er wie eine Nachteule mitten im Gestrüpp. Als er Walter erblickte, sprang er rasch auf und kam ihm mit erzwungener, gleichgültiger Höflichkeit entgegen. „Die Tante", sagte er, „ist gewiß schon besorgt, daß ich draußen nicht den Schnupfen bekomme. Freilich, die Nase ist ein empfindlicher Teil, da sitzt die Seele schon tiefer und wärmer, die ficht so leicht nichts an." — Walter stand einen Augenblick verblüfft, denn es war ihm, als säh' er auf einmal sich selber als Studenten vor sich stehn, er war ganz aus seinem Konzept gebracht und ergriff gerührt die Hand des aufgeregten Jünglings. „Ich komme keineswegs," sagte er endlich, „um das harte, heftige Wesen der Amtmann zu verteidigen, obgleich es auch nur eine andere, ungeschickte Form der Liebe ist. Das Angedenken meiner eigenen Jugend ist es, was mich herführt, der aufrichtige Schmerz um ein junges, heiteres Gemüt, das auf diesem Wege sich immer tiefer und tiefer in der blühenden Einsamkeit verirrt und verwildert. Ich kenne diese trostlose Öde junger Seelen gar wohl, das Heimweh ohne Heimat, diese labyrinthische Selbstquälerei. Sie stehn verlassen auf der Welt, ohne Vater und Mutter — verlangt Sie in dieser Einsamkeit nach einem Freunde und wollen Sie's mit mir versuchen, so biete ich Ihnen meine Hand bis in den Tod und will raten, schützen, helfen, wo ich kann!" — Otto sah ihn erstaunt an, denn in Walters Worten war jener wunderbare Klang ernster Güte, der überall unmittelbar zum Herzen geht. — „Sie sind im Amte, angesehen, ruhig" — sagte er dann nach einer kurzen Pause. „Und wenn ich Ihnen nun auch erzählen wollte von dem zauberischen Spielmanne, der jeden Frühling, wenn der Sonnenschein sich munter über die Felder ausbreitet, aus dem Venusberge kommt mit neuen, wunderbaren Liedern und die Seelen verlockt, von dem in schwüler Mittagsstunde der einsame Vogelsang schallt, von dem die Ströme und Quellen verworren rauschen im Mondschein und die badenden Nixen

wie im Traume ſingen durch die ſtille, goldne Nacht – Sie würden mich ja doch nur für verrückt halten!" – Walter erſchrak faſt, ſo irr und fremd leuchteten die Augen des Jünglings im Streiflicht des Mondes. – „Und ich bin es ja auch in der Tat!" fuhr dieſer fort, „bildete mir da ein, dem Zauberſtrom von Klängen unverſehrt folgen zu dürfen und ein Dichter zu ſein, der die Zauber regiert! Aber nun weiß ich's beſſer. Alle Engel, die durch die erſte Dämmerung meiner Kindheit zogen, was ich oft betend heimlich erſehnte und immer und immer vergeblich auszuſprechen verſuchte: ich fand es heut auf einmal mit freudigem Erſchrecken in des Grafen Victors Buch, er hat es kühn, friſch und jung wie eine Zauberinſel entdeckt – und ich weiß nicht mehr, was ich will. – Aber es iſt noch immer Zeit, ich bin noch jung. Und wie ich das Buch hier vom Berge in den Fluß hinunterſchleudere, ſo entſag' ich von heut ab der fröhlichen Dichtkunſt, der Metze! Und gleich den anderen, die ich verachtet und die ſo unſäglich beſſer ſind als ich, will ich von heut an allein und ganz der Rechtswiſſenſchaft leben und von den Büchern nicht wieder aufſehen!" – Hier brach er plötzlich in Weinen aus und ſtürzte wie vernichtet an Walters Bruſt.

Beide neuen Freunde ſchritten nun durch den ſtillen Garten, nur eine Nachtigall tönte ſchluchzend in der Ferne. Otto ſchwieg und ſchien gefaßter. Walter ſagte: er brauche ja darum die Poeſie nicht ganz aufzugeben, es bedürfe eines des andern, die Poeſie des ſtrengen, ernſten Lebens und das Leben der heitern Dichtkunſt. Aber er fühlte bald, wie albern ſolcher Troſt in ſolcher Stunde war, und ſchwieg endlich auch ſtill.

So kamen ſie an das Haus, wo ſie die Amtmann in Angſt und Tränen fanden. Sie hatte zuletzt gefürchtet, daß Otto in ſeiner Heftigkeit ſich ſelbſt ein Leid angetan, und fiel nun dem Geretteten mit großer Freude um den Hals, die dieſer herzlich erwiderte. „Es iſt vorbei," rief Otto in ſeiner ſeltſamen Haſt, „ihr habt mich nun ganz wieder, und

nächſtens, will's Gott, iſt Examen!" – „Du biſt ein braver Junge," rief der Amtmann, „ſtoß' an!" – Die Gläſer gaben einen hellen Klang, und ſo endigte der Abend noch in Freuden; die fernen Gewitter hatten ſich auch verzogen, und der Himmel glänzte mit tauſend Sternen über den Verſöhnten.

Fünftes Kapitel

Aber es blieb nicht lange ſo ungeſtört; ein Zufall, Mißverſtändnis, oder wie ſonſt der Menſch des Himmels Führung oder ſein eigenes Ungeſchick benennen mag, ſtellte unerwartet alles anders auf Hohenſtein.

Es war ein ſchwüler Nachmittag, die Blätter im Garten rührten ſich kaum, der Amtmann war auf der Bank vor der Haustüre eingeſchlummert, Walter ſchrieb Briefe im Hauſe, Fortunat hatte ſich mit einem Buche ins Gras geſtreckt und ließ es ſich vor der weiten Ausſicht gern gefallen, daß die leiſe Luft ihm das Buch verblätterte. Florentine wurde ganz wehe in dieſer Stille, ſie mußte immer etwas zu ſchaffen haben; ſo ſchlich ſie ſich heimlich nach dem Walde, um für den Abend Erdbeeren zu pflücken, die Walter für ſehr geſund hielt, weil er ſie gern aß. Fortunat ſah ſie mit ihrem Körbchen unten aus dem Dorfe gehen; er warf ſein Buch weg und folgte ihr, konnte ſie aber im Walde nicht wiederfinden.

Florentine war unterdes, bald ſammelnd, bald naſchend, von Strauch zu Strauch geſchlendert und ſo unvermerkt an die Ruine der gräflichen Stammburg gekommen. Überraſcht ſah ſie in der Einſamkeit an den halbzerfallenen Mauern, Toren und Fenſterbogen empor; ſteinernes Bildwerk, das von der ehemaligen Pracht zeugte, lag im hohen Graſe zerſtreut, aber der Frühling hatte den verlaſſenen Berg wieder beſtiegen und ſpielte faſt wehmütig in dem ſtillen Hauſe. Seltſame Sagen gingen in der Gegend von dieſem einſamen Orte. Die Hirten hörten oft bei Nacht fremde Stimmen in der Burg, eine wunderſchöne, bleiche Frau ſollte ſich manchmal dort in dem ausgebrochenen Fenſter ſehen laſſen. – Florentine war noch nie allein hier geweſen, jetzt verlockte

ſie der eigene Reiz des Grauens; ſie betrat erſt vorſichtig und zaudernd, dann immer kecker die kühlen, von oben verſchatteten Hallen. Durch die Mauerlücken blickten zuweilen die Täler ſchillernd aus der ſonnenhellen Tiefe herauf, nur hin und her ſang ein Gebirgsvogel mit fremdem Schall, und verſtörte Eidechſen fuhren raſchelnd unter das Unkraut, daß ſie unwillkürlich zuſammenſchrak.

Jetzt kam ſie in den inneren Burghof, da ſtand ein wilder Kirſchbaum in voller Blüte, dunkelrote Blumen glühten zwiſchen den Steinen, einzelne Schmetterlinge flatterten ungewiß in der trüben, brütenden Schwüle; und als ſie plötzlich um den Pfeiler trat, ſah ſie eine ſchöne, bleiche Frau in einem ſeltſamen, himmelblauen Gewande mitten im Hofe auf dem Raſen ſitzen, die wandte ſich nicht und kämmte ſchweigend ihr lang herabwallendes rabenſchwarzes Haar. — Florentine blickte noch einmal ſcharf hin, dann, vom Entſetzen überwältigt, ergriff ſie die Flucht.

Aber wie es oft in ängſtlichen Träumen geht, ſie verfehlte in der Haſt die rechte Pforte; aus einem Zwinger in den andern rennend, glaubte ſie ſprechen zu hören, die Stimmen kamen immer näher, ſie konnte den Ausgang nicht finden. Auf einmal ſtanden zwei fremde Männer vor ihr in abgetragenen Ritterwämſern, Pickelhauben auf den Köpfen. Der eine wollte ſie am Körbchen feſthalten, in der Todesangſt ließ ſie ihm fliehend die Beeren und hörte ſein ſchallendes Lachen hinter ſich.

Wie atmete ſie tief auf, als ſie endlich Gottes freien Himmel wiederſah! Der erſte, der ihr begegnete, war Fortunat. Atemlos, mit heftig klopfendem Herzen flog ſie an ſeine Bruſt; er drückte das ſchöne Kind feſter an ſich und fühlte einen flüchtigen, brennenden Kuß auf ſeinen Lippen. — In demſelben Augenblicke aber war auch Walter, der ſie zu ſuchen ſchien, neben ihnen aus dem Gebüſch hervorgetreten. Florentine beſann ſich ſchnell wieder, ſtrich die Locken aus der heißen Stirn und reichte ihm die Hand hin, um ihr über die letzten Trümmer herabzuhelfen.

Nun erzählte sie in lebhafter Aufregung, und oft noch scheu zurückblickend, ihr wundersames Abenteuer. Walter war still und schien nur halb hinzuhören. Fortunat wollte sogleich in die Burg zurück, um die bleiche Frau zu sehen, aber Florentine gab es durchaus nicht zu. Während sie aber noch so stritten, stutzte sie plötzlich und wies dann ganz erstaunt nach dem Tale hinaus. Dort wurde fern am Saume des Waldes ein abenteuerlich bepackter, langsam einherziehender Wagen sichtbar, ihm folgte ein seltsam gekleidetes Mädchen zu Pferde in blauem Gewand, mit dunklem, fliegendem Haar, mehrere Männer, grüne Zweige auf ihren Hüten, schritten rüstig nebenher; unter ihnen erkannte man sogleich die beiden Burgkobolde wieder, deren Pickelhauben weit in der Sonne funkelten. Ein fröhlicher Chorgesang schallte von dem Zuge durch das Grün herauf. — „Reisende Komödianten!" rief Fortunat lachend, „nun bedarf es keiner Untersuchung weiter, das waren die Spukgeister, der Weg kommt gerade von der Burg."

So traten sie nun alle beruhigter den Rückweg nach Hohenstein an. Florentine, die sich völlig wieder erholt hatte, lachte jetzt selber mit; dann wandte sie sich noch einmal nach den Blütentälern, in die sich die künstlerischen Wandervögel gesenkt. „Es geht doch nichts übers Reisen," rief sie fröhlich aus, „wenn ich so manchmal im Sommer recht früh erwache und höre unten aus den Dörfern die Hähne krähen oder ein Posthorn von fern über den Garten herüber, da wünsch' ich mir oft, ich wäre ein Mann und könnte auch so mit in die Welt hinaus." — „Ich meine," fiel hier Walter etwas grämlich ein, „man müsse erst sich selbst und die kleine Welt um sich herum recht verstehen gelernt haben, ehe man sich weiter umsieht, und das Reisen zieme überhaupt nur dem reiferen Alter." — Fortunat ärgerte der Schulmeisterton. „Gerade umgekehrt," rief er aus, „nur die Jugend versteht recht aus Herzensgrunde die Schönheit der Welt mit ihren morgenroten Gipfeln und kühlen Abgründen und funkelnden Auen im Grün und malt es alles fresco nach, daß das Alter einst sich daran erfrische, wenn draußen die Blätter fallen und

die ſinkende Herbſtſonne die Schildereien noch einmal wunderbar beleuchtet. Während dein ſogenanntes reifes Alter vom Schifflein ſorgſam die Tiefe mit dem Senkblei mißt, ſitzt die Jugend über Bord geneigt und ſieht ihr eigenes weinbekränztes Haupt in der klaren Flut und hört die Glocken der verſunkenen Stadt aus der Tiefe heraufklingen. Ja, glaubt nur, die Welt iſt wie eine eigenſinnige Schöne, die nur in jungen Augen ſich mit ihrem fröhlichſten Schmucke ſpiegeln mag; für Klugheit und Kenntniſſe gibt ſie nur Brot, für Liebe und rechte Freude an ihr aber wieder Freude und Liebe."

So waren ſie vor der Amtmannswohnung angelangt. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten bereits die Bäume vor dem Hauſe, unter denen die Amtmann ſchon wieder den Tiſch gedeckt hatte. Ein jeder machte ſich's in der Abendkühle behaglich bequem, und Florentine mußte, ausruhend, ihre Burggeſchichte nochmals umſtändlich erzählen. Nur Walter fehlte. Auf einmal trat er, ganz reiſefertig, mit dem Amtmann aus dem Hauſe. „Schlechte Neuigkeit," ſagte der letztere, „Walter hat dringende Briefe bekommen, er muß in die Stadt und will noch heut reiſen, um die nächtliche Kühle zu benutzen." — Die Amtmann machte beſorgt Einwendungen gegen das gefährliche Reiſen in der Nacht, Florentine ereiferte ſich über die Geſchäfte, die ſie von jeher als eine unbekannte, feindliche Macht betrachtete, aber Walter blieb unerſchütterlich und nahm, auch von Fortunat, ſchnell und kurz Abſchied. Ganz zuletzt wandte er ſich noch einmal zu dieſem, als wollt' er ihm etwas ſagen, ſchüttelte ihm aber nur raſch die Hand und ging ſchweigend fort. — Fortunat begleitete ihn noch heraus bis zu ſeinem Pferde, dem Florentine den Hals ſtreichelte und, als es dann beim Aufſteigen unruhig wurde, ſchnell nach der Haustür zurückſprang. „Herrje!" ſagte er heimlich zu Walter, „was machſt du da für ein langes Geſicht! Und überhaupt, warum willſt du gerade heute noch fort? Die Geſchäfte ſind's ja doch nicht." — „Ich will nicht ſtören," entgegnete Walter empfind-

lich, „du bleibſt ja doch noch längere Zeit hier, ich ſag' dir's vielleicht ein andermal, leb' wohl!" – Hiermit gab er ſeinem Pferde die Sporen und war bald zwiſchen den Bäumen verſchwunden. – „O langweilige Welt!" rief Fortunat ihm nachſehend aus, „wie glücklich könnte er ſein mit ſeinem ſchlanken Reh im ſchönen grünen Wald, wenn er friſch vom Herzen weg liebte, anſtatt den Talar von Melancholie, Eiferſucht und anderen hergebrachten Liebesſtücken durch alle Paradieſe jämmerlich hinter ſich nachzuſchleppen!"

Als er in den Garten zurückkam, bemerkte er auf der Linde vor dem Hauſe zwei zierlich beſchuhte Füßchen zwiſchen den Zweigen. Es war Florentine; ſie ſaß im Baume, mit den Füßchen baumelnd, während ſie Walter nachſchaute, der ſich ſoeben in der Dämmerung zwiſchen Wieſen und Kornfeldern verlor. Das heitere Mädchen ſchien in ihrer Unbefangenheit von ſeinem Mißmute gar nichts zu ahnen.

Fortunat aber ging allein und unruhig durch den Garten. „Ich werde doch kein Narr ſein und mich verlieben?" ſagte er zu ſich ſelbſt. „Und doch bin ich auf dem nächſten Wege dazu. Und hinter mir langſam und feierlich der abgemagerte Geiſt des ſich ſelbſt erſchoſſenen Walters, und vor mir ein Zug von Tanten und Baſen, und gute Wirtſchaft, und Kindergeſchrei, und ein Haus machen – "

Der Angſtſchweiß trat ihm ordentlich bei dieſen Gedanken vor die Stirn. Er rannte eiligſt nach dem Hauſe zurück und eröffnete dort ohne weiteres der erſtaunten Familie, wie er zwar heute gerade keine Briefe aus der Stadt bekommen habe, aber eigentlich ebenfalls ſchleunigſt fortreiſen müſſe, daß er daher für Speiſ' und Trank und alle die ſchöne, ſtille, herrliche Zeit aus Herzensgrund Dank ſagen und hiermit ſogleich ſchon heute Abſchied nehmen wolle, da er noch vor Tagesanbruch weiterzuziehen gedenke. Florentine wurde bei dieſen Worten ganz rot, ſie ſetzte ſich ſchmollend auf eine entfernte Bank, und Fortunat glaubte zu bemerken, daß ihre abgewendeten Augen von Tränen glänzten. Auch die andern machten ihm durch ihre aufrichtige Trauer das Herz ſchwer,

denn sie hatten sich alle in der kurzen Zeit schon an seine fröhliche Weise verwöhnt. Er mußte versprechen, wiederzukommen und ihnen noch ausführlich von den Ländern und Städten zu erzählen, wohin seine Reise ging; so saßen sie noch lange plaudernd vor der Haustüre beisammen. Beim Schlafengehen endlich flüsterte ihm Florentine noch heimlich zu: „Und ich werde doch auf sein, eh Sie wegreiten!" —

Er hatte alle Fenster des Schlafzimmers offen gelassen, um den Morgen nicht zu verschlafen. Da war es ihm, als gingen draußen fröhliche Stimmen unter den Fenstern auf und nieder und riefen immerfort in seinen Schlummer hinein: Frisch auf, schlafe nicht mehr! Wunderbare Berge und Gründe, schimmernde Fernen, frisch auf! und schöne, helle, fröhliche Zeit! Er sprang endlich empor und blickte durchs Fenster. Es war noch Nacht; dennoch kleidete er sich in langentbehrter Reiselust sogleich an, ging durch das stille Haus an Florentinens Schlafkammer vorüber und machte noch schnell einen Gang durch den Garten. Es war in der Nacht ein warmer Regen gefallen, die Nachtigallen schlugen überall aus den erfrischten Büschen, hin und her bellten Hunde fern in den Dörfern, sonst lag alles noch still im prächtigen Mondscheine unter dem weiten, gestirnten Himmel. — Als er zurückkehrte, hörte er unten im Hause leise ein Fenster öffnen, es war Florentine, die sich in leichter Morgenkleidung hinauslehnte. „Zisch' aus! zisch' aus!" rief sie ihm entgegen, „ich bin früher wach gewesen als Sie!" Dann, sich im Garten umsehend, sagte sie: „Das ist gerade wie damals, da Sie hier das Ständchen brachten und wir Sie zum ersten Male sahen. — Nun wird es hier wieder recht einsam sein, und ich wollte Sie eben nur noch bitten, daß Sie auf Ihrer Reise von sich hören lassen und manchmal an Walter schreiben, der Ihnen außerordentlich gut ist und gern von fremden Ländern hört." — Fortunat versprach es und bat sie um einen Kuß zum Abschiede. — „Warum nicht gar!" rief das Mädchen lachend, indem sie ihm schnell die Hand hinausreichte; dann schloß sie geschwind das Fenster, und er sah sie nicht wieder. Fortunat

warf ſich nun ungeſäumt auf ſein Pferd und ritt durch die hohe, dunkle Allee an dem Gittertor des Gartens und dem ſtillen Dorfe vorüber. Draußen auf dem Berge aber wandte er ſich noch einmal zurück. „Geſegnet," rief er, „du ſchönes Waldtal, in deiner glückſeligen Abgeſchiedenheit, möge der Sturm der Welt dich nie verſtören!"

Sechſtes Kapitel

Ein ſchweres Gewitter zog eben an dem Gebirge hin und ſandte ſeine Regenſchauer in die Ebenen hinaus, während Fortunat, durchnäßt und lange vom Wege abgekommen, über ein weites, in Regen und Abenddunkel verhülltes Feld dahintrabte. Da hörte er unerwartet den Geſang einer ſchönen Männerſtimme von fern herüberſchallen, wovon er nur folgende Worte verſtehen konnte:

„Bei dem angenehmſten Wetter
Singen alle Vögelein,
Klatſcht der Regen auf die Blätter,
Sing' ich ſo für mich allein.
Denn mein Aug' kann nichts entdecken,
Wenn der Blitz auch grauſam glüht,
Was im Wandeln könnt' erſchrecken
Ein zufriedenes Gemüt."

Er gab ſeinem Pferde die Sporen und erreichte in kurzer Zeit ein Häufchen Wanderer, die neben einem Paar Pferde einherſchritten, auf denen zwei junge Frauenzimmer ſaßen. Mit freudiger Überraſchung erkannte er ſogleich die abenteuerlichen Geſtalten der Schauſpieler wieder, die an Victors Stammburg vorübergezogen waren, von denen aber jetzt die Dunkelheit nur die ungefähren Umriſſe erraten ließ.

Fortunats Gruß fand nur eine halbe Erwiderung, die Geſellſchaft ſchien in üblem Humor zu ſein, und langſam und ſchweigend, wie ein ſchwerer Traum, bewegte ſich das Ganze weiter. Endlich unterbrach der Voranſchreitende, welcher ſoeben geſtolpert war, die Stille mit einem derben Fluche, pruſtete und glitt gleich wieder aus und kam gar

nicht aus der Wut. – „Das haben wir davon," hob die eine Dame zu Pferde zu der andern Reiterin an, „das haben wir nun von Eurer ſchönen Natur. Brächen die Herren nicht ihren Flaſchen auf das Wohlſein jeder alten Burg die Hälſe, ſo wäre uns allen jetzt wohler und wir ſäßen im Trockenen, denn unſer Wagen iſt gewiß längſt in der Stadt." – Dabei breitete ſie mühſam einen, wie es ſchien, nicht ſonderlich konditionierten Regenſchirm über ſich aus. Aber der Wind verarbeitete ihn ſogleich mit ſolcher Fertigkeit, daß ihre berittene Nachbarin laut auflachte und die Dame ihre Segel erboſt wieder einziehen mußte. Fortunat, welcher hier heimlich auf ein ergötzliches Gezänk hoffte, ermahnte die Geſellſchaft, den beiden Damen in dieſem Kampfe mit den Elementen durch ein gemeinſchaftliches, angenehmes Geſpräch galant unter die Arme zu greifen. Die Männer antworteten gar nicht darauf, die Dame mit dem Regenſchirme aber fragte, ob er vielleicht auch ein Künſtler ſei und es ſo gut haben wolle wie ſie. „Oh," ſetzte ſie ſpitzig nach ihrer Nachbarin gewendet hinzu, „Liebhaberrollen ſind hier jederzeit zu haben." – „Bitte ſehr," erwiderte die Nachbarin mit einer wohlklingenden Stimme, „bei Ihnen iſt ja dieſe Stelle ſeit geraumer Zeit vakant." – Ein plötzlicher Blitz beleuchtete hier auf einen Augenblick ein ſchönes, feines, aber bleiches Geſichtchen, über welches zu beiden Seiten lange, ſchwarze Haare triefend herabhingen. – „Mein Gott, was iſt das für eine Wirtſchaft um das bißchen Regen!" rief einer der jungen Männer aus, „quam-quam sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant!" – „Sparen Sie doch Ihr Latein," ſagte die Dame mit dem Schirme, „Sie memorieren wohl eben den Bettelſtudenten?" – Sie wollte noch mehr ſprechen, aber der Literatus fiel ſchnell in das Lied wieder ein, das Fortunat ſchon vorhin von fern gehört hatte, und überſang ſie luſtig:

„Frei von Mammon will ich ſchreiten
Auf dem Feld der Wiſſenſchaft,
Sinne ernſt und nehm' zuzeiten
Einen Mund voll Rebenſaft.

Bin ich müde vom Studieren,
Wann der Mond tritt ſanft herfür,
Pfleg' ich dann zu muſizieren
Vor der Allerſchönſten Tür."

„Land! Land!" ſchrie hier plötzlich der Voranſchreitende dazwiſchen, und man erblickte zu allgemeiner Freude von weitem Mauern und Türme, die ſich wie dunkle Rieſen immer deutlicher aus dem Grau aufrichteten. Einzelne Lichter ſchimmerten ſchon den Reiſenden troſtreich entgegen, ein jeder ſtrengte neu belebt ſeine letzten Kräfte an, und ſo waren ſie bald an dem Tore eines kleinen Städtchens angelangt. – Wie Zugvögel mit begoſſenen hängenden Flügeln ſtrichen ſie ſtumm durch die engen, finſtern Gaſſen, wo ſich die Lichter aus den Fenſtern blendend und verwirrend im Waſſer ſpiegelten, während der Regen von allen Dächern aus abenteuerlich vorgeſtreckten Drachenköpfen auf ſie herabſtürzte.

So kamen ſie endlich in den Hof eines Wirtshauſes. Hier war der Reiſewagen der Geſellſchaft, den man unterwegs umgeworfen hatte, auch ſoeben erſt angelangt. Der Theaterprinzipal Sorti, ein kleines, fixes Männchen, rannte eifrig hin und her, vom Wagen wurden Burgen, Drachen und lange Kamelhälſe eilig über den Hof getragen, die Hofhunde bellten, überall war ein Rufen, Drängen und Schimpfen in der undurchdringlichen Finſternis, die nur von einzelnen Blitzen manchmal durchkreuzt wurde. Mitten aus dieſem Rumor hob der Literatus die jüngere Reiterin ſchnell vom Pferde und trug ſie auf ſeinem Arm in das Haus. Das Mädchen war arg durchnäßt, mit dem dünnen, vom Regen knapp anliegenden Kleide, mit den lang herabhängenden, tröpfelnden Locken ſah ſie wie ein Nixchen aus, das eben den Wellen entſtiegen. Sie hielt beide Hände vor das Geſicht, um ſich vor dem plötzlich aus dem Hauſe dringenden Lichte zu ſchützen, aber zwiſchen den kleinen Fingern funkelten zwei ſchwarze Augen hindurch, die Fortunat im Vorüberfluge durchdringend anblickten.

Dieſer konnte nur mit Mühe ein beſonderes Stübchen gewinnen, wo er ſchnell ſeine Kleider wechſelte, während draußen nach und nach ein gewaltiges Türzuwerfen, Streiten und Lachen, von einzelnen Operntrillern und Läufern durchſchwirrt, das ganze Haus erfüllte. Unterdes hatte auch das Wetter ſich wieder verzogen, und der Mond trat klar zwiſchen dem zerriſſenen Gewölk hervor. Er verließ daher gar bald ſeine enge, ſchwüle Kammer wieder und eilte zwiſchen den Reifröcken, Rüſtungen, Fahnen und Miedern, die über dem Treppengeländer zum Trocknen ausgehängt waren, in den Garten hinab. Ein einſames Frauenzimmer ſaß dort vor der Haustür auf der Bank; an dem etwas verbrauchten Federhut, dem hohen Kragen und der ganzen Haltung erkannte er die Dame mit dem Schirme wieder. — „Ich bin mir ſelbſt noch Genugtuung ſchuldig," hob ſie ſogleich an, als ſie Fortunat bemerkte, „Sie werden vielleicht eine ungünſtige Meinung von mir gefaßt haben; aber Sie glauben nicht, welche Verleugnung es einem zarteren Gemüte koſtet, mit den rohen Scherzen dieſer Menſchen, wenn auch nur zum Schein, gleichen Schritt zu halten." — „In der Tat," erwiderte Fortunat, „der Lateiner ſchritt wacker und luſtig aus." — „Luſtig?" ſagte die Dame, „Sie kennen dieſen Wilden noch nicht, er hat keine Ahnung von jener geiſtigen Seelenluſt, die ſchon diesſeits die Gipfel der Menſchheit erklimmt" — „Und jenſeits rücklings wieder herunterſchurrt," fiel hier der feindliche Literatus ein, der, eben mit einer Gitarre aus dem Hauſe tretend, das letzte Kapitel von der Luſt mit angehört hatte und, einzelne Akkorde anſchlagend, ſich nun weiterhin auf dem Platze im Dunkel verlor. Fortunat lachte, denn ein leiſer Zornesblitz zuckte über das Geſicht der Dame und brachte die ganze Muskeldekoration in eine augenblickliche, widerliche Unordnung, zumal da gleich darauf auch die andere hübſche Reiterin aus der Tür guckte, ihr Näschen rümpfte, da ſie die beiden beiſammen erblickte, und dann gleichfalls an ihnen vorüber in den Garten ſchlenderte. — „Die arme Kleine! ſie hat keinen ganzen Strumpf," bemerkte die

Dame hämiſch. Und in der Tat, auch der Mond hatte das ſchon bemerkt und beleuchtete wohlgefällig ein Streifchen des zierlichſten Beinchens, das blendend über dem Schuh hervorblickte, während die hochgeſchürzte Kleine unbefangen unter den Linden bemüht ſchien, Blüten von den herabhängenden Zweigen zu ſtreifen.

Unterdes ging ein friſches Wehen durch die Wipfel, die letzte Wolkendecke zerriß, und die alte Stadtmauer und die Waldberge darüber ſtanden plötzlich wunderbar beglänzt. Die Dame hatte ſich erhoben und unter der Linde vor der Bank eine maleriſche, melancholiſch-heroiſche Stellung genommen. Das Haupt in die rechte Hand an den Baum geſtützt, ſah ſie eine Zeitlang, wie in Gedanken verloren, nach den Höhen – „Tiedge!" – ſagte ſie endlich bedeutungsvoll und drückte Fortunat leiſe die Hand. Fortunat, den die ganze wunderliche Wirtſchaft dieſes Polterabends ſchon lange innerlichſt aufgeregt hatte, ſprang raſch auf. „O Gott, wahrhaftig!" rief er, ihre Hand feſthaltend, aus, „da ſchwebt er dahin als ein Veilchenduft, die Sterne ſcheinen ihm durch den Leib – oh, hören Sie nichts? – nun liſpelt er mit jemand, wie gedämpfte Muſik der Sphären, es iſt Lafontaine, mit dem er koſt, der hat einen perlendurchwirkten Schlafrock an, aber die Perlen alle ſind Tränen – ſie wandeln miteinander auf der Milchſtraße – aber was iſt das!" – „Wo?" ſagte die Dame erſchrocken und verſuchte vergeblich, ihm ihre Hand zu entwinden. – „Sehen Sie die bärtige Wolke dort," fuhr er fort, „da kommt ihnen Kotzebue auf einem Ziegenbock entgegen, ach, Lafontaine weint, daß ihn der Bock ſtößt – oh, es iſt keine Tugend mehr auf der Welt!" – Hier hatte die Dame ſich endlich losgemacht, ſie hielt ihn längſt für betrunken oder wahnſinnig, ſtammelte verlegen eine kurze Entſchuldigung und ſtürzte in das Haus zurück. Er aber ſprach noch immer fort, bis ſie ihr Zimmer erreicht und die Tür eilfertig hinter ſich abgeſchloſſen hatte.

Lachend warf er ſich nun wieder auf die Bank hin, die Wälder rauſchten in der plötzlichen Stille von den Bergen

herüber, hin und her erwachten einzelne Nachtigallen, in einiger Entfernung hörte man den Literatus ſingen:

„Die fernen Heimatshöhen,
Das ſtille, hohe Haus,
Der Berg, von dem ich geſehen
Jeden Frühling ins Land hinaus,
Mutter, Freunde und Brüder,
An die ich ſo oft gedacht,
Es grüßt mich alles wieder
In ſtiller Mondesnacht."

Die zierliche Reiterin hatte ſich bald nach den erſten Klängen dem Sänger genähert. „Du, du" – ſagte ſie mit dem Finger drohend, „du haſt heute wieder deine melancholiſche Stunde!" – „Ach," erwiderte der Literatus, halb unwillig abbrechend, „was weißt du davon, wie einem Gelehrten manchmal zumute iſt!"

Ein plötzliches Getümmel an der Haustür verhinderte hier Fortunat, mehr von dieſer Unterredung zu vernehmen. Ein ganzer heller Haufe von Schauſpielern kam nämlich ſamt einem langen, mit Weinflaſchen und Gläſern beſetzten Tiſche, den ſie alle mühſam trugen, zum Hauſe heraus, der Gaſtwirt, voll Beſorgnis um ſeine Gläſer, ihnen auf dem Fuße nach. „Der liebe Gott hat hier draußen den Vorhang wieder aufgezogen," ſagte der eine zum Wirte, „ſeht da, Menſchenkind, den prächtigen Saal! Ein Reverbere, der bis auf einige verjährte Roſtflecke ziemlich blank iſt, eine Unzahl von Lichtern, die ſich ſelber putzen, an allen Wänden ganze Mondlandſchaften al fresco." – Die Geſellſchaft hatte ſich unterdes nicht ohne bedeutenden Tumult um den Tiſch gelagert. Ein ſtarker, wohlleibiger Mann von geſetzten Jahren zündete qualmend ſeine lange Pfeife an dem flackernden Lichte an, das in einer Glaskugel auf dem Tiſche ſtand und in deſſen Widerſcheine ſein vom Wein und Wetter verbranntes Geſicht ſich noch dunkelroter ausnahm; es ſchien derſelbe, der vorhin, im Regen der Geſellſchaft voranſchreitend, verſchiedentlich geſtolpert und geflucht hatte. – „Sie

ſollten auch Komödie ſpielen, mein Herr Wirt," ſagte er, mit der Pfeife in breiter Behaglichkeit auf dem Stuhle zurückgelehnt. – Der Wirt äußerte Bedenklichkeiten gegen ſeine Geſchicklichkeit. – „Ach, Flauſen!" fiel ihm der Schmauchende in die Rede, „ſehen Sie, ſo wie ich hier vor Ihnen ſitze, ſo ſitz' ich auch auf dem Theater als Oberförſter, als gutmütig polternder Alter uſw., ich rauche, ich plaudere und trinke mein Gläschen Wein ſo gut wie hier." – „Das würd' ich allenfalls wohl auch treffen," meinte der Wirt. – „Nun, ſo ſeid kein Tor!" fuhr jener fort, „wollt Ihr gratis Eure Schlafmütze aufſetzen, Euer Abendpfeifchen ſchmauchen, Euren Kindern rührende Ermahnungen geben? Laßt's Euch bezahlen, Menſch!"

Fortunat, dem der Mann gar nicht übel dünkte, verließ hier ſeine Bank. „Aber, mein Beſter" – ſagte er, ſich mit an den Tiſch ſetzend – „wird Euch denn nicht manchmal angſt, daß die neuere Poeſie Eure Oberförſtereien aufhebt und Euch Eure häuslichen Vergnügungen legt?" – „Keineswegs," entgegnete der Oberförſter ſehr ruhig, „im Gegenteil, die neueſten kurzen Dramen machen ſich wieder ganz vernünftig und familiär. Und wenn ich auch in Verſen ſpreche oder vielleicht gar ein Ritterwams anlege, ich bleibe doch der alte. Oh, mein Herr, ſolange noch deutſche Biederkeit waltet und Bier getrunken und Tabak geraucht wird, ſteht mein Charakter unerſchütterlich, wie auf Elefantenfüßen." – Hier miſchte ſich ein junger, blaſſer Schauſpieler mit in das Geſpräch, der bisher für ſich allein an dem Stümpfchen Licht in einem Buche geleſen hatte, ohne an dem Lärm der andern teilzunehmen. „Beſter Herr Ruprecht," redete er den Oberförſter an, „wer Sie ſo zum erſten Male ſchwatzen hört, könnte leicht an Ihnen irre werden. Ich aber weiß es wohl, wie Sie, gleich jenem Herrn, in der Kunſt nur das Edlere, das Ideale ſchätzen." – Ruprecht, der ſich nicht wenig damit wußte, daß er in ſeiner Jugend die Kantiſche Philoſophie gehört hatte, räuſperte ſich und rückte ſich ſoeben wohlgefällig in ſeinem Stuhle zurecht, als plötzlich die kleine Reiterin

herbeiſprang und ihm von hinten den Mund zuhielt. „Um Gottes willen," rief ſie, „fangt nicht wieder von dem langweiligen Zeuge an, ihr guten Leute und ſchlechten Philoſophen!" – „Armer Shakeſpeare!" entgegnete der Blaſſe mit einem unſäglich verachtenden Blicke. – „Oh," fiel ihm Kordelchen – ſo hieß die Reiterin – in die Rede, „der Ruprecht iſt ein eingefleiſchter Shakeſpeare, hat er ſich nicht ſchon allmählich Bardulphs feurige Naſe anſtudiert?" – Und in der Tat, ſeine ſtolze Naſe leuchtete immer ſchöner, je trüber das Licht in der Glaskugel zu verlöſchen begann. Er begab ſich für einen Augenblick der feierlichen Gravität, in die ihn die Erinnerung an ſeine akademiſchen Studien verſetzt hatte, und, täppiſch Kordelchen zu ſich zerrend, rief er: „So komm und gib deinem Bardulph einen Kuß, du ſüße Dortchen Lakenreißer!" – Da gab ihm Kordelchen, durch dieſe unzeitige Vergleichung beleidigt, geſchwind eine derbe Ohrfeige; Ruprecht aber ſprang zornig auf ſie los, während ſeine nächſten Nachbarn bemüht waren, ihn feſtzuhalten. Bei der allgemeinen Bewegung warfen ſie mit ihren Ellbogen einige Stühle und mehrere volle Gläſer um; der Blaſſe, der ganz entrüſtet ſein Buch retten wollte, fiel über ein Stuhlbein, der hinzugeſprungene Wirt über den Blaſſen, Ruprecht mit ſeinen Verfolgern über den Wirt, und ſo war auf einmal alles wie ein Rattenkönig von wunderſam durcheinanderarbeitenden Armen und Beinen. In dieſem Augenblicke hörte man Säbelſcheiden über die Hausſchwelle klirren, und zwei bärtige Polizeidiener traten in den Garten. „Was für eine ſkandalöſe Aufführung," rief der eine die Erſchrockenen an, „iſt das jetzt die Zeit, durch ſchnöden Lärm eine geſittete Bürgerſchaft zu turbieren, die, nach ſauer erfüllter Berufspflicht, ſoeben ſchon den einen Fuß in das Bett geſetzt hat." – „Und die durchreiſenden Herrſchaften! da fährt eben eine ehrwürdige Matrone erſchrocken empor," fiel ſein Gefährte ein, indem er auf ein Fenſter wies, wo die Dame mit dem Schirm neugierig hervorguckte, bei dieſer Apoſtrophe aber ſchnell wieder ver-

ſchwand. – „Nur nicht noch gar räſoniert!" – fuhr der andere zornig fort, da die Schauſpieler reden wollten –, „wir kennen uns, wir ſind verwegene Schuldenmacher, denen kein Gläubiger mehr glauben will." – Raſch an das Licht tretend und ein Papier entfaltend, las er: „Da iſt Herr Ruprecht – feurig von Naſe, erhaben von Naſe, blühend von Naſe –, was? nichts als lauter Naſe! – Herr Lothario dann, auch Literatus genannt. – Charakter: erſter Tenor; beſondere Kennzeichen: verdrehte Schleife am Halstuch, ungekämmtes Haar, ſpricht am vernünftigſten, wenn er betrunken iſt, in Summa: großes Genie. – Aber der Teufel mag aus der Beſchreibung klug werden, ich verhafte in dem Klumpen da die erſten beſten Beine. – Greif zu!" Sein Gefährte packte nun ohne weiteres den Ruprecht an den Füßen, der in dem Gedränge vergeblich bemüht war, ſeine Stiefel in den Händen des Häſchers zu laſſen und ſich auf die Strümpfe zu machen. Unterdes hatten ſich endlich auch die andern eiligſt vom Boden aufgerafft; der Direktor Sorti, ſchon halb entkleidet, flog in größter Beſtürzung herzu, der Hofhund dicht an ſeinen Waden hinter ihm drein; Kordelchen lachte, der Wirt ſchimpfte, der Blaſſe deklamierte fortwährend von perſönlicher Freiheit und unverletzlichen Menſchenrechten.

„Seid ihr nicht rechte Narren!" rief da auf einmal der Polizeidiener dazwiſchen und warf Bart, Hut und Rock von ſich – es war der Literatus Lothario. Sein Gefährte aber verwandelte ſich ebenſo raſch in Herrn Fabitz, den Komikus der Bande.

„Ich wußt' es lange" – ſagte Ruprecht, der ſich zuerſt von dem Schreck erholt hatte – indem er ruhig ſeine Pfeife ausklopfte. Die übrigen aber konnten den Scherz nicht ſo ſchnell verwinden, dem einen hatten ſie auf das Hühnerauge getreten, ein anderer fuhr wütend mit dem Ellbogen aus dem Ärmel und behauptete, das Loch ſei erſt von jetzt; alle keiften auf Lothario los, während ihnen Fabitz unbemerkt ihr Bier austrank. Lothario aber hatte unterdes vom Reiſe-

wagen ſchnell eine Trommel geholt, ſetzte ſich damit auf den Tiſch und begann luſtig zu wirbeln, bald piano, bald crescendo, nach der jedesmaligen Stimmung des Redenden. Kein Menſch konnte ſein eigenes Wort verſtehen, die Zänker ſchrien ſich ganz heiſer und verloren die Geduld, einige lachten, Lothario trommelte immerfort, bis alle nach und nach den Platz geräumt und der letzte zornig die Haustür hinter ſich zugeſchmiſſen hatte. Nur Kordelchen war zurückgeblieben. Sie ſetzte ſich trotzig neben Lothario auf den Tiſch. „Und ich bleibe gerade noch draußen," ſagte ſie, „mir gefällt die Nacht. Überhaupt," fuhr ſie fort, „ich habe dir's ſchon oft geſagt, dieſes ſtolze, herriſche, hochfahrende Weſen ſollſt du mir endlich einmal ganz laſſen!" — „Ich bitte dich," erwiderte Lothario, die Trommel weglegend, „du biſt ſonſt geſcheit, und ich kann dich wohl leiden, aber mit dem Laſſen und Anderswerden, Kind, da iſt gar nicht die Rede davon bei mir!" — Kordelchen ſah ihn eine Weile an, dann brach ſie plötzlich in lautes Lachen aus. „Das wollt' ich nur," ſagte ſie, „es ſteht dir gar ſchön, wenn du zornig biſt. Gute Nacht!" Hiermit gab ſie ihm einen Kuß und war ſchnell im Hauſe verſchwunden.

Fortunat aber, der unterdes an einem entfernteren Tiſche ſein Abendeſſen verzehrte, war nicht wenig erſtaunt, als er in Lothario, da er vorhin ſeine Polizeimaske abwarf und ins volle Licht getreten war, auf einmal den wunderlichen Cicerone wiedererkannt hatte, der ihn am erſten Morgen in Hohenſtein durch den Garten begleitet. Er benutzte die plötzliche Stille, um den alten Bekannten zu begrüßen; Lothario ſchien überraſcht und ſah Fortunat einen Augenblick durchdringend an. — „Hat mich ſonſt noch jemand dort geſehen?" fragte er endlich, und als Fortunat es verneinte, ſchien er noch viele Fragen auf dem Herzen zu haben, beſann ſich aber ſchnell wieder. „Ich liebe Hohenſtein", ſagte er nach einer kurzen Pauſe, „vor allen andern Orten und mache, ſooft wir in der Nähe vorüberziehen, einen Abſtecher nach dem Garten. — Doch heut iſt's ſchon zu ſpät, wir ſprechen

wohl noch morgen mehr davon." – Hiermit ſchüttelte er Fortunat die Hand und ging nach dem andern Flügel des Hauſes hin.

Fortunat konnte in ſeiner Kammer lange nicht einſchlafen. Im Hauſe und unter den Fenſtern war alles ſtill geworden, nur die Bäume neigten ſich rauſchend im Winde, während ferne Blitze zuweilen noch eine plötzliche geſpenſtiſche Helle über den Garten warfen. Da war es ihm, als nahten ſich zwei Geſtalten von fern dem Hauſe. Er erkannte Lothario, der mit einem fremden Manne, den er bisher in der Geſellſchaft nicht bemerkt hatte, in lebhaftem Geſpräche begriffen ſchien. Sie verloren ſich bald wieder zwiſchen den Bäumen. Nach einem Weilchen kam Lothario allein zurück, dann wurde alles wieder ſtill.

Siebentes Kapitel

Noch war keine Spur des Morgens am Himmel, da lagen mehrere der jüngeren Schauſpieler, denen es zu ſchwül im Hauſe geworden war, in ihre Mäntel gehüllt ſchlafend auf den Stühlen und Bänken unter den Linden umher. Fabitz, der Komikus, welcher ſich über den langen Tiſch hingeſtreckt hatte, erwachte zuerſt. Er blickte erſchrocken in den Himmel, und da er an dem Stand der Geſtirne bemerkte, daß es lange nach Mitternacht war, ſprang er ſogleich auf den Tiſch hinauf und fing wie ein Hahn zu krähen an.

Da fuhr eine dunkle Geſtalt nach der andern fröhlich in die dämmernde Nacht empor, ſchauernd und ſich ſchüttelnd in der kühlen Luft. Lotharío aber kam ſchon ganz reiſefertig tiefer aus dem Garten und pochte luſtig an die Haustür. „Glückauf!" rief er, „fröhliche Botſchaft! heraus da! ich habe Fortuna beim Schopf!" – Nun fuhren ſchlaftrunkene Mädchengeſichter neugierig aus den Fenſtern, immer mehr Stimmen wurden nach und nach drinnen wach, Türen flogen heftig auf und zu, und bald glich das ganze Haus einem Bienenſtocke, der ſchwärmen will.

Fortunat, von dem wachſenden Lärm aufgeſchreckt, eilte gleichfalls hinab und fand ſchon die ganze Geſellſchaft in der

liebenswürdigſten Laune um Lothario verſammelt. Dieſer hatte nämlich in der Nacht durch einen Freund die Nachricht erhalten, daß der Fürſt auf ſeinem eine Tagereiſe von hier gelegenen Jagdſchloſſe angekommen, wo er jeden Sommer einige Wochen hindurch ſich den Freuden der Jagd und allerlei wunderlichen, romantiſchen Einfällen zu überlaſſen pflege. Dem Briefe lag zugleich eine Einladung des Fürſten an Herrn Sorti bei, mit ſeiner Truppe ſo ſchnell als möglich ſich auf dem Schloſſe einzufinden. – Dieſer unerwartete Glücksfall verbreitete einen allgemeinen Jubel. Ein jeder ſchnürte eiligſt ſein Bündel, alle verſprachen ſich goldene Berge von dem reizenden Aufenthalt, die Männer Ruhm und gutes Leben, die Mädchen vornehme Liebſchaften und Geſchenke. Fortunat ſelbſt, den ſein Weg ohnedies an dem fürſtlichen Schloſſe vorbeiführte, beſchloß, die Fröhlichen bis in die Nähe desſelben zu begleiten.

Die aufgehende Sonne traf die muntere Karawane ſchon draußen auf den Bergen. Kamilla – ſo wurde die Dame mit dem Schirm genannt – ſchien Fortunat ausweichen zu wollen und war daher mit Herrn Sorti auf dem Packwagen vorausgefahren. Die andern hatten in dem Städtchen einen Burſchen gedungen, der ſie auf den Fußſteigen durch den ſchönen Wald führen mußte; alle waren freudig aufgeregt und ſprachen viel von den Feſten auf dem fürſtlichen Schloſſe und den ſchönen Tagen, denen ſie entgegenwanderten. Ruprecht ſchritt Tabak rauchend wieder voraus und intonierte an den ſchönſten Waldſtellen zuweilen: „In dieſen heiligen Hallen" oder eine andere würdige Baßarie, während Fabitz unermüdlich die mannigfaltigſten Vogelſtimmen nachahmte. Lothario ſchweifte unterdes, ſeine Flinte auf dem Rücken, allein auf den Bergen umher; von Zeit zu Zeit hörte man ihn fern im Walde ſchießen, was jedesmal von der Geſellſchaft mit einem lauten Hurra erwidert wurde. – Fortunat aber war wunderlich zumute in der ungebundenen Freiheit. Er atmete fröhlich die kühle Waldluft, ſich oft zurückwendend und des muntern Zuges erfreuend, wie

die heitern Geſtalten mit ihren bunten Tüchern und phantaſtiſchen Reiſetrachten bald über ihm auf überhängenden Felſen erſchienen, bald tief im dunklen Grün wieder verſchwanden.

Als die Sonne ſchon hoch ſtand, ruhte die Truppe auf einer ſchönen Waldwieſe aus. Da kam plötzlich auch Lothario aus dem Walde zu ihnen. „Wer iſt der fremde Herr hier in den Bergen?“ fragte er raſch den Führer, — „da iſt ſo ein Kerl im Frack, der ſchlüpft ſchon die ganze Zeit über von Strauch zu Strauch, ſieht ſich manchmal nach euch um und flieht dann von neuem vor eurem Singſang und Geſchnatter wie ein Haſe auf der Klapperjagd.“ — „Das iſt gewiß der Doktor,“ erwiderte der Führer lachend, „der kam einmal mitten in einem Platzregen ins Dorf wie vom Himmel gehagelt. Die Gegend gefiel ihm, es war gerade ein Haus droben leer, da wohnt er ſeitdem darin, eine alte Frau aus dem Dorfe beſorgt ihm das Eſſen. Am Abend aber, wenn die jungen Burſchen und Mädchen vor den Haustüren ſitzen, kommt er auch herab und ſie müſſen ihm Lieder ſingen und Märchen erzählen; da hat er ſchon manche Maulſchelle bekommen, wenn er die Mädchen heimlich in die Arme kniff. Aber es iſt ihm nicht zu trauen,“ fuhr der Führer fort, „er hat droben kurioſe Bücher, da iſt kein chriſtlicher Buchſtabe drin, lauter Zirkumflexe, wie wenn eine Spinne übers Blatt gelaufen wäre, und ſooft er aus den Büchern murmelt, zieht ſich an den Bergkoppen ein Wetter zuſammen, dann hört man ihn drinnen im Hauſe laut ſprechen und ſchimpfen und iſt doch kein Menſch bei ihm.“

In demſelben Augenblicke erblickten ſie auch den Zauberer ſelbſt in der Ferne, wie er ſoeben haſtig den Berg hinanklomm, daß die Steine hinter ihm herabkollerten. — „Den muß ich doch ſprechen!“ rief Lothario, dem Fliehenden ſogleich raſch nachſetzend. Fortunat und noch einige andere von der Geſellſchaft ſchloſſen ſich neugierig an.

So verfolgten ſie raſch die Spur des Fremden, der unterdes ſchon den Gipfel des nächſten Hügels erreicht hatte; nur

ſeine Rockſchöße ſahen ſie noch manchmal zwiſchen den Gebüſchen fliegen, bis ſie ihn zuletzt ganz aus den Augen verloren. Nach mühſamem Umherirren gelangten ſie endlich an ein halbverfallenes, rings von hohem Unkraut umgebenes Haus, deſſen Türen und Fenſter feſt verſchloſſen waren. – „Da iſt er gewiß hineingeſchlüpft," ſagte Lothario und klopfte an die alte Tür. Es erfolgte keine Antwort, aber im Innern des Hauſes hörten ſie ein gewaltiges Gepolter, als würden Tiſche und Bänke haſtig an die Tür geſchoben. Lothario pochte von neuem, ſtärker und immer ſtärker. Da flog plötzlich oben eine Dachluke auf, und mit zornblitzenden Augen erſchien in der Öffnung ein kleiner, lebhafter Mann, in dem Fortunat zu ſeinem Erſtaunen ſogleich den nächtlichen ſeltſamen Geiger aus dem Weinkeller in Walters Städtchen wiedererkannte. – „Doktor! – Dryander!" riefen die Schauſpieler überraſcht aus.

„Was wollt ihr?" fuhr ſie der Muſikus von oben ſehr heftig an. „Denkt ihr, ich werde aus den friſchen Berglüften zu eurem dicken Lampendunſt hinabkommen und das Volk laſſen um das Publikum und das Rauſchen der Wälder um eure Triller und Sentenzen? Geht hinunter und weint um Hekuba, wenn ihr nicht über eure eigene Miſere weinen könnt!" – Hier ſah er erſt ſeine Zuhörer einen nach dem andern genauer an. „Entſetzlich," ſagte er nach einer kurzen Pauſe zu Ruprecht, „du ſchauſt wie ein brennender Buſch aus." – Und du, idealer, blaß verwaſchener Muſenbräutigam, redeſt du jede Magd noch Jungfrau an und forderſt den Stiefelknecht in Jamben? – Aber dich, Barbar, der in Blut watet und von den Tränen des Publikums lebt, dich erkannt' ich gleich an der roten, tyranniſchen Stirn wieder!" – Jetzt wurde er plötzlich auch Lothario gewahr, er ſtutzte, und wie ein Morgenleuchten überflog es ſein ganzes Geſicht, dann warf er ſchnell das Dachfenſter zu. – Lothario aber hatte unterdes ſchon die morſche Tür eingerannt und über die umgeworfenen Stühle, womit ſie verrammelt war, das Zimmer erreicht.

Als die übrigen eintraten, fanden ſie beide in einem leiſen, heftigen Geſpräch, das Laub vor dem Hauſe verbreitete eine wunderbare, grüne Dämmerung über die kleine Stube, durchs offene Fenſter hörte man den mehrſtimmigen Geſang der zurückgebliebenen Schauſpieler von unten heraufſchallen:

„Wir wandern wohl heut noch weit.
Wie das Waldhorn ſchallt!
O grüner Wald,
O luſtige, luſtige Sommerzeit!"

Dryander war auf einmal wie verwandelt. „Das iſt noch das alte Lied," ſagte er und ſchob ein paar Bücher in ſeine Rocktaſche, „das hab' ich euch damals komponiert, um eure Affekte von den Wirtshäuſern auf die ſchöne, erhabene Natur zu lenken. Seid ihr noch immer ſo durſtig? Und lebt Kordelchen noch, den Kennern zur Freude und den Frauen zum Trotz?" —

„O luſtige, luſtige Sommerzeit!"

klang es wieder herauf. Da hatte der Doktor haſtig wieder ein paar Bücher eingeſteckt, nahm die Geige unter den Arm und ſetzte ſeinen Hut auf. Lothario ſtopfte ihm ſchnell noch ein Bündel Wäſche nach, die andern drängten ihn ſchon zur Tür hinaus, und ſo ſtiegen ſie eilig mit dem Doktor die Höhe hinab.

Unten auf der Waldwieſe fanden ſie alles ſoeben ſchon im Begriff, wieder aufzubrechen. Ein allgemeiner Jubel begrüßte die Ankommenden, und alle umringten den wiedergefundenen Doktor, der früher einmal als Muſikdirektor die Geſellſchaft eine Zeitlang begleitet hatte. Dieſer embraſſierte die alten Kameraden nach der Reihe durch, küßte dann der Dame Kamilla, die eben nicht ſehr erfreut ſchien, ihn wiederzuſehen, zierlich die Hand und half ihr, da Herr Sorti ängſtlich zur Fortſetzung der Reiſe trieb, mit ausnehmendem Anſtande auf den Rüſtwagen.

Unter dieſem Bewillkommnungsgetümmel bewegte ſich endlich der Zug langſam weiter. Dryander aber mit ſeinen dick angeſchwollenen Rocktaſchen ſetzte ſich an die Spitze des-

ſelben, ergriff ſeine Geige und ſpielte und ſang, daß es weit durch den Wald erſchallte:

„Mich brennt's an meinen Reiſeſchuhn,
Fort mit der Zeit zu ſchreiten –
Was wollen wir agieren nun
Vor ſo viel klugen Leuten?

Es hebt das Dach ſich von dem Haus,
Und die Kuliſſen rühren
Und ſtrecken ſich zum Himmel 'raus,
Strom, Wälder muſizieren!

Und aus den Wolken langt es ſacht,
Stellt alles durcheinander,
Wie ſich's kein Autor hat gedacht:
Volk, Fürſten und Dryander.

Da gehn die einen müde fort,
Die andern nahn behende,
Das alte Stück, man ſpielt's ſo fort
Und kriegt es nie zu Ende.

Und keiner kennt den letzten Akt
Von allen, die da ſpielen,
Nur der da droben ſchlägt den Takt,
Weiß, wo das hin will zielen."

Die Sonne ſtand ſchon tief und warf ihre letzten Strahlen zwiſchen den Baumſtämmen ſchimmernd über die Wanderer, als dieſe durch die zierlichen Jägerhäuſer und die im Walde ſich kreuzenden Alleen daran erinnert wurden, daß ſie dem Ziele ihrer Reiſe nicht mehr fern ſein konnten. Von weitem vernahm man nun auch Waldhornſignale, einzelne Schüſſe und Rufen dazwiſchen, wie das letzte Verhallen einer großen, weitverbreiteten Jagd. Die Geſellſchaft wurde nun nach und nach ſtiller, jeder rückte ſorgſam ſeine Kleidung zurecht und blickte erwartungsvoll vor ſich in die Ferne hinaus. Fortunat aber fühlte ſich unbehaglich überraſcht, da

nun das bisherige fröhliche Reiſeleben plötzlich zum förmlichen Metier werden ſollte.

Jetzt ſenkte ſich der Weg allmählich ins Tal hinab, da ſahen ſie eine luſtige Säulenhalle, rote Ziegeldächer und ſtille Waſſerſpiegel wechſelnd aus der Tiefe aufblicken, immer geheimnisvoller, je weiter ſie kamen, ſchimmerte es bald da, bald dort zwiſchen dem Grün herauf, durch die Wipfel aber leuchtete ein Gewitter, das ſie im Walde nicht bemerkt hatten. Auf einmal ſchrien die Frauenzimmer kreiſchend auf, denn gerade über ihnen, wie aus den Lüften, ließen ſich plötzlich fremde Stimmen vernehmen, und auf der in viele Klüfte zerſpaltenen, faſt unzugänglichen Felſenwand erblickte man zwei Schützen, die ſich offenbar dort zwiſchen den Steinen verſtiegen hatten. Der eine, ein kleiner, dicker runder Mann, der immer da, wo man ihn am wenigſten vermutete, wie ein Kürbis vom Felſen hing, trat beſtändig zu kurz, während ſein überlanger, hagerer Begleiter jederzeit über ſein Ziel hinausſchritt. Dieſer gab ſich, zum Ärger des andern, das Anſehen, ihm beizuſtehen, obgleich er ſelbſt jeden Augenblick das Gleichgewicht verlor und ſo den Dicken erſt recht mit ins Unglück brachte. Endlich konnten beide weder vor noch zurück mehr und begannen aus Leibeskräften um Hilfe zu ſchreien. Da erſchallte vom höchſten Gipfel ein mutwilliges Lachen. Die Abendſonne warf unter der ſchwarzen Gewitterwolke einen dunkelroten Glanz über die ganze Gegend, und in der ſcharfen Beleuchtung erſchien droben plötzlich eine ſchöne, hohe Mädchengeſtalt zu Pferde, ein grünſamtenes Jagdkleid umſchloß die ſchlanken Glieder, lange, weiße Federn wogten vom Barett über ihre Schultern hinab. Während ihr Pferd ungeduldig den Boden ſcharrte, betrachtete ſie mit großen, dunklen Augen die Erſtaunten, die unwillkürlich die Unbekannte ehrfurchtsvoll begrüßten. Sie nickte mit dem ſchwarzgelockten Köpfchen kaum einen flüchtigen Dank, wandte ſich dann raſch und war bald in den Abendgluten wieder verſchwunden.

„Herrlich!“ riefen mehrere von der Geſellſchaft aus.—

„Bei Gott," ſagte Lothario, die Reiterin mit durchdringenden Blicken verfolgend, „die haben gewiß heut wieder einmal ihren romantiſchen Tag!" — Unterdes waren die andern ſchon mit langen Stangen, Stricken und Leitern herbeigeeilt, und es gelang ihnen endlich unter größerem Lärm, als eben nötig war, die beiden verirrten Schützen glücklich auf die Ebene zu bringen. Dieſe waren indes übel zugerichtet, der eine hatte den Hut, der andere den Rockſchoß droben gelaſſen; am abenteuerlichſten ſah der Lange aus mit knappen, grauen Gamaſchen und modernem Jagdkleide, halb Überrock, halb Frack, faſt lauter Taſche. Kaum aber ſahen ſie ſich unten in Sicherheit, als ſie, Gefahr und Dank vergeſſend, ſogleich mit ſpitzigen Worten aufeinander losgingen. Jeder ſchob dem andern die Schuld zu, es ſchien, als habe die ſchöne Jägerin, der ſie in verliebter Galanterie nachgeſetzt, ſie abſichtlich in dieſes Klippenlabyrinth verlockt. — So ſchritten beide, ohne ſich um die Schauſpieler weiter zu bekümmern, eilend dem Schloſſe zu, und man hörte ſie noch weit durch die Dämmerung zanken.

Jetzt aber fegte der Sturm alles zuſammen, von allen Seiten ſah man einzelne Jäger an den einſamen Waldesabhängen herniederſteigen. Da begann es auch im Schloſſe ſich wunderſam zu rühren, Türen wurden geöffnet und geſchloſſen, Bediente in bunten, reichen Livreen liefen die Marmortreppen auf und ab, die hellerleuchteten Fenſter, hinter denen ſich in prächtigen Gemächern einzelne Frauengeſtalten bewegten, warfen einen magiſchen Schein weit über den dunklen Garten. Dann wurde auf einmal alles ſtill in der ganzen weiten Runde, die Nacht und das Gewitter zogen immer tiefer herein; Fortunat, der keine Luſt hatte, wieder naß zu werden, war bereits allein nach der Dorfſchenke geritten, die Schauſpieler ſchimpften, ſie hatten zu ihrem Empfange ſich Triumphbogen geträumt, einholende Kammerjunker und den Fürſten von hohem Balkon ihnen entgegenwinkend. — Endlich ſahen ſie vom Schloſſe her Fackeln durch den Waldgrund ſich bewegen und erkannten bei den wirren

Scheinen mit klopfendem Herzen die bunten Livreen der fürſtlichen Bedienten. „Heda, ihr Herren Komödianten!“ rief der eine, „wo Teufel ſteckt ihr denn?“ – „Nun, Gott behüt' uns!“ – ſagte ein anderer, im Kreiſe umherleuchtend – „das hängt ja wie Meltau an allen Sträuchern, als hätt' es Plunder geregnet!“ – Kamilla, höchſt entrüſtet, rauſchte mit ihrem vornehmſten Anſtande daher und ließ einiges von impertinenten Domeſtiken fallen. Da war aber nicht lange Zeit zum Ärgern und Händelmachen. Denn der Gewitterwind wühlte ſchon in den Flammen der Fackeln und in den Tüchern der Damen; die Bedienten trieben zur Eile, Mäntel und Regenſchirme flogen verworren durcheinander, und ſo wälzte ſich alles in unordentlicher Flucht dem Schloſſe zu.

Nur Lothario war zurückgeblieben, denn die ſchöne Jägerin mußte noch in den Bergen ſein. Und er irrte ſich nicht. Zwiſchen den Blitzen von Fels zu Fels, daß ihm ſchwindelte, lenkte ſie mit kühner Gewandtheit ihr Pferd langſam den ſchmalen Steig hinab. Von dem letzten Abhange endlich wagte es einen verzweifelten Sprung und ſtürzte unten ſamt der Reiterin auf dem Raſen zuſammen. In demſelben Augenblick riß ſie es gewaltſam wieder empor, beide hatten keinen Schaden genommen, nur der Zaum war entzwei. Da ſprang Lothario raſch hinzu, ein langer Blitz beleuchtete plötzlich die ganze ſchöne Geſtalt. „Wie das blendet!“ rief er, während er, auf den Nacken des Pferdes gelehnt, ihr lächelnd unter dem Barett in die Augen blickte. – Sie ſah ihn groß an – „Da, die Kinnkette noch,“ erwiderte ſie kurz und ſtolz, dann, als er den Zaum in Ordnung gebracht, drückte ſie raſch die Sporen ein, und zwiſchen den roten Scheinen der Windlichter ſah er ihren weißen Federſchmuck wie einen Schwan durch die finſtere Nacht dahinziehen.

Achtes Kapitel

Als Fortunat erwachte, blickte er erſtaunt in einem hohen, vom Morgenrot ſchimmernden Gemache umher. Nach und nach erſt beſann er ſich auf alles, wie er geſtern noch vor Aus-

bruch des Gewitters aus der Dorfſchenke in das fürſtliche Schloß geladen worden, wie wunderbar da beim Widerſcheine der Blitze das Schloß in der Nacht ausſah, das Getümmel dann im Hofe, und wie darauf ein Bedienter ihn mitten aus dem Gewirre in dieſes Gemach gewieſen. Hier hatte er durch das Fenſter bemerkt, daß die übrigen Schauſpieler nochmals weiterziehen mußten und beim trüben Schein einiger Windlichter einen dunklen Baumgarten hinabgeführt wurden, bis zuletzt die Lichter, das Rumpeln des Reiſewagens und die wohlbekannten Stimmen ſich in dem Plätſchern des Regens verloren, der nun plötzlich in Strömen herabſtürzte.

Jetzt aber regte ſich noch kein Laut, nur draußen blickten einzelne Flüſſe und Landſchaften mit funkelnden Kirchtürmen ſchon geheimnisvoll zwiſchen den hohen Bäumen herauf. Da kleidete Fortunat ſich ſchnell an und eilte durch das ſtille Haus die breiten, dämmernden Marmortreppen hinab. Unter einer luftigen Säulenhalle, die von beiden Seiten mit hohen, ausländiſchen Blumen beſetzt war, trat er in den prächtigen Garten. Hier war nach dem erfriſchenden Regen der Morgen wie ein bunter Teppich ausgebreitet, auf dem das Schloß gleich einer ſchlummernden Sphinx noch rätſelhaft ruhte. — Er wollte eben tiefer in das Grün hineingehen, als er überraſcht in einiger Entfernung folgendes Lied ſingen hörte:

„Aus Wolken, eh im nächt'gen Land
Erwacht die Kreaturen,
Langt Gottes Hand,
Zieht durch die ſtillen Fluren
Gewaltig die Konturen,
Strom, Wald und Felſenwand.

Wach' auf, wach' auf! die Lerche ruft,
Aurora taucht die Strahlen
Verträumt in Duft,
Beginnt auf Berg und Talen

Ringsum ein himmliſch Malen
In Meer und Land und Luft.

Und durch die Stille, lichtgeſchmückt,
Aus wunderbaren Locken
Ein Engel blickt. –
Da rauſcht der Wald erſchrocken,
Da gehn die Morgenglocken,
Die Gipfel ſtehn verzückt.

O lichte Augen, ernſt und mild,
Ich kann nicht von euch laſſen!
Bald wieder wild
Stürmt's her von Sorg' und Haſſen –
Durch die verworrnen Gaſſen
Führ' mich, mein göttlich Bild!"

Fortunat folgte dem Geſange, der von einem entfernten Flügel des Schloſſes herzukommen ſchien. Die hohe Tür war angelehnt, er trat herein und befand ſich in einer ſchönen, großen Kapelle, die durch eine Kuppel erleuchtet wurde. Auf einem Gerüſte ſtand dort ein Maler, welcher in dieſer ſtillen, kühlen Einſamkeit, zwiſchen den von oben einfallenden Morgenlichtern und den halbvollendeten, betenden Geſtalten mit ihren reichen, leuchtenden Gewändern wie in dem Kelch einer wunderbaren Blume ſchwebte. Er hörte auf zu ſingen, als er unten den Fremden gewahrte, und wandte ſchnell ein munteres Geſicht zwiſchen umwallenden, braunen Locken aus ſeinem Himmel hinab. – „Glückauf!" rief ihm Fortunat, überraſcht von der ganzen, unerwarteten Erſcheinung, fröhlich zu, „das iſt eine herrliche Werkſtatt!" – Der Maler nickte lächelnd und fuhr in ſeiner Arbeit fort, kehrte ſich dann aber, plötzlich abbrechend, wieder zu Fortunat: „Sind Sie nicht geſtern abend mit den Schauſpielern gekommen?" – „Ja, und zugleich von ihnen abgekommen, ich weiß nicht wie," erwiderte Fortunat. – „Oh, die ſind gar nicht weit," ſagte der Maler. „Und eigentlich iſt auch heute Aurora zu ſchön, um

ihr hier ins Geſicht zu klecksen, ich will Sie lieber gleich zu Ihren Kameraden führen." – Bei dieſen Worten hatte er raſch Pinſel und Palette weggelegt und kam die Leiter herab. Es war ein kecker, vollwangiger Jüngling mit bloßem Hals und knappem, ſehr zierlichem, deutſchem Rock. Er verſchloß die Tür, da ſie hinaustraten, und führte Fortunat eilig durch den Baumgang, in welchem geſtern nacht die Schauſpielergeſellſchaft verſchwunden war. „Das muß ein glückliches Leben ſein," ſagte er, „wie oft hab' ich mir ſchon gewünſcht, ſo mit fröhlichen Geſellen ins Blaue hineinzuziehen! Wir Maler ſind überall an Ort und irdiſches Material gebunden. Da ſind die andern Künſtler beſſer dran, zumal der Dichter. Die ganze ſchöne Welt iſt ſein Revier, und wo er ſingt, iſt der Himmel. – Aber da ſind wir ſchon!" unterbrach er ſich hier. „Sehen Sie dort. Es iſt eigentlich ein altes Gartenpalais, das lange wüſt und verlaſſen ſtand. Ich wohne auch drin, ſeit ich hier male; nun hat der Fürſt auch die Geſellſchaft mit hineinquartiert. Hören Sie doch, was für ein Rumor darin! Das iſt ja wahrhaftig wie eine Menagerie, wo unzählige Loris und Papageien durcheinander kreiſchen und manchmal eine alte Hyäne dazwiſchen gähnt."

Fortunat erblickte nun am Ende des Baumganges einen weiten, grünen Platz, wo mehrere Figuren von Buchsbaum, halbzertrümmerte Statuen und vertrocknete Waſſerkünſte einen ehemaligen franzöſiſchen Garten andeuteten, der jetzt nur noch durch einzelne Kaiſerkronen und dunkelglühende Päonien ſeltſam an die alte Herrlichkeit erinnerte. Im Hintergrunde ſtand ein alter, ſchwerfälliger, von der Zeit gebräunter Palaſt, deſſen vornehme Geſimſe mit Verachtung auf die aus den Fenſtern flatternde Wäſche und auf Kamillas Regenſchirm herabzublicken ſchienen, den ſie vor ihrem Schlafzimmer als Markiſe ausgeſpannt hatte.

Fortunat trat mit dem Maler hinein und begrüßte ſeine luſtigen Reiſegefährten, die vor Freuden auch nicht mehr ſchlafen konnten und ſich hier nach jahrelangem, dunklem Umhertreiben in den Dachſtübchen kleiner Städte ſehr be-

haglich und laut in dem ungewohnten Glanze sonnten. Ein großer Saal mit Stuckverzierungen, verblichenen Tapeten und einem altväterlichen Billard in der Mitte diente ihnen zum Versammlungsplatz, und wenngleich die Bursen des Billards zum Teil vom Zahne der Zeit schon abgenagt waren, so hatten die erfindsamen Geister doch sogleich ihre eigenen, ohnedies ziemlich überflüssigen Geldbeutel daran geheftet und schnitten ihre Karoline mit mehr Behagen als Geschicklichkeit. Nur Kordelchen erwies sich als Meisterin, wobei sie, in gewandten Stellungen über der grünen Tafel schwebend, ihr zierliches Figürchen zu zeigen willkommene Gelegenheit hatte.

Der enthusiastische Maler begann sogleich eine Partie mit ihr, und Fortunat wollte eben Lothario aufsuchen, den er in der Gesellschaft vermißte, als der sonst friedfertige Komiker Fabitz plötzlich mit einem seltsamen jungen Manne, mit welchem er draußen in Zank geraten, in den Saal hereinstürzte. Der junge Mensch trug die altdeutsche Tracht, deren verschossenes Schwarz aber schon bedeutend ins Graulichе spielte; lange, grobe Haare hingen ihm von beiden Seiten bis über die Schultern herab und gaben dem langen, eckigen Gesichte ein gewisses antiquitätisches Ansehen. Es ergab sich, daß es gleichfalls ein Maler, namens Albert, war, der auf seiner Rückreise von Rom hier seit einiger Zeit Beschäftigung und günstige Aufnahme gefunden. Dieser hatte nun kaum in Erfahrung gebracht, daß bei der eben angekommenen Gesellschaft ein Herr Fabitz den Kasperl zu spielen pflege, als er sogleich mit wahrem Missionarieneifer auf den Unglücklichen losging und ihm über das Unwürdige, Verkehrte und daher Unhaltbare seines Kunstgewerbes die gemessensten Vorstellungen machte. Er sprach viel vom ernsten Norden, wo die edlen Eichen höherer Bildung solch niederes Unkraut gar nicht aufkommen ließen; ja, eine norddeutsche Zunge, wie die seinige, entsetzte sich schon vor dem barbarischen Laute: Kasperl! Fabitz dagegen meinte, er kenne zwar von den nordischen Zungen bloß die geräucherten, die langen, norddeut-

ſchen Kaſpars aber ſeien wahrſcheinlich nur zu langweilig, um auf das Theater gebracht zu werden. – Zuletzt aber, da ihm die ganze Erſcheinung des Norddeutſchen etwas Neues war, überwältigte ihn ſein Naturell. Unwillkürlich nahm er nach und nach, Zorn und Streitpunkt vergeſſend, die wunderliche Haltung, Geſicht und Stimme ſeines Gegners, der in ſeinem fanatiſchen Eifer nichts davon merkte, ſelber an und focht ſo verzweifelt in aufgeſchnappten, hochtrabenden Sentenzen, daß ſein Gegner ganz konfus wurde. – Kordelchen hatte ſchon lange vom Billard zugehorcht. „Allerliebſter Narr," rief ſie nun hinzuſpringend aus und gab ihm einen herzhaften Kuß. „Pfui! wenn er nur nicht ſo häßlich wäre!" ſagte ſie dann, ſich den Mund ſchnell abwiſchend.

Währenddes hatte ſich, ohne von dem Streite Notiz zu nehmen, ein kurzer, runder Mann zu Fortunat geſellt, der ſich ihm als den fürſtlichen Schulrat vorſtellte und in welchem er ſogleich den dicken Schützen wiedererkannte, dem ſie geſtern vom Felſen geholfen. Fortunat wußte gar nicht, wie ihm geſchah, da der Kleine auf einmal ſehr gelehrt von Poeſie, Kunſt und Religion zu ſprechen anfing und ſich endlich angelegentlichſt erbot, ihn in den wenigen Augenblicken der Muße, die ihm blieben, mit den mancherlei Merkwürdigkeiten des Ortes bekannt zu machen. Kaum hatte der kämpfende Maler Albert den Schulrat erblickt, als er vornehm den Streit abbrach und ſich zu ihnen wandte. – „Vortrefflich," ſagte der Schulrat, ſich an Fortunats Arm hängend, „ſo geleite ich Sie gleich zu einem Götterfrühſtück, womit ich mich jeden Morgen für meine Berufsgeſchäfte zu ſtärken pflege." – So ſchritten ſie eilig durch einen langen Korridor zu einer ſchweren, eichenen Tür, die Albert mit einer gewiſſen Feierlichkeit öffnete. Es war ſein Atelier, ein hohes, ritterliches Gemach, an deſſen ſchmuckloſer Hauptwand ein großes, mit der Jahreszahl 1813 bezeichnetes Schwert hing, um das ſich ein verwelkter Eichenkranz wand. „Das iſt mein treuer Reiſegefährte," ſagte Albert zu Fortunat, „und wenn mich ſchlaffe Ruh' oder weichliche Luſt überſchleichen wollen,

blick' ich die Eisenbraut an und gedenke der ernsten, großen Zeit." – „Ach, das ist schon eine alte Geschichte!" entgegnete Fortunat lachend. – „Sind Sie damals mit zu Felde gewesen?" fragte der Maler etwas spitzig. – „Freilich," erwiderte jener, „das versteht sich ja aber ganz von selbst."

Inzwischen befand sich der Schulrat schon mitten unter Alberts Arbeiten, die in dem Gemache umherstanden und von dem erstaunenswerten Fleiße des Malers zeugten. Da waren die ungeheuersten Anstalten zur Kunst: Gliederpuppen, sorgfältig gefaltete Mäntel, Modelle und Büsten, dazwischen mehrere vollendete Bilder, Historienstücke aus der antiken Heroenzeit von sehr zusammengesetzter, studierter und nicht leicht faßlicher Komposition. „Göttlich!" rief der Schulrat einmal über das andere aus, während er mit Kennermiene beschäftigt war, jedes Bild genau in das rechte Licht zu stellen. „Sehen Sie den ätherischen Hauch des Inkarnats, die Perspektive, diesen klassischen Ausdruck!" – „In der Tat, ein philosophischer Pinsel," erwiderte Fortunat. Denn diese anmaßlichen, affektierten Heldengestalten voll Männerstolz und Männerwürde wollten ihm nicht im mindesten behagen, und die Jungfrauen mit ihrer langgestreckten, anmutlosen Tugendlichkeit kamen ihm gar wie gemalte Begriffe der Jungfernschaft vor.

„Nun, ich muß mich nur wieder mit Gewalt losreißen," sagte endlich der Schulrat, seinen Hut ergreifend, „ernstere Geschäfte rufen mich." – „Ein Genie!" flüsterte er, im Fortgehen auf Albert deutend, Fortunat zu. – „Ein tiefer umfassender Geist!" sagte Albert, als der Schulrat verschwand.

Fortunat aber hatte unterdes eines von den kleineren Bildern angezogen. Man sah Rom in der Ferne mit seinen phantastischen Trümmern und Palästen in der vollen Glut des südlichen Abendhimmels. Im Vorgrunde, von Rom fort, schritt einsam durch das schon dunkelnde, öde Feld ein einzelner Mann mit antikem Faltenwurf des Mantels und feierlich ernster Miene, an dem Fortunat sogleich den Maler selbst erkannt hätte, wenn er auch nicht zum Überflusse noch mit

dem obengedachten Schwerte vom Jahre 1813 umgürtet gewesen wäre. – „Aber warum in aller Welt kehren Sie dieser leuchtenden Wunderpracht hier so eilfertig den Rücken?" fragte er erstaunt. – „Dieses Bild", erwiderte Albert mit seinem allerlängsten Gesicht, „bezeichnet eigentlich die dunkle Führung überhaupt, die in meinem Leben waltet. Rom ist herrlich, und ich nahte voll Ehrfurcht den alten Heldenmalen. Aber das leichtsinnige Geschlecht und das Klingeln der Bonzen über den Gräbern versunkener Größe störte und empörte mich. Ich konnte mich den Anmutungen des Aberglaubens, auch nur zum Scheine, nicht gefällig erweisen und hatte beständig Verdruß. Dazu kam, daß das Geschick meines deutschen Vaterlandes, wo eine neue, große Zeit sich ausgebärt, heimlich an meinem Herzen fraß, ich hatte nirgends Ruhe. Meine Kameraden gefielen sich dort bald höchlichst – ich aber ermannte mich zur rechten Zeit und flüchtete vor den gleißenden Schlingen doppelter Knechtschaft nach dem ernsten, heimatlichen Norden." –

„Norden?!" – rief Fortunat erschrocken über dieses plötzlich wiederkehrende Lieblingsthema des Malers aus und griff hastig nach seinem Hute. Albert, welcher dies für eine Aufwallung übereinstimmender Empfindung halten mochte, drückte ihm stumm die Hand, aber mit so seltsamer Kreuzung der Finger, daß es Fortunat sogleich für das heimliche Zeichen irgendeines ihm fremden Bundes erkannte. Fortunat besann sich nicht lange, sondern erwiderte den Druck, zu Alberts Verwunderung, mit noch abenteuerlicheren Handgriffen und stürzte dann ins Freie hinaus.

„Verdammte Wirtschaft!" rief er draußen, durch den Baumgang eilend, „überall vertreten einem solche lange Gesichter das Morgenlicht! Lassen sich da von irgendeinem kritischen Kleinmeister eine angeräucherte Brille aufheften, womit sie dann in alle Welt gehen, die Völker zu richten. So zieht das Geschmeiß, wie die Wanderraupen, durch den Glanz der Länder in stillem Wahnwitze fort, wenn es sonst Wahnsinn ist, die Dinge anders anzusehen, als sie wirklich sind!" Zuletzt

mußte er ſelbſt laut auflachen über den wunderlichen Zorn, in den ihn das Larvenkunſtkabinett des Malers verſetzt hatte. Die Morgenſonne ſpielte golden durch die Wipfel der Bäume, und unzählige Vögel ſangen. Er blickte fröhlich umher und fand, daß die Welt trotz aller Narren ſo ſchön und luſtig blieb, wie ſie war.

Neuntes Kapitel

Es war ſchön anzuſehen, wie auf der luſtigen Rampe des Schloſſes, die gleich einer Blumenzinne weit über die Wälder hinausragte, ſchlanke Frauengeſtalten und bunte Uniformen zwiſchen den dunkeln Orangenbäumen hervorſchimmerten. Oben ſaßen die Fürſtin, Herren und Damen in der heiteren Morgenkühle auf buntgeſtickten Feldſtühlen umher, die Abenteuer der geſtrigen Jagd beſprechend. Mehrere Bände von Shakeſpeare mit funkelndem Goldſchnitt lagen auf einem zierlichen Tiſchchen, Notenhefte und eine Gitarre daneben; der Morgenwind blätterte luſtig darin und ging durch die Saiten, daß es von Zeit zu Zeit zwiſchen dem Plaudern und Lachen einen fröhlichen Klang gab. — Weiter zurück aber ſtanden die zur Muſterung heraufbeſchiedenen Schauſpieler in ihren beſten Feierkleidern, ganz verwirrt unter den Fürſten und Grafen, die ſie doch ſo oft auf ihren Brettern geſpielt hatten. Vergebens ſuchten ſie unter den fremden Geſichtern den geraden Kriegshelden, den ſchlauen Beichtvater, den falſchen Miniſter; Herr Sorti vergaß darüber ganz ſeine wohlerſonnene, altmodiſche Anrede, ſie fanden alles anders, als ſie ſich's unten eingebildet hatten. Mit ehrerbietiger Neugier blickten ſie zuweilen ſeitwärts durch die offene Tür in die prächtigen Gemächer hinein, aus denen der glatte Fußboden, hohe Spiegel und Statuen zwiſchen bronzenen Kandelabern geheimnisvoll glänzten. Manches junge Herz aber wünſchte ſich hundert Meilen von hier, denn unter der Terraſſe pfiffen die Vögel luſtig in der alten Freiheit, und zwiſchen den Wipfeln blickte die Landſchaft ſo heiter herauf, als riefe es: Kommt nur wieder hinunter, da draußen iſt's doch viel ſchöner!

Der Fürſt, ein junger, ſchöner Mann in bequemer Jagdkleidung, war unterdes zu ihnen getreten und entſchuldigte ſeine geſtrige Vergeßlichkeit ſo leicht und vornehm, daß ſie ihm für ihren ſchlechten Empfang noch danken mußten. Er belobte Herrn Sorti über die Eile, mit der er ſeiner Einladung gefolgt, und wußte in aller Geſchwindigkeit durch Andeutungen ſeltener Beleſenheit und Sachkenntnis allen zu imponieren. Dazwiſchen blickte er manchmal verſtohlen nach Kordelchen, die das auch ſogleich bemerkte und, ſchlau ihre Augen niederſchlagend, die Verwirrte ſpielte. Kammerherren, junge Offiziere und Jagdjunker miſchten ſich nun mit in die Unterhaltung, die Schauſpieler wollten in auserleſenen Redensarten ihren Weltton zeigen, die Mädchen waren naiv, die Junker ſcharmant, zwiſchen ihnen und den Feldſtühlen der Damen flogen häufig franzöſiſche Witzworte, wie zierliche Pfeile, über den glatten Boden hin und her, deren Zielſcheibe eben nicht zweifelhaft war. Unter ihnen fiel der lange Schütz von geſtern am meiſten auf, ein reiſender Lord, der überall wie ein Kamelhals mit ſeiner Lorgnette über die andern hervorragte. Er verſicherte jeden ſeiner Protektion und ſprach immerfort von Kunſt und dramatiſcher Kunſt und mimiſcher Kunſt in ſo wunderlichem Deutſch, daß einer den andern nicht verſtand.

Die Konfuſion aber wurde noch immer größer. Denn ſeitwärts hinter einer phantaſtiſchen Palme, auf deren breiten Blättern ein Papagei linkiſch auf und nieder kletterte, ſtand die kühne Reiterin von geſtern und neckte, wie es ſchien recht abſichtlich, den Vogel, deſſen durchdringendes Gekreiſch jeden Augenblick den galanten Diskurs verſtörte. Sie beachtete die Komödianten nicht, aber zuweilen funkelten ihre Blicke zwiſchen den Zweigen nach Fortunat und Lothario herüber, welcher den erſteren mit heraufgeſchleppt und ſoeben der Fürſtin als einen geiſtreichen, nur erſt kürzlich zu ihnen geſtoßenen Volontär vorgeſtellt hatte. Die Fürſtin, eine junge, ſchmächtige Dame mit ſchwarzem Haar, bleichem Geſicht und feurigen Augen, in graziöſer Lebhaftigkeit bald zu dieſem,

bald zu jenem Herrn ihres Gefolges plaudernd zurückgewandt, nun witzig, dann ſinnig, dann wieder gelehrt, wechſelte in wenigen Minuten verſchwenderiſch alle Farben der neueſten Bildung. Dazwiſchen blickte ſie oft Fortunat faſt lauernd an, als wollte ſie prüfen, welchen Ton ſie ihm gegenüber eigentlich anſchlagen ſollte. Sie ſchien es wunderbarerweiſe recht ausſchließlich auf den Beifall des unbekannten jungen Mannes abgeſehen zu haben, der ſich, wie in einem plötzlichen Feuerwerke, vor den Raketen und ſteigenden Leuchtkugeln dieſer Unterhaltung gar nicht zu faſſen und zu retten wußte. — Dem Fürſten aber waren die Blicke der Gräfin Juanna — ſo nannte man die ſchöne Jägerin — nicht entgangen, er wurde auf einmal verſtimmt und entließ ſchnell die Schauſpielergeſellſchaft. „Das iſt ein luſtiges Metier," ſagte er dabei noch mit beſonderem Nachdruck zu Fortunat, „ſich ſo täglich in einen andern zu verwandeln, geſtern ein Graf, heute ein Schauſpieler und immer ein Poet." — „Ganz intereſſant," meinte die Fürſtin, „die Expoſition iſt romantiſch, die Motive laſſen ſich ahnen, ich bin nur auf den letzten Akt begierig." Fortunat war ganz verwirrt noch mitten in dem Getümmel des Abſchiednehmens konnte er bemerken, wie die Fürſtin der unterdes hinzugetretenen Gräfin Juanna ſehr lebhaft etwas zuflüſterte, das ihm zu gelten ſchien. „Alſo dieſer?" ſagte die Gräfin, den ſchönen Mund ſpöttiſch aufwerfend. — Und wie ſie ſo fortgingen und die Terraſſe hinter ihnen verſank und nur noch Juanna an dem marmornen Geländer hoch über dem ſchönen, weiten Kreiſe der Wälder ſtand, da war es, als ſei ſie die Fürſtin hier, der alle anderen dienten. —

Die Schauſpieler ſchritten nun eifrig ſchwatzend durch den Garten, die meiſten waren ganz begeiſtert und wie berauſcht, andere, die ſich zurückgeſetzt glaubten, ſprachen von drückender Hofluft und dem ſchlüpfrigen Boden der vornehmen Welt. Fortunat aber fiel nun erſt alles auf: ſeine geſtrige Aufnahme im Schloß, vorhin die Dienſtfertigkeit des Schulrats, die Reden der Fürſtin und Juannas letzter Ausruf. — Sollten

ſie den reiſenden Baron in mir wittern? dachte er; kennen mich doch die Schauſpieler ſelbſt nicht, wie ſollten die droben es wiſſen! –

Am Abend desſelben Tages ruhte er mit Lothario auf dem grünen Abhange einer Höhe und ſchaute fröhlich über die Wälder in die weite, fruchtbare Gegend hinaus, in die er nun bald ſelbſt mit dem blauen Strome hineinziehen ſollte. Lothario, immer raſtlos umherſchweifend, hatte in der kurzen Zeit alle verworrenen Verhältniſſe ihres neuen Aufenthalts ſchnell überblickt und entwarf nun in ſeiner Art eine Muſterkarte davon. „Der Fürſt", ſagte er, „iſt ein erſtaunlicher Virtuos; er ſpielt die ſchwierigſte Romantik vom Blatte weg, ohne eben ſelbſt zu komponieren. Die Fürſtin iſt ganz und gar ſinniger Roman, durch viele Hände gegangen, ſchon ſehr zerleſen. Ich glaube, der lange Lord ſtudiert ſie jetzt. Dieſe wilde, ſchöne Gräfin dann, die ihnen wie ein Hirſch durch alle ihre künſtlichen Gehege bricht und die Meute Liebhaber hinter ſich für Hunde hält – wahrlich, ſo ſcheues Wild weckt recht das Jagdgelüſte!" – „Nimm dich in acht," entgegnete Fortunat; „was mich betrifft, ſo kümmert's mich wenig, wie ſie ſind, das Ganze zuſammen macht ſich doch ſchön, und mehr verlang' ich nicht von ihnen." – Lothario ſah ihn ein Weilchen faſt ärgerlich an. „Ich begreif's nicht," ſagte er dann, „wie ihr Dichter es vor Langeweile aushaltet, ſo ein dreißig bis fünfzig Jahre auf der äſthetiſchen Bärenhaut rücklings über zu liegen und Kriegstrubel, Philoſophie, wilde Jäger und ſingende Engel wie ein Wolkenſpiel über euch dahinziehen zu laſſen, um daraus ganz gemächlich ein paar dicke Romane zuſammenzuſchreiben, die am Ende niemand lieſt. Zum Teufel, ich bin keine Aolsharfe, die nur Klang gibt, wenn ein Poet ihr Wind vormacht! Iſt das Leben ſchön, ſo will ich auch ſchön leben und ſelber ſo verliebt ſein wie Romeo und ſo tapfer wie Götz und ſo tiefſinnig wie Don Quichotte. Um die Schönheit will ich freien, wo ich ſie treffe, und mich mit den Philiſtern drum ſchlagen, daß die Haare davonfliegen. Warum ſollte man ſo ein lumpiges Menſchen-

leben nicht ganz in Poeſie überſetzen können?" – „Du biſt ein wunderlicher Menſch," unterbrach ihn Fortunat, „ich glaube, du könnteſt ein großer Dichter ſein, wenn du nicht ſo ſtolz wäreſt." – „Ich?" – erwiderte Lothario faſt betroffen und ſah einen Augenblick nachdenkend vor ſich hin.

Hier wurden ſie auf einer weiter ins Land hinaus gelegenen Anhöhe mehrere der Schauſpieler gewahr, die ſoeben zwiſchen den Gebüſchen emporſtiegen und ſich gleichfalls an der ſchönen Ausſicht zu ergötzen ſchienen. Sie konnten deutlich unterſcheiden, wie Herr Ruprecht ſein altes Perſpektiv gemächlich aus dem Futteral nahm, es wie ein Fühlhorn bald weit ausſtreckte, bald wieder einzog und damit in die Ferne zielte. Bald aber ſchienen ſie unten etwas Beſonderes auf dem Korn zu haben, das Fernrohr ging eilig aus Hand in Hand, und Fortunat bemerkte nun auch ſeinerſeits einen Fußgänger im Tal, welcher bequem zwiſchen Wieſen und Büſchen daherkam, zuweilen ſtehenblieb und ſich nach den ſchönen, abendroten Gründen heiter zurückwandte, dann zufrieden wieder weiterſchlenderte. Auf einmal erhoben die Schauſpieler ein wütendes Freudengeſchrei und winkten mit Perſpektiv und Hüten und Schnupftüchern. Jetzt ſchien auch der Wanderer ſie zu erkennen, er warf jubelnd ſeinen Hut hoch in die Luft und ſchritt dann eilig den Berg hinan. – „Wahrhaftig, den ſollt' ich kennen!" rief Fortunat ganz erſtaunt aus. – „Gott ſchütz', gewiß noch ein Dichter!" entgegnete Lothario, indem er aufſprang und ohne weiteres in den Wald hineinging.

Fortunat eilte ſogleich zu den Schauſpielern hinüber. Aber eine tiefe Kluft lag dazwiſchen, er verlor ſie im Walde bald aus dem Geſicht und wußte nicht, wo er war, als auf einmal der Wanderer, der gleichfalls den nächſten Weg geſucht und den rechten verfehlt hatte, ſich mühſam neben ihm durch das Geſtrüpp hervorarbeitete. „Fortunat!" rief er höchſt überraſcht und ſichtbar verlegen aus, da er den alten Bekannten erblickte. – „Mein Gott! Otto!" erwiderte jener, „wie kommen Sie hierher?" – „Ich?" – ſagte der Student ganz ver-

wirrt – „iſt denn das nicht der fürſtliche Park, wo die Schauſpielergeſellſchaft des Herrn Sorti –"

Fortunat aber hatte keine Zeit mehr zu antworten, denn um eine Waldecke ſahen ſie plötzlich einen ganzen Haufen Lumpengeſindel von weitem auf ſich zuwanken, das ſie im erſten Augenblick für Zigeuner erkannten. Sie ſchienen untereinander in Händel geraten zu ſein und kamen in vollem Zanke daher; einige von ihnen waren bemüht, von hinten einen widerſpenſtigen Eſel vorzuſchieben, auf dem eine ſeltſame, phantaſtiſch geſchmückte Weibergeſtalt ſaß, die voll Zorn nach den ungeſtümen Treibern zurückſchimpfte. Wie eine Zigeunerkönigin hatte ſie ihr langes zottiges Haar mit einer Schnur von Gold und Edelſteinen oben in ein Krönchen zuſammengefaßt, in den Ohren trug ſie ſchwere Gehenke von geſchmelzter Arbeit, ihre Schabracke war von Scharlach, das grüne Kleid mit ſilbernen Poſamenten verbrämt und ihr ſchneeweißes Hemd an den Nähten mit ſchwarzer Seide nach böhmiſcher Art ausgenäht, woraus ſie hervorſchien wie eine Heidelbeere aus der Milch. – Jetzt erſt erkannte Fortunat in dem Geſindel nach und nach die Geſichter der Schauſpieler, ohne zu begreifen, wie ſie zu dem Narrenſtreiche kamen. Seitwärts bemerkte er nun auch Kamilla, welche die Rolle der Prezioſa übernommen zu haben ſchien, wozu ſie ihre große, noble Figur beſonders geeignet glaubte. Sie ſchwärmte abgeſondert von den anderen, eine Gitarre im Arm, und ſang: „Einſam bin ich nicht alleine." Aber ſie blieb doch allein, denn alles lief einer jungen, ſchönen Zigeunerin nach, die plötzlich wie ein wildes Reh aus dem Walde brach. Die pechſchwarzen Haare hingen glänzend über Stirn und Wangen, ihr Geſicht war wie eine ſchöne Nacht. Sie blieb dicht vor Otto ſtehen und funkelte ihn neugierig mit den Augen von oben bis unten an. „Wußt' ich's doch," ſagte ſie dann, „daß es ſo kommen wird." – Es war Kordelchen. „Silentium!" hörte man nun auf einmal die abenteuerliche Geſtalt durch das Getümmel rufen, die unterdes auf ihrem Eſel herangekommen war. „Ei, mein ſchöner, weißer, junger Geſell," redete ſie Otto an, „was

machſt du hier? wo kommſt du ſo allein daher?" – Der Eſel, der unterwegs ein Maul voll Gras genommen, ſah die Geſellſchaft, ſeine langen Ohren ſchüttelnd, ruhig an und hieb mit dem einen Hinterfuß nach den Komödianten, die ihn heimlich zwickten. Otto aber, von der allgemeinen Luſt mit angeſteckt, antwortete: „Meine großmächtige Frau Libuſchka, ich komme von Haus und bin willens, in der Welt ein mehreres zu ſtudieren oder einen Dienſt zu bekommen, denn ich bin ein armer Schüler." – „Daß dich Gott behüte, mein Kind!" verſetzte die alte Zigeunerin – „aber zum Teufel! laßt die Faxen, ich falle wahrhaftig herunter!" rief ſie dazwiſchen den Schauſpielern plötzlich mit grober Stimme zu, an der Fortunat ſogleich Herrn Ruprecht erkannte. Dieſer aber ließ ſich dadurch nicht irremachen. „Wenn du Luſt haſt, bei uns zu bleiben," fuhr er fort, „ſo iſt der Sache bald abgeholfen." – „Ich will noch ein paar Tage mit mir ſelbſt zu Rate gehen," erwiderte Otto, „des Studierens und Tag und Nacht über den Büchern zu hocken bin ich ſchon vorlängſt müd worden." – „Du haſt einen weiſen Menſchenſinn, mein Sohn," verſetzte hier Ruprecht, „und kannſt hierbei leicht abnehmen und probieren, was unſere Manier vor anderer Menſchen Leben für einen Vorzug habe, wenn du nämlich ſiehſt, wie wir hier in unſerer Freiheit auf den alten Kaiſer leben, wie die Marder und Füchſe. Was iſt Reichtum, was iſt Geld, Habe? Wenn ich's nicht habe, acht' ich's für gar nichts, und wenn ich's habe, ſchmeiß' ich's gleich wieder weg. Man muß immer als Philoſoph denken, glaube einem alten Genie, mein Sohn, und werden die Lichter ausgeputzt und es kommt die Nacht und die Schlafenszeit, ſo ſind doch alle wieder gleich, Zigeuner und andere Leut'!"

„Oho!" riefen hier die anderen darein, denen der Sermon ſchon zu lange wurde, „eine moraliſche Libuſchka! eine philoſophiſche Zigeunerin!" Ruprecht ſchimpfte ſie ganz erboſt Ignoranten, die wie Ochſen mit eingelegten Hörnern ins Blaue hineinrennten. Aber ſie hörten nicht auf ihn. Ein paar rüſtige Geſellen erwiſchten Otto bei den Beinen und ſchwangen ihn

vor die Frau Libuſchka auf den Eſel, den Kordelchen unterdes mit bunten Bändern ausgeſchmückt hatte; andere faßten die Zügel, und ſo wälzte ſich der ganze tolle Zug nach dem Gartenpalaſte hin.

Hier aber wurden ſie ſelbſt überraſcht, die Zurückgebliebenen hatten ſich ſchnell verkleidet und unter den Bäumen bunte Zelte aufgeſchlagen; ſo lagen ſie an luſtigen Feuern umher, und zu Fortunats Verwunderung kam es nun nach und nach heraus, daß ſie Otto als ein neues Mitglied ihrer Truppe heute hier erwartet hatten. Unter ihnen erwies ſich Guido beſonders geſchäftig, der junge, hübſche Maler aus der Kapelle, der in ſeiner ſorgfältigen Zigeunertracht ſich ſelbſt ſehr hübſch zu finden ſchien und, von Zeit zu Zeit Kordelchen feurige Blicke zuwerfend, wohlgefällig ſein Schnurrbärtchen ſtrich. Er hatte brennende Pechkeſſel beſorgt und war eifrig bemüht, die phantaſtiſchen Geſtalten maleriſch um die Flammen zu gruppieren und überall die rechten Lichteffekte anzubringen. Er mußte indes gar bald alles gehen laſſen, es war ſchlechterdings keine Ordnung und kein künſtleriſches Motiv hineinzubringen. Über dem dunklen Berge aber trat plötzlich der Mond aus einer Wolke und beſchien die ſtillen Wälder und Gründe; da war auf einmal alles in der rechten, wunderbaren Beleuchtung: das öde Haus, der altmodiſche, halbverfallene Garten, die wildverwachſenen Statuen und die abenteuerlichen Geſtalten, die auf den Baſſins der vertrockneten Waſſerkünſte umherſaßen wie eine Soldatenwacht im Dreißigjährigen Kriege. – „Preziöschen!" rief Fortunat Kordelchen zu, „bellt von fern ein Hund, liegt ein Dorf im Grund, ſchläft Bauer und Vieh, gibt was zu ſchnappen hie!" – Kordelchen antwortete munter: „Heult der Wolf in der Heid', iſt mein Schatz nicht mehr weit; ſtellt aus die Wacht, gibt heut eine gute Zigeunernacht." – „Wilewau, wau, wau, witohu!" riefen die anderen jauchzend dazwiſchen. Kordelchen aber ſchwang plötzlich ein Tamburin, daß es ſchwirrte, tanzte mit ihren roten polniſchen Stiefeln auf zigeuneriſch und ſang dazu:

„Am Kreuzweg, da lausche ich, wenn die Stern'
Und die Feuer im Walde verglommen,
Und wo der erste Hund bellt von fern,
Da wird mein Bräut'gam herkommen."

Fortunat antwortete lustig:

„Und als der Tag graut' durch das Gehölz,
Sah ich eine Katze sich schlingen,
Ich schoß ihr auf den nußbraunen Pelz,
Die macht' einmal weite Sprünge!"

Kordelchen sang wieder:

„'s ist schad' nur ums Pelzlein, du kriegst mich nit!
Mein Schatz muß sein wie die andern:
Braun und ein Stutzbart auf ungrischen Schnitt
Und ein fröhliches Herze zum Wandern."

Hier schlug sie das Tamburin dem Ruprecht, der ihrem Tanze verliebt zusah, dröhnend an den Kopf und setzte sich in der Tat wie ein Kätzchen dem träumerischen Otto auf den Schoß.

„Weißt du" – sagte sie, ihre Haare aus dem erhitzten Gesicht schüttelnd –, „weißt du noch, wie wir uns zum erstenmal sahen? Du kamst vom Giebichenstein herab mit einem studentischen Helm, daß der Federbusch dir in die Augen hing, damals gefielst du mir besser als jetzt so mit dem närrischen Frack." – Otto war's bei diesen Worten, als tauchte seine ganze, schöne Jugendzeit wieder vor ihm auf, das Mädchen war nur so wild, das störte ihn heimlich. – „Es war in den ersten Frühlingstagen," sagte er, „überall zogen Studenten durchs Grün, du saßest auf der Bank vor dem Wirtshause unter den Linden und spieltest die Harfe." – „Ja, ja," fiel ihm Kordelchen in die Rede, „und du glaubtest, ich spielte für Geld, und setztest dich neben mich und drücktest mir einen Taler in die Hand." – „Und du", versetzte Otto, „besahst verwundert das Geld, dann steckteſt du's lachend ein, gabst mir schnell einen Kuß und verschwandest im Hause, und ich sah dich nicht mehr wieder. Ach, Kordelchen! nun ist ja alles, alles wieder gut, und" – „Nun, und was denn?!" rief Kordel-

chen luſtig, ſprang ſchnell auf und verlor ſich in dem dickſten Haufen.

Kamilla, die es mit angeſehen, ging eben vornehm vorüber und ſprach halbleiſe von wilden Waldbeeren, womit man Gimpel fange. Otto aber hielt ſich nun nicht länger und fiel ganz glückſelig dem Fortunat um den Hals. „Ach," rief er aus, „ich bin ſo von Grund der Seele vergnügt, wie ein Vogel in der Luft!" – Sie gingen miteinander auf den mondbeſchienenen Gängen weit fort, daß ſie die Stimmen der Schauſpieler kaum mehr vernahmen, und Otto erzählte nun, wie entſetzlich einſam es nun auf Hohenſtein geworden, nachdem Walter und Fortunat fortgezogen. Er habe ſich gleich nach ihrer Abreiſe mit redlichem Ernſt und Eifer ganz auf die Bücher geworfen, nichts anderes gedichtet und getrachtet, und ſelbſt jede Erinnerung an ſein früheres Leben gewiſſenhaft vermieden. „Aber", fuhr er fort, „die Seele des Dichters iſt wie eine Nachtigall, je tiefer man ihren Käfig verhängt, je ſchöner ſchlägt ſie, und ich hörte ſie oft in Träumen wunderbar klagen, aber ich hütete mich wohl, wenn ich erwachte, dem weiter nachzuhängen. Und wie nun ſo der Amtmann täglich um dieſelbe Stunde auf das Feld hinausritt und wieder zurückkehrte, und Florentine ihre Tauben fütterte und ihre Blumen band, und ringsum in der ländlichen Stille allmählich alles wuchs und wuchs, als wollte das Grün die Menſchen begraben – es war mir nicht anders, als ſäß' ich viele hundert Klaftern tief im Meer und hörte die Abendglocken meiner Heimat von weitem über mir. So verzehrte ich mich ſichtbar ſelbſt, der gute Amtmann ſah mich oft insgeheim bedenklich an, die Amtmann ſteckte mir die beſten Leckerbiſſen zu; ſie dachte, wenn ich nur erſt fetter wäre, ſo würde ſchon alles gut werden. – In einer ſchönen Nacht aber träumte mir von Halle, ich ſtand auf dem Giebichenſtein, die Kirſchgärten unten blühten wieder, und luſtige Kähne mit Studenten glitten die Saale hinab, da erklang ein Lied aus dem Tale, das ich damals gehört, auf das ich mich aber ſeitdem durchaus nicht wieder beſinnen konnte. Ich wachte

vor Freude darüber auf, das Fenster ſtand noch offen, und als ich mich hinauslehnte, klang das Lied wirklich draußen durch die ſtille Nacht herüber. – Seht, ein ſolcher Lufthauch wendet oft das Narrenſchiff des Menſchen! Ohne ſelber recht zu wiſſen, was ich tat oder wollte, kleidete ich mich raſch an, ſchnürte mein Bündel, im Hauſe ſchliefen noch alle, und ehe eine Viertelſtunde verging, wanderte ich ſchon durch die dunkle Kaſtanienallee das ſtille Dorf entlang. Als ich ins Freie kam, tönte das Lied noch immer fort, aber ſehr fern." –

Hier hielt er plötzlich erſchrocken inne, man hörte tief im Garten ſingen; die Luft kam von dort herüber; ſie konnten deutlich folgende Worte vernehmen:

„Hörſt du nicht die Bäume rauſchen
Draußen durch die ſtille Rund'?
Lockt's dich nicht, hinabzulauſchen
Von dem Söller in den Grund,
Wo die vielen Bäche gehen
Wunderbar im Mondenſchein,
Und die ſtillen Schlöſſer ſehen
In den Fluß vom hohen Stein?"

„Das iſt das Lied!" rief Otto und eilte ganz verwirrt den Berg hinab. Unten aber ſang es von neuem:

„Kennſt du noch die irren Lieder
Aus der alten, ſchönen Zeit?
Sie erwachen alle wieder
Nachts in Waldeseinſamkeit,
Wenn die Bäume träumend lauſchen
Und der Flieder duftet ſchwül
Und im Fluß die Nixen rauſchen –
Komm herab, hier iſt's ſo kühl."

Fortunat glaubte jetzt in dem Grunde, woher der Geſang kam, Kordelchen zwiſchen den mondbeglänzten Gebüſchen zu erkennen. – Dann wurde auf einmal alles ſtill, es war eine verlockende Nacht, das Wetter leuchtete von fern, und die wechſelnden Bäume ſchwankten verwirrend über den Steinen und Klüften.

Zehntes Kapitel

Fern von dieſem Weltgetümmel, mitten zwiſchen den Waldbergen, lag in ſtiller Abgeſchiedenheit ein altes Schloß mit wunderlichen, kleinen Fenſtern, halbverfallenen Söllern und Türmchen, alles ganz verwildert und grün überwachſen. Zwiſchen den Tannenwipfeln qualmten die weißen Schornſteine des freundlichen Dorfes luſtig herauf, ſie ſchienen das Schloß ſchon lange einzuräuchern, denn es ſah ganz braun aus, und zahlloſe Sperlinge lärmten und niſteten in dem Helm des ſteinernen Wappenſchildes über dem Tore. Aus den alten Wallgräben war früher ein Garten und aus dem Garten mit der Zeit eine grüne Wildnis von Stachelbeeren und Haſelnußſträuchern geworden, in der jetzt einige Ziegen ruhig weideten.

Dort ſaßen an einem ſchwülen Nachmittage mehrere Jagdhunde unter einer Weinlaube und unter ihnen der Gutsherr, Baron Eberſtein, mit dem jungen Prediger des Orts ſchwatzend, der zum Beſuch heraufgekommen war, um dem Baron ſeine neuen Meerſchaumköpfe anrauchen zu helfen. Sie freuten ſich beide des allmählich aufſteigenden Gewitters, denn die ſchillernden Täler unten lechzten nach Regen; es rührte ſich kein Lüftchen in der ganzen Gegend, nur die Bienen ſummten um die hohen Sonnenblumen vor dem Schloſſe. Seitwärts aber ſah man bald einen roten Schuh, bald ein zierliches Füßchen aus dem Laube eines Kirſchbaums ſchimmern, zwiſchen dem manchmal ein Paar ſchöne dunkle Augen herausfunkelten. Es war Fräulein Gertrud, des Barons Tochter, die im Wipfel Kirſchen naſchte; eigentlich aber hatte ſie's auf des Predigers neue, geſchniegelte Weſte abgeſehen.

Der Prediger aber merkte nichts davon, ſo vertieft war er in den Diskurs. „Ja," ſagte er, „dieſe Gewitterſchwüle iſt ein bedeutungsvolles Bild der Gegenwart, alles liegt in banger Erwartung, daß man faſt den leiſen Schritt der Zeit hört, Gedankenblitze ſpielen auf dem dunklen Grunde." — „Ah bah!" erwiderte der Baron, ſich eine neue Pfeife ſtopfend. „Gewitter iſt Gewitter, und dummes Zeug iſt dummes

Zeug!" – Der Prediger, ein wenig pikiert, rückte ſich vornehm zurecht und ſprach von der unaufhaltſamen Intelligenz, von der Mündigkeit der Zeit und der unſichtbaren Gewalt unverjährbarer Wahrheit. Da wurde der Baron ganz hitzig. „Was iſt wahr? was iſt wahr?" rief er dicht heranrückend aus. Dem Prediger, erſchrocken und verblüfft, wie er war, wollte gerade in dieſem kritiſchen Moment keine paſſende Antwort einfallen. – „Na ſeht," fuhr der Baron fort, „Ihr wißt's nicht, und ich weiß es auch nicht, das weiß der liebe Gott allein. – Aber mein Jagdrevier hier das kenn' ich ganz genau, und wer mir in meine Wildbahn bricht, mündig oder unmündig, den ſchieß' ich vor den Kopf wie einen tollen Hund, und damit baſta! Und wenn jeder ſo täte in ſeinem Revier, ſo hätten wir bald Ruhe vor der verjährten Intelligenz und der unſichtbaren Wahrheit und alle dem Plunder. Glaubt einem altgedienten Offiziere, Prediger, die Zeit will nur Prügel haben, weiter iſt's nichts!"

„Gäſte kommen! Gäſte kommen!" rief hier auf einmal das Fräulein im Kirſchbaume. Und in der Tat, kein Schiffer vom Maſtkorbe blickt ſo ſcharf in die Ferne als ein Landfräulein in der Meeresſtille ihrer einförmigen Einſamkeit, denn kaum noch ſchimmert' es flüchtig von dem Gipfel des gegenüberliegenden Berges herüber. Das Gewitter lag ſchwer über dem Berge und verdunkelte ſchon die ganze Gegend, nur der grüne Abhang nach dem Schloſſe zu war von der Abendſonne noch hell beſchienen. Da ſah man auf einmal Federbüſche aus dem Grün nicken, einzelne Reiter flogen über den Plan, immer mehrere folgten, Jäger und Frauengeſtalten auf zierlichen Zeltern, wie wenn der Herbſtwind farbige Blätter verſtreut; der eine der Reiter ſchien eine Gitarre im Arme zu haben; man hörte ſeine Stimme durch die ſtille Luft bis herüber ſchallen, andere bliesen auf dem Waldhorne dazu und ſchoſſen ihre Flinten ab; ſo bewegte ſich der bunte Zug in der wunderbaren Beleuchtung heiter und eilig den Abhang hinunter – das Fräulein konnte ſich nicht ſatt ſehen daran.

„Wahrhaftig, Seine Durchlaucht mit Ihrer ganzen Literatur!" rief der erſtaunte Baron aus, indem er die Pfeife ſchnell weglegte. „Jetzt biegen ſie in den Hohlweg, es kommt alles hierher. He, Johann, meinen Hut! meine Uniform! Was das lateiniſche Reiter ſind! Wo bleibt der Schlingel! Das wollen Jäger ſein, die Juanna, das Blitzmädel, iſt noch der beſte Schütz unter ihnen." — „Sie ſoll immer mitten ins Herz treffen," verſetzte der äſthetiſche Prediger. — „Prediger," ſagte der Baron, ihn bei der Hand feſthaltend, „ich bitt' Euch um Gottes willen, lauft mir jetzt nicht davon, Ihr müßt gelehrt ſprechen mit den Leuten, mir iſt's immer wie chaldäiſch im Halſe unter ihnen." — „Nun, nun, wir wollen ſchon machen," erwiderte der Prediger, zufrieden ſchmunzelnd.

Fräulein Trudchen aber war ſchon wie ein Reh über Wallgraben und Sträucher nach dem Schloſſe geſprungen. Da gab's ein wahres Volksfeſt, die Türen flogen krachend auf und zu, die Hunde bellten, die alten Sofas und Stühle wurden ausgeklopft, daß es rauchte; zuweilen hörte man das luſtige Lachen des Fräuleins dazwiſchen. Zuletzt band ſie nur noch ſchnell ihre neue Schürze um; ſie wußt' es wohl, ſie war hübſch genug, ſo wie ſie war.

Nun aber begann auch ſchon draußen der Lärm. In haſtiger Flucht brachen Gewitter und Gäſte zuſammen herein; der kleine Hof füllte ſich plötzlich mit Glanz und Getümmel von eleganten Uniformen, Reitern und Roſſen, der Regen fiel ſchon in einzelnen großen Tropfen, Tücher, Mäntel und Schleier flatterten im Sturme durcheinander, und bunte Jockeis flogen von den Pferden, um in der Verwirrung den Herrſchaften herabzuhelfen, während die Mägde und Knechte des Barons, ihre Mützen in der Hand, ganz verwirrt in den Türen ſtanden. Der Fürſt war der erſte, der ſich aus dem Knäuel herauswickelte. Er befahl ſeinen Leuten, mit Pferden und Hunden im Dorfe ein Unterkommen zu ſuchen, ſo gut es gehe; dann entſchuldigte er verbindlich beim Baron den plötzlichen Überfall, das Unwetter habe ſie überraſcht; er bat um Schutz für die Nacht; wo könne er dieſen beſſer finden,

ſetzte er hinzu, als bei den alten Häuſern des Landes. – „Alt und wackelig in der Tat," ſagte die Fürſtin leiſe zu ihrem Nachbar, das Schloß bedenklich betrachtend. – „Es ſieht aus", erwiderte dieſer, „wie ein altes Rolandsbild, dem der Zahn der Zeit den Kopf abgebiſſen." – „Nein, wie ein einzeln ſtehengebliebener Backenzahn der Zeit ſelbſt," meinte ein anderer. – Der Baron aber, in dem beim Anblick von Damen jederzeit die Ritterlichkeit ſeines ehemaligen Offizierslebens wieder erwachte, hatte mit ſcharfem Jägerblicke ſogleich die Fürſtin aufs Korn genommen. Er half ihr kunſtgerecht aus dem Sattel, bot ihr mit altmodiſcher Galanterie den Arm und führte ſie über den Hof, immerfort franzöſiſch mit ihr ſprechend, obgleich ſie ihm deutſch antwortete. Aber ſchon am Eingange gab es unverhofften Aufenthalt. Die fürſtlichen Jagdhunde ſchnupperten überall vornehm umher, da gebrauchten die Hunde des Barons ihr Hausrecht, und eh man ſich's verſah, gerade in der Tür, entſtand plötzlich ein Balgen und Würgen, daß die Haare davonflogen. Mit gewaltiger Stimme, mit Stock und Stiefeln ſtiftete der Baron endlich wieder Frieden und wandte ſich dann entſchuldigend zur Fürſtin. Die Fürſtin aber kam darüber in ein unaufhaltſames Lachen, das ſteckte die andern mit an, und ſo zog alles fröhlich ein.

Dieſer konfuſe Anfang hatte die ganze Feierlichkeit verſtört, welche der Baron im Schilde führte. Er brachte die Geſellſchaft in ein großes Zimmer, das nicht zum gewöhnlichen Gebrauche beſtimmt ſchien, wie man an der verſtaubten Pracht der damaſtenen Gardinen abnehmen konnte. Anſtatt aber Platz zu nehmen, eilte die Fürſtin nach einer leichten Verbeugung ſogleich mit Kennermiene zu einer alten, ſehr kunſtreich mit Elfenbein ausgelegten Kommode. In demſelben Augenblicke fing eine vergoldete Spieluhr auf dem Schranke mit heiſern Abſätzen zu ſpielen an. „Mein Gott, noch aus cosa rara!" rief die Fürſtin überraſcht aus. – „Ich weiß wirklich nicht" – erwiderte der Baron, der es für Spott hielt, und zog die Augenbrauen finſter zuſammen. Aber er

irrte ſich. Cosa rara war die erſte Oper, welche die Fürſtin noch als Kind gehört; jetzt überwältigte ſie die Erinnerung, ſie hütete ſich aber, es zu ſagen, damit niemand die Jahre nachzählte. Unterdes hatte der Fürſt auch ein Klavier entdeckt, und mit der Unbarmherzigkeit der großen Welt wurde Fräulein Trudchen ohne weiteres, wie zur Schlachtbank, zum Spielen gedrängt. Der Prediger, der ſich gern bemerklich machen wollte, brachte einen Pack Noten herbei und ſtellte ſich geſchäftig hinter den Stuhl, um die Blätter umzuſchlagen. Dem Fräulein ging es aber wie der Spieluhr; rot bis an die Ohrläppchen, konnte ſie keinen vernünftigen Ton hervorbringen. Da warf ſie plötzlich das Stutznäschen ſtolz in die Höhe, ſchob die Noten zur Seite und ſang herzhaft eines von den Volksliedern, wie ſie damals noch auf den Bergen im Schwange waren. Da ging zur Verwunderung des erſchrockenen Barons auf einmal eine freudige Bewegung durch die ganze Geſellſchaft, man verglich ſie einem Waldvöglein, ſie mußte mehr und immer noch mehr ſolche Lieder ſingen. Dazu kam die Neuheit der ganzen Umgebung, das heimliche Gefühl der Sicherheit in der ſtillen Burg, während draußen ſchon der Sturm den Regen an die Fenſter peitſchte. Die Fürſtin fand das altertümliche Kamin, die tiefen Fenſterbogen und Erker entzückend, während der Fürſt in dem einen Fenſter ſich nicht ſatt ſehen konnte an dem tiefen Waldgrunde unter dem Schloſſe, den die Blitze von Zeit zu Zeit ſeltſam erleuchteten, ſo daß der Baron, der lange dort nicht hinausgeſehen, endlich ſelbſt neugierig mit hinunterblickte. So war alles in der heiterſten Stimmung, als nun noch in dem Kamin ein luſtiges Feuer angezündet wurde; der Prediger konnte mit ſeiner Gelehrſamkeit gar nicht aufkommen, und der Baron fand mit Erſtaunen, daß es doch eigentlich gar nicht ſo übel zu leben ſei unter dieſen Leuten.

Es war noch zu früh zum Schlafengehen, die Fürſtin ſchlug vor, Geſchichten zu erzählen, jeder, was ihm eben einfiele. Der Prediger räuſperte ſich; eine Novelle, die er neulich für ein Taſchenbuch geſchrieben, ſteckte ihm ſchon im Halſe. Aber

zu aller Verwunderung bat der lange Lord vorweg um das Wort, der Baron brachte alten Ungarwein, wovon er ein Glas der Fürſtin zierlich auf einem ſilbernen Teller präſentierte, alles ſetzte ſich um das Kaminfeuer zurecht, und der Lord begann ohne weiteres folgende

Geſchichte der wilden Spanierin.

„In dem Kriege Napoleons gegen Spanien diente ich in der engliſchen Armee, welche damals den Spaniern zu Hilfe zog. Ich war Huſarenoffizier, da hatt' ich vielen Ärger mit der unvernünftig hohen Bärenmütze, die alle Augenblicke das Gleichgewicht verlor, während ich mich täglich ein paarmal in dem ſarmatiſchen Gehänge und Gebommel von Säbeltaſche, Dolman und Fangſchnüren mit meinen langen Beinen verwickelte. Einmal waren wir verſprengt und raſteten im Freien. Es regnete in einem fort, ich ſtand melancholiſch mitten im Felde unter meinem Regenſchirme, in jeder Hand, wie ich aus Vorſicht immer zu tun pflegte, eine Piſtole mit geſpanntem Hahn. Auf einmal heißt's: die Franzoſen! Wir waren unſerer nur wenige, der Feind in hellen Haufen. Meine Kameraden zerſtoben im Nu nach allen Seiten. Ich aber faſſe mein Pferd, fahre in der Eile mit dem Beine in den Pelzärmel des Dolmans, mit einem Arme in die Säbeltaſche, mit dem andern in die verfluchte Takelage von Schnüren und Troddeln, ſo daß ich mich nicht rühren, viel weniger die Zügel erlangen konnte; mein Pferd erſchrickt vor meiner Poſitur und rennt gerade auf den Feind los, und ſo, mit ausgeſpreizten Armen, den Säbel zwiſchen den Zähnen, während meine Piſtolen losgehen, fliege ich wie eine wahnſinnige Fledermaus mitten unter die Franzoſen hinein, daß ein luſtiges Huſſa! durch ihr ganzes Geſchwader erſcholl. Ich war nun in ihre Gefangenſchaft geraten, ſie hatten Mühe, mich aus meiner verwickelten Lage zu bringen, und nannten mich den tollſten Kerl, den ſie jemals geſehen. Da ich aber franzöſiſch ſprach und Geld in der Börſe hatte, ſo wurden wir bald gute Kameraden. Sie wollten mich nach Burgos führen in ihr

Depot, das war aber nicht ſo leicht gemacht, denn bewaffnete Banden ſpaniſcher Bauern verrannten uns überall den Weg, und ſo zogen wir geraume Zeit miteinander im Lande umher.

Auf dieſem Zuge lagerten wir einmal in einer ſchönen Sommernacht an einem großen Schloſſe, das ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr bewohnt ſchien. Die alten, zackigen Türme warfen im Mondenſcheine lange Schatten über den wüſten Schloßgarten, wo wir lagen und unſere Pferde an die verwilderten Hecken angebunden hatten. Es war alles ſtill in der ganzen Gegend, von Zeit zu Zeit hörte man die Pferde ſchnauben und die Wachen anrufen aus der Ferne; im Walde ſchlugen die Nachtigallen, als gäb' es keinen Krieg in der Welt. — Der Rittmeiſter, der den Zug führte, ein heiterer Gaskogner, lag rücklings auf ſeinen Mantel ausgeſtreckt, ich glaubte, er ſchliefe, er hatte aber, wie er mir nachher ſagte, an ſeine ferne, ſchöne Heimat gedacht. Auch richtete er ſich gleich darauf ſchnell und rüſtig wieder auf. ‚Hier iſt nicht Zeit zum Träumen,' meinte er, ‚wir müſſen auf unſerer Hut ſein heute nacht, denn das iſt das Schloß der wilden Spanierin.' Und als ich fragte, wer die ſei, benutzte er gern die Gelegenheit, ſich munter zu erhalten, und erzählte mir alles ausführlich.

‚In dieſem Schloſſe', ſagte er, ‚wohnte ehedem ein Graf aus uraltem Stamme, der nach und nach wohl ſich zu beugen verlernt haben mochte. Wenigſtens ſoll der Graf früher den Anforderungen des alten Hofes jederzeit trotzigen Stolz entgegengeſetzt haben bis zu wechſelſeitiger, bitterer Verſtimmung; um ſo mehr durfte man vorausſetzen, daß er der neuen Ordnung der Dinge geneigt ſei. Auch fanden ihn die Unſrigen, als ſie das Land überzogen, einſam auf ſeinem Schloſſe, höflich, aber finſter und, wie es ſchien, ohne alle Teilnahme an dem, was hinter ſeinen Bergen vorging. Seine größte Freude war ein Töchterchen, ſein einziges Kind, bei deſſen Geburt die Mutter geſtorben. Mit ihr pflegte er, wenn alles ſchon ſchlief, die Zinne des Schloſſes zu beſteigen und zeigte ihr das Land, das ehemals ihre Ahnen beherrſcht, ſoweit der

Mond die Wälder beleuchtete, und erzählte ihr halbe Nächte hindurch von der alten, großen Zeit und der fürſtlichen Freiheit, die ſich dem Zwange der Städte nicht unterwerfe. Unter ſolchen Träumen wuchs das Fräulein auf, und da der Krieg alles vereinzelte, ſo ſah ſie faſt kein anderes Frauenzimmer als ihre alte Amme, ein hexenhaftes Weib, das von ihrem Vater, einem Zigeuner, und ihrer Mutter, einer gefangenen Araberin, manch Zauberſtückchen ererbt hatte, woran die Tradition dieſer Stämme ſo reich iſt.

Aber unſeren Leuten blieb die junge Gräfin nicht lange verborgen, und die ſie ſahen, konnten nicht genug erzählen, wie wunderbar ſchön ſie war: ſchwarze Locken, bleich mit brennendrotem Munde, die Augen wie ein dunkler Abgrund. Täglich nun flimmerte es von franzöſiſchen Offizieren auf dem Schloſſe. Das gefiel ihr wohl, ſie ritt und focht mit ihnen und war der beſte Schütze auf der Jagd; ſooft aber einer näher trat mit verliebten Blicken oder Worten, ſah ſie ihn verwundert an und wußte nicht, was er wollte; allen gleich fern und fremd, wie ein Stern in kalter Winternacht. Das verlockte aber die luſtigen Geſellen nur noch immer mehr aufs Glatteis, und ein hübſcher, junger Unterleutnant – St. Val war ſein Name –, der ſoeben erſt aus der Militärſchule von Paris angekommen war und davon hörte, verſchwor ſich mörderlich, ſie müßte ſein werden, oder er wollte des Teufels ſein!

Unterdes wurden die Plänkeleien in der Gegend immer ernſter, die Offiziere hatten vollauf zu tun und blieben aus, da konnte ſich die Gräfin gar nicht wiederfinden in die alte Einſamkeit und das einförmige Rauſchen der Wälder. – So ſtand ſie auch eines Abends allein mit der Amme vor dem Schloſſe. Der Krieg ging unten wie eine luſtige Jagd durch die Berge, zuweilen ſahen ſie fern in der Abendſonne ein Geſchwader von Reitern aufblitzen, einzelne Trompeten klangen herüber, dann verhallte und verdunkelte nach und nach alles wieder, nur die Flammen brennender Dörfer blieben am Horizonte ſtehen. Die Gräfin ſah lange ſtumm

und unverwandt in das ferne Feuer, dann brach sie still in Weinen aus und sagte für sich: Wie ist das herrlich! Ach, daß ich kein Mann geworden bin! Ihnen gehört alles, sie regieren die Welt. – Die kluge Amme erwiderte: Desto besser, Kind, desto besser, denn die Frauen regieren wieder die Männer. – Wieso? sagte die Gräfin und sah sie groß an, daß ihr die Tränen funkelnd in den Augen stockten. – Nun, nun, antwortete die Alte, kein schlanker Tiger verwundet so tief, als wenn Ihr lacht und ihnen die weißen Zähnchen weist oder einen beim Küssen heimlich damit beißt, – keine buntgefleckte Schlange ist so schön und stark als Eure Arme, wenn Ihr einen umschlingt. – Die Gräfin hörte nur halb darauf und sagte wie in Gedanken: Darum habe ich immer in den alten Büchern meines Vaters gelesen, wie Fürsten und Könige vor Mädchen knieten und ihnen treu und gehorsam waren bis in den Tod. – Ach, liebe Amme, du weißt so viele Künste von deinem Vater, kannst du denn nicht machen, daß alle Männer, die mich sehen, in Liebe entbrennen und mir folgen müssen? – Hm, entgegnete die Amme zögernd, wenn nur – ich wüßte wohl –

Die Gräfin aber, deren Seele ganz erfüllt war von dem Gedanken, hatte sie schon am Arm gefaßt und drängte sie ungeduldig fort, die Nacht sei dunkel und schwül, alles schlafe schon im Schlosse, es sei eben die rechte Zeit. – So gingen sie weiter den stillen Garten entlang bis ans einsamste Ende. Unterwegs sagte die Amme: Es ist nichts Geringes, dem Freier, den ich Euch zuerst zeigen werde, müßt Ihr den Ring vom Finger ziehen – aber laßt's Euch nicht anfechten, wenn er etwas bleich und wirre sieht –, den Ring drückt Ihr ans Herz, bis es blutet, dann ist Euer Herz liebefest, und Eure Augen werden schön funkeln wie der Stein im Ringe, der arme Junge aber muß sterben. – Hier waren sie an ein altes, zerfallenes Gemäuer gekommen, die Amme holte ein weißes Stäbchen aus einem hohlen Baumstamme, da schwirrten plötzlich Fledermäuse hervor und schlugen mit den Flügeln in den Zweigen, eine Schlange fuhr rasch zwischen das Ge-

ſtein, unter dem ſie eine dicke Kröte mit großen, rötlichen Augen anſah. Hoho, biſt du auch da, Großmutter, lachte die Alte und ſchien luſtig auf zigeuneriſch mit den Tieren zu ſprechen. Darauf tauchte ſie Hände und Stab in einen Topf, daß ſie hell leuchteten, und beſchrieb unverſtändlich murmelnd einen feurigen Kreis, bei deſſen grüngoldenem Glanze die Eidechſen neugierig im Graſe hervorſchlüpften. Die Gräfin ſtand mitten drin, es war ihr wie im Traume, als fingen die Blumen, Büſche und Wälder in der ſtillen Runde leiſe zu ſingen an, Johanniswürmchen zogen leuchtend um ihr Haupt, ſo ſah ſie mit tiefer, tiefer Luſt vom Berge über die mondbeſchienene Gegend und in den weiten, geſtirnten Himmel hinein. – Die Amme aber ſchien in großer Unruhe, die Schweißtropfen ſtanden auf ihrer Stirn. Siehſt du noch immer nichts? fragte ſie manchmal leiſe dazwiſchen. Aber nur ein Hund bellte aus dem fernen Dorfe, dann war alles wieder ſtill, die Gräfin hielt den Atem an vor Erwartung. Auf einmal fuhren beide zuſammen – ein fremder Mann, dicht im Mantel verhüllt, trat plötzlich in der Ferne zwiſchen den Bäumen hervor. Um Gottes willen! rief die Amme und flüſterte noch etwas in der höchſten Angſt. Aber die Gräfin, wie ein Falke in den Lüften hängend, ſtürzte mit unmenſchlicher Luſt ſchon auf ihre Beute. Der Fremde erſchrak heftig, erholte ſich aber, da er ein Weib vor ſich erblickte. Sie ſah ihn groß an, ſie kannte ihn nicht. Auf ihre Frage, wo er hin wolle, erwiderte er zögernd und ſichtbar verwirrt, er wolle der ſchönen, jungen Gräfin ein Ständchen bringen. Der Wind ſchlug ein wenig ſeinen Mantel auf, da fiel es ihr ſeltſam aufs Herz, daß es ein franzöſiſcher Offizier, doch ſagte ſie nichts, aber ihre Blicke gingen ſcharf ſeitwärts in die Dunkelheit, denn es war ihr, als hörte ſie etwas heimlich durch den Garten huſchen und Pferde ſchnauben in der Ferne. – Kannſt du mir die Fenſter zeigen, wo ſie ſchläft? ſagte der Fremde wieder, und da ſie ihm gefiel, umſchlang er ſie mit einem Arme. Die Gräfin beſann ſich einen Augenblick. Warum nicht! ſagte ſie dann ſchnell, wenn Ihr mir Euren ſchönen Ring gebt zum Lohne,

aber Euren Mantel müßt Ihr mir borgen, damit man mich nicht erkennt. Der verliebte Offizier hing ihr ſelbſt den Mantel um und meinte dabei, ihre aufgeringelten Locken ſähen wie Schlangen aus bei Nacht. Sie aber hatte ſchon ganz andere Gedanken, und als er eben den Ring vom Finger zog, ergriff ſie raſch eine Piſtole, die er unter dem Rocke auf der Bruſt trug, und ſtieß ihn damit rücklings von der Rampe, auf der ſie ſtanden. – Sie iſt im Garten, greift die kleine Hexe! rief jetzt eine Stimme tiefer unten. Da drückte ſie ſchnell ihre Piſtole ab, und: Herr Jeſus! hörte man unten dieſelbe Stimme verhallen. Dann, ſich in den Mantel wickelnd, rief ſie hinab: Mir nach, ſonſt ſeid ihr alle verloren!

Aber es war alles ſchon zu ſpät. Die Unſrigen, die unerwartet erfahren, daß der Graf es heimlich mit dem Feinde halte, hatten die dunkle Nacht benutzt, das Schloß ohne Geräuſch beſchlichen und den Grafen bereits gefangen in ihrer Mitte. Dieſer nun, als er die Tochter an der Stimme erkannte, glaubte ſich von ſeinem eigenen Kinde verraten, in dieſer Verblendung entriß er wütend einem der Soldaten den Degen, um ſie ſelbſt zu richten. Sein Leben war ihm nichts gegen die Ehre und Freiheit; ſo ward ihm ſchnell die letzte zuteil, indem die anderen Soldaten, da ſie ihn nicht mehr aufhalten konnten, ihn von hinten mit vielen Stichen durchbohrten. – Unterdes aber war, wie die Gräfin vorausgeſehen, durch den Schuß alles munter geworden. Gleichwie die Krähen, wenn man nachts in die Wipfel ſchießt, ſich mit wildem Geſchrei in die Lüfte ſtürzen, ſo brachen bewaffnete Jäger, Bedienten und Bauern, die damals einen leiſen Schlaf hatten, plötzlich aus allen Türen, Hecken und Mauerritzen hervor. Die Unſrigen, als ſie ſich ſo umgeben ſahen, folgten blindlings der Gräfin, die ſie in dem Offiziermantel für ihren Kapitän hielten. Sie wollte ihrem Vater, den ſie noch im Schloſſe glaubte, Zeit laſſen, ſich zu retten, und führte, immerfort winkend, die verſtörten Soldaten bis in den äußeren Hof, wo ſie dem wilden Haufen gerade in die Hände rannten. Da rangen ſie ſtill und grimmig in der

Dunkelheit Mann gegen Mann, die einen ums Leben, die andern um den Leichnam ihres Herrn, die Gräfin hatte unterdes eine Meute grauſamer Hunde losgelaſſen, welche in der Verwirrung die Fliehenden zerriſſen, es war eine ſchreckliche Nacht. – Der Offizier aber, den die Gräfin durch den Piſtolenſchuß ſo ſtill gemacht, war derſelbe junge St. Val, der damals ſie zu fangen geſchworen und ſich nun vermeſſen zu dem gefährlichen Kommando gedrängt hatte. Er aber war nur verwundet und betäubt, und als er auf dem ſtillen Platze einmal die Augen aufſchlug, ſah er, wie im Traume, zum erſten Male das Geſicht der Gräfin zwiſchen den ſchwarzen, herabwallenden Locken beim Widerſchein einer Fackel über ſich geneigt – er mußte die Augen wieder ſchließen, ſo furchtbar ſchön war der Anblick." –

Hier wurde der Lord plötzlich von der Fürſtin unterbrochen, die ſchon während der ganzen Erzählung eine ſeltſame Unruhe gezeigt und öfters ängſtlich nach der Tür geſehen hatte. „Nein, das iſt gar zu traurig vor dem Schlafengehen," rief ſie mit einem bedeutenden Blick auf den Fürſten und ſchien aufbrechen zu wollen. Dieſer aber, ganz vertieft in die Geſchichte, merkte nicht darauf; „ſo blutigrot alſo war ihr Aufgang" – ſagte er in Gedanken und wollte durchaus noch das Ende wiſſen. Der Lord ſtutzte; da aber der Fürſt von neuem in ihn drang und die andern mit Blicken und Kopfnicken beiſtimmten, erzählte er ruhig wieder weiter:

„‚Seit dieſer Stunde' – ſo fuhr mein Rittmeiſter fort – ‚ſteht das Schloß wüſt und verlaſſen, aber die wilde Gräfin geht wie ein wunderbarer Spuk durch das Gebirge. Oft nach nächtlichen Biwaks, wenn die Sonne über der prächtigen Gegend aufgeht, erſcheint ſie am Saume des Waldes zu Pferd im vollen Glanze der Schönheit; da ſchwingt ſich manch fröhlicher Reiter auf, ſie zu fangen, aber keiner von allen kehrte noch jemals wieder zurück. – Seltſam, es iſt ja doch nur ein Weib. Seht, ich habe mein Liebchen in Frankreich, mir ſoll ſie nur kommen, ich ſpüre eine rechte Luſt, ihr einmal zu begegnen! –

Dem armen St. Val aber ging es am schlimmsten. Das Bild der Gräfin stand seit jener Nacht unaufhörlich vor seiner Seele, der lustige Bursch wurde ganz schwermütig, und eines Abends war er plötzlich verschwunden, wir wußten lange nicht, wohin er gekommen. Er war aber an diesem Abende, wie er damals oft zu tun pflegte, einsam in der Gegend herumgeschweift. Da hörte er wunderschönen Klang in der Abendluft, wie eine Kriegsmusik aus der Ferne – man sagt, daß es in der Morgendämmerung vor großen Schlachten so in den Lüften musiziert – es waren die Guerillas, die im Gebirge sangen. Die Klänge verlockten ihn, er ging wie im Traume immer fort, so kam er in den Wald, wo damals die Gräfin hauste. Die Abendsonne leuchtete durchs Gebirge, als stände alles in Feuer, die Vögel sangen den funkelnden Wald entlang, dazwischen hörte er immerfort Stimmen bald da, bald dort, darunter eine wie ein Glöckchen bei Nacht, es klang ihm, als müßt' es die Gräfin selber sein. Ihm graute, und doch mußt' er der Stimme folgen. So war er schon lange gegangen, als er, plötzlich um einen Felsen tretend, auf einem stillen Rasenplatz über den Wipfeln eine weibliche Gestalt wie eingeschlummert sitzen sah, die Stirn über beiden Armen auf die Knie gesenkt, daß die herabgefallenen reichen Locken sie wie ein dunkler Schleier umgaben. Sie hielt ein Roß am Zügel, das weidete ruhig neben ihr, von allen Seiten rauschten die Wälder herauf, sonst war's so still daneben, daß man die Quellen gehen hörte. Und wie er noch so staunend stand in dieser Einsamkeit, erblickte er seitwärts in der Ferne einen Offizier von der deutschen Legion, der unten zwischen dem Gebüsche seine Büchse angelegt hatte; er wußte nicht, ob er auf ihn oder die Schlummernde ziele, und machte erschrocken eine heftige Bewegung. Da schüttelte die Schlafende die Locken aus den Augen und richtete sich, in der Abendglut mit den Steinen ihres Gürtels leuchtend, plötzlich auf. Der Deutsche, wie geblendet, ließ seine Büchse sinken und verschwand zwischen den Bäumen; St. Val aber erkannte mit Schauern

die Gräfin, denn ihm fiel die Soldatenſage ein, daß es jedem den Tod bedeute, der ſie unverſehens im Walde erblickt. — Die Gräfin aber ſah ſcharf nach allen Seiten, dann ihn durchdringend an. Ihr ſeid ſehr vorwitzig, ſagte ſie darauf, doch es wird ſchon ſpät, ich bin ſo müde und verirrt, zeigt mir den Weg aus dem Walde. Da fiel es St. Val plötzlich aufs Herz; er wußte, daß die Franzoſen den Wald umzingelt hatten und in welcher Gefahr ſie war; er wollte ſie retten, es koſte, was es wolle, und dann noch dieſe Nacht zu ſeinem Regiment zurück und ſich zu andern Truppen verſetzen laſſen, weit von dieſen Wäldern. — Während dieſe Gedanken verworren durch ſeine Seele gingen, hatte ſie ſchon ihr Pferd gezäumt; ſie befahl ihm, unterdes zu ſatteln, und lachte ihn aus, als er damit nicht zurechtkommen konnte; dann ſchwang ſie ſich hinauf, er mußte das Pferd am Zügel führen. Sie ſaß ſeitwärts auf einem Frauenſattel, auf ihrem Arm über den Hals des Pferdes gelehnt, und plauderte im Waldesgrün unbekümmert wie ein Kind in ihrer ſchönen, melodiſchen Sprache, daß es St. Val war, als hörte er die ferne Muſik wieder in der ſtillen Abendluft, die ihn vorhin verlockt hatte. Auf einmal richtete ſie ſich lauſchend auf, man hörte franzöſiſch ſprechen dicht unter ihnen. Sie lenkte vorſichtig hin nach den Stimmen, und durch das Gebüſch ſahen ſie einen Trupp Reiter in ihren weißen Mänteln, die in der Dunkelheit leuchteten, langſam vorüberziehen — nur ein Laut von St. Val, und die Gräfin war verloren. — Sie aber ſchaute mit kühner Luſt hinab, wie man nachts in ein Gewitter ſieht, dann, plötzlich ſich ſelbſt unterbrechend, ſtreckte ſie den Fuß gegen St. Val: er ſollt' ihr das Schuhband binden, und lächelte ſpöttiſch, da er's tat. —

Von dieſem Augenblick an war er ganz in ihrer Macht. Sie ſagte: ſie hätte ihn nur verſuchen wollen, ob er's ehrlich meine, ſie wiſſe den Weg beſſer als er, ſie wolle ihn heimführen. Mit dieſer Worten lenkte ſie raſch herum, und in den Klüften bald hernieder, bald wieder aufwärts, an ſchwindelnden Abgründen vorüber, ging es immer tiefer in die

Nacht und in die Wälder hinein – er konnte kaum folgen durch das Geſtrüpp, wie ein getreuer Hund, und als ſie endlich unerwartet ins Freie kamen, ſah der Entſetzte eine Guerillabande vor ſich im Waldgrunde gelagert. Unzählige Rohre, da ſie die franzöſiſche Uniform erkannten, waren plötzlich auf ihn gerichtet, aber ein zorniger Blick der Gräfin bändigte alle; die grimmigen Beſtien, ihre ſchwarzen Mähnen ſchüttelnd, zogen ſich knurrend zurück und wärmten wieder ihre Tatzen an den Wachtfeuern. Nun bemerkte St. Val mit Erſtaunen, wie dieſe wilden Männer die Gräfin, gleich einer Königin, verehrten und bedienten. Ein junger Burſch hob ſie aus dem Sattel, einige breiteten einen bunten Teppich über den Raſen, während andere raſch ein luſtiges Zelt darüber aufſchlugen; dann war auf einmal alles wieder ſtill und feierlich. Unterdes war auch der Mond aufgegangen und beleuchtete die Wälder. Die Gräfin ſaß unter ihrem Zelte und ſpielte auf einer Zither, St. Val lag gedankenvoll zu ihren Füßen, ihm war noch nie ſo himmliſch wohl geweſen. – Es war eine von den prächtigen Sommernächten jenes Landes, die alles wunderbar in Traum verwandeln. Die Gräfin hatte ſich bald mit einem Teil der Bande wieder entfernt, nur wenige bewaffnete Bauern bewachten den Gefangenen; die Luft kam von der Ebene und wehte Wohlgerüche aus den blühenden Gärten herauf, die unter den Bergen lagen. Da hörte St. Val die Trompeten ſeines Regiments durch die weite Stille herüberklingen, ſie bliſen ein fröhliches Reiterlied aus der alten, guten Zeit. Das wandte ihm das Herz, er war wieder ganz Franzoſe, der die Ehre über alles ſtellt. Er merkte gar wohl an der geheimnisvollen Geſchäftigkeit der Abenteurer, daß ſie einen Hauptſtreich vorhatten, da war kein Augenblick zu verlieren. So, in höchſter Angſt vor dem Zelte ſitzend und umſpähend, ſann er eben, heimlich zu entfliehen und die Seinigen zu warnen, als auf einmal die ganze Bande mit Windlichtern wieder aus dem Walde zurückkehrte. Die Gräfin, mitten unter ihnen, tritt raſch hervor und, zwiſchen

den ſchweifenden Lichtern mit den losgegangenen Locken wieder über ihn geneigt wie in jener Nacht am Schloß, blickt ſie ihn ſtreng an in ihrer ganzen furchtbaren Schönheit. Da ſpringt er auf, entreißt einem Bauer die Fackel, und ganz verblendet und verwirrt führt er ſelber den Haufen zum Überfall gegen ſeine Landsleute! — So, raſch und ſchweigend, gehen ſie durch den ſtillen Wald —'

Kaum hatte der Rittmeiſter dieſe Worte ausgeſprochen, als plötzlich ein Schuß hinter uns her fiel, und bald ein zweiter und noch einer. ‚Teufel! da iſt St. Val!' ſchrie der Rittmeiſter aufſpringend, und ich erblickte in einem Erker des Schloſſes einen ſchönen, jungen Mann, totenbleich beim Fackelſchein, ohne Hut, in einer halb zerriſſenen franzöſiſchen Uniform; hinter ihm im roten Widerſcheine der Windlichter, der ſeltſam über die vergüldeten Wände der Säle ſchweifte, wurden wilde, trotzige Geſtalten mit Dolchen und langen Vogelflinten ſichtbar, wie ſie der Rittmeiſter vorhin beſchrieben. Sie ſchoſſen aus allen Fenſtern auf uns, und mancher Franzoſe ſank ins Gras, eh ſich unſer Häuflein nur beſinnen konnte. Unterdes hatte ſich das Gerücht verbreitet, die wilde Gräfin ſei im Schloſſe! Der Rittmeiſter verlor keinen Augenblick den Kopf, er traute mir nicht mehr in ſolcher Gefahr und ließ mich tiefer in den Wald zurückbringen; dann erbrachen ſie mit gewaltiger Anſtrengung Tor und Riegel und drangen in die Burg hinein. Der erſte, der ihnen dort begegnete, war St. Val, er focht wie ein Raſender und ſtürzte ſich zuletzt in wildem Wahnſinne ſelbſt in die franzöſiſchen Klingen.

Über ſeinen Leichnam nun ging der Kampf von Treppe zu Treppe entſetzlich durch alle Gänge. Die Franzoſen waren kriegsgewandter und zahlreicher als ihre Gegner, die Gräfin und die Ihrigen wurden immer höher hinaufgetrieben — es war keine Rettung mehr für ſie. Da ſchlug plötzlich aus dem einen Fenſter ein heller Schein hervor, dann wieder aus einem andern, immer mehr rötliche Flammen züngelten ſchnell an allen Ecken auf; der Sturm faßte

die wachſenden Lohen, und wildkühn kletterte das Feuer an den Gebälken empor, wie ein prächtiges Laubgewinde in der Nacht; mitten in der Glut ſah man die dunklen Geſtalten noch ringen. In dieſer Not erblickte der Rittmeiſter auf einmal die Gräfin hoch über ſich, wie den Todesengel, zwiſchen den Flammen. Ihm vergingen die Sinne bei dem Anblick, er vergaß Heimat, Liebchen und Ruhm, er wollte nur ſie retten oder ſterben. Vergebens riefen ihm die Seinigen nach, er hörte nicht mehr und drang verblendet die brennende Treppe hinan, unter ſich in der wilden Beleuchtung ſah er den Garten, die Schluften und den Strom, der wie eine glühende Schlange an dem Schloſſe vorüberſchoß – ſchon langte er nach ihr, ſie zu umſchlingen und hinabzutragen, da ſtieß ſie ihn mächtig von der Zinne hinab, daß die Flammen wie fliegende Fahnen den braven Soldaten bedeckten.

Bald darauf ſtürzte der ganze Bau donnernd über Freund und Feind zuſammen – man hat ſeitdem die Gräfin nicht wieder geſehen."

Alles ſchwieg, als der Lord endigte, nur der Baron, der während der Erzählung eingeſchlummert war, fuhr auf ſeinem Stuhle erſchrocken auf über die plötzliche Stille. – „Nun – und weiter?" ſagte endlich der Fürſt ganz zerſtreut. – Der Lord ſah ihn verwundert an. „Was wollen Sie noch weiter in der ſpaniſchen Nacht, nachdem dieſer ſchöne Stern geſunken? Das andere lohnt nicht mehr: da der Rittmeiſter tot war, ergriffen die wenigen noch übriggebliebenen Franzoſen voll Entſetzen die Flucht, auch meine Wächter waren verſchwunden. Ich eilte nun in der neuen Freiheit ſogleich zum Schloſſe, um die Gräfin, von der ich ſo viel gehört, womöglich mit eigenen Augen zu ſchauen – es war zu ſpät. – Als ich aber an die Brandſtätte kam, da war's, als wüchſen dunkle Reitergeſtalten aus dem feurigen Boden, die wühlten mit ihren Degen in den Trümmern, daß überall blaue Flämmchen aufſchlugen. ‚Sie iſt mitverbrannt,' hört' ich einen von ihnen ſagen. – ‚So war denn alles nur ein prächtiger Traum!' rief ein anderer ſchmerzlich aus; dann ſtürzten ſie in den Wald,

den Flüchtlingen nach. – Später hörte ich, daß die ſchwarzen Geſellen, welche das Schloß hatten entſetzen wollen, von der engliſch-deutſchen Legion geweſen."

„Und ſahen Sie den Offizier nicht, der ſie anführte?" fragte der Fürſt wieder. „Ich erblickte ihn nur fern und flüchtig in der wilden Nacht," erwiderte der Lord, „bei meinem Regiment aber nannten ſie nachher einen deutſchen Grafen: Victor von Hohenſtein."

„Nun wahrhaftig, Ihr werdet uns am Ende gar noch überreden wollen, daß die Novelle wahr iſt," ſagte hier die Fürſtin, indem ſie ſich erhob und das Signal zum allgemeinen Aufbruch gab. Man vermißte jetzt erſt die Gräfin Juanna. Der Baron ſagte, ſie promeniere ſchon ſeit länger als einer Stunde mit ſeiner Tochter durch alle Winkel des Schloſſes und ſei dadurch um die ganze ſpaniſche Reitergeſchichte gekommen. Er ergriff nun eine ſeidene Klingelſchnur und zog erſt gelaſſen, dann immer heftiger, aber der Draht war durch den langen Nichtgebrauch verroſtet, es wollte durchaus nicht klingeln, bis er endlich ganz zornig zur Tür hinausſchrie. Mehrere Bedienten in alten, verſchoſſenen Livreen ſtürzten herein und ſetzten ſich mit maſſiven Armleuchtern an die Spitze des Zuges, den der Baron, die Fürſtin an den Fingerſpitzen haltend, feierlich eröffnete; in der Perſpektive erblickte man durch die offenen Flügeltüren ein mächtiges Himmelsbett mit ſchwerſeidenen Gardinen und einem Federbuſch darüber. Nun verliefen ſich auch die andern mit ihren Lichtern auf den verwirrten Gängen; es ſah von draußen aus wie ein verbranntes Blatt Papier, wo die Funken geſchäftig durcheinander irren, bis endlich der letzte plötzlich verliſcht.

Und als nun alles ruhig geworden im ganzen Hauſe, ſtand der Fürſt noch immer allein mit dem Lord am offenen Fenſter eines dunklen Saals und konnte nicht aufhören, ihn über die erzählte Begebenheit immer genauer auszufragen. Das Gewitter draußen war vorüber, es blitzte nur noch von fern, einzelne zerriſſene Wolken flogen eilig über den ſtillen Hof. Da fuhr plötzlich der Lord auf: „Seht da, wahrhaftig, die

wilde Gräfin!" – der Mond war auf einmal zwiſchen den Wolken hervorgetreten und beleuchtete flüchtig Juanna, die jenſeits noch auf dem Balkon ſtand. – Der Fürſt aber ſchloß ſchnell das Fenſter. „Still, ſtill," ſagte er zu dem erſtaunten Lord, der dieſen Ausruf nur ſo gedankenlos hingeworfen, „verratet es niemand, daß Ihr ſie kennt." –

Elftes Kapitel

Ein prächtiges Schloß über ſchimmernden Fernen, ein bunter, fürſtlicher Hofhalt, Komödianten und ein Liebchen im Grün – was Wunder, daß Ottos fröhliches Studentenherz wie eine Lerche ſingend über dem phantaſtiſchen Herbſtſchmuck der Wälder hing! – Auch Fortunat verſchob ſeine Abreiſe von einem Tag zum andern; die geheimnisvolle Aufmerkſamkeit, womit man ihn hier unbegreiflicherweiſe auszeichnete, wurde immer auffallender. Er glich einem Fremden, der auf der Durchreiſe, bevor der Poſtillion wieder blies, ſich auf einige Minuten im Theater an einen Pfeiler gelehnt hat und nun auf einmal gewahr wird, daß droben auf den Brettern von ihm ſelber die Rede ſei und alle Blicke ſich unheimlich auf ihn heften. Das Rätſel, meinte er, müſſe jeden Augenblick ſich löſen, er wollte wenigſtens den erſten Akt noch abwarten.

Am wunderlichſten aber war es Dryander ergangen. Sein Dichterruf öffnete ihm alle Flügeltüren des Schloſſes, da hatte ihn aber der Hofwind ſo wacker gefaßt, daß er bald den Hut ſamt dem Kopfe darüber verloren hätte. Die unverſchämte Art, mit der er ſich ſelbſt vergötterte, ſein Witz und poetiſches Wetterleuchten dazwiſchen blendete, verwirrte und belebte alles, und eh man ſich deſſen verſah, hatte der Fürſt ihn bei Hofe angeſtellt, die Schauſpieler meinten: als luſtigen Rat. Er ſelbſt aber nahm die Sache ſehr ernſt, hielt einen Bedienten, mit dem er ſich täglich zankte, kleidete ſich ſorgfältig nach der neueſten Mode, ſprach nur franzöſiſch zu den Komödianten, die es nicht verſtanden, und wies Lotharios Gelächter mit gründlicher Verachtung zurück.

Währenddes hatte auch der junge, schöne Maler Guido sich immer mehr in Kordelchens feingeschlitzte Augen vertieft und entdeckte in dem mutwilligen Mädchen täglich neue unerhörte, nur von der Gemeinheit ihrer Umgebung verschüttete Talente, von denen sie selber nichts wisse. Strotzend von guten Vorsätzen, voll Selbstvertrauens und jugendlichen Glaubens an Tugend und Liebe ging er mutig darauf los, sie aus ihrer Verwilderung mit sich emporzuflügeln. – Eines Nachmittags saßen beide zusammen in dem altmodischen Ziergarten, der die Wohnung der Schauspieler umgab. Sie strickte einen Strumpf, er las ihr Goethes Tasso vor. Zwischen den grünen Taxuswänden schillerten von fern die reichen Täler herauf, bunte Schmetterlinge flatterten auf den halbverwilderten Blumenbeeten, die feierliche Pracht der Gänge, die Hermen römischer Dichter, die in der Einsamkeit umherstanden, weiterhin über den Buchenwipfeln das heitere fürstliche Schloß – alles versetzte ihn recht mitten in das schöne Gedicht, er las sich immer mehr ins Feuer. – „Wie schön sie ist!" rief da auf einmal Kordelchen fast traurig aus. Guido glaubte: die Prinzessin im Stück. Kordelchen aber meinte die Gräfin Juanna, die soeben, eine Laute im Arm, durch den oberen Schloßgarten ging. Er sah ihr selber nach, bis sie zwischen den Orangenbäumen wieder verschwunden war, dann fuhr er, etwas gestört, weiter fort. Aber seine Schülerin war heute ganz zerstreut. „Haben Sie gestern abend Lothario droben gesehen?" unterbrach sie ihn von neuem, „ich glaube, er wollte ein Ständchen bringen." – Guido wollte aus der Haut fahren, er nickte ihr nur flüchtig zu, er war eben an einer Lieblingsstelle und deklamierte so eifrig fort, daß ihm die Stirn davon rot wurde. Als er aber einmal über das Buch hinwegsah, hatte Kordelchen gar ihr Strickzeug weggelegt und den ganzen Schoß voll Sternblumen. – „Sie liebt ihn – sie liebt ihn nicht" – sagte sie leise in Gedanken vor sich hin, eine Blume nach der andern zerpflückend. Guido stand auf, klappte das Buch heftig zu und schob es in die Tasche, seine begeisterten Augen leuchteten im

Zorne ſo ſchön unter den herabwallenden braunen Locken. „Du närriſcher Junge!“ rief Kordelchen, ihn mit einem herzhaften Kuß feſthaltend. Da wanderte eben Otto vorüber und warf ihr einen verächtlichen Blick zu. Sie warf ihm dagegen lachend alle ihre Blumen nach und ſprang dann ſelber ſchnell in den Garten fort.

Ungünſtigeres aber hätte Otto in dieſem Augenblick nicht begegnen können als der unerwartete Anblick dieſer Vertraulichkeit. Denn er ging ſoeben, das Manuſkript eines Trauerſpieles unter dem Arm, mit klopfendem Herzen nach dem alten Palaſt der Schauſpieler, um es ihnen behufs einer zu verhoffenden Darſtellung vorzuleſen. Er fand Herrn Sorti und die übrigen Stimmführer der Geſellſchaft bereits vor dem Hauſe in einer Wolke von Tabaksrauch zwiſchen hohen Biergläſern um einen runden Tiſch verſammelt. Zerſtreut und in Gedanken noch halb bei Kordelchen, begann er mit unſicherer, faſt ſchüchterner Stimme die Vorleſung. Doch bald faßte ihn der raſche Strom der eigenen Dichtung, heiter glitt er an den duftigen Geſtaden, Rebengeländen und Burgen hinab, und das ſtille Glück der Stunden, ja die Gegenden und Plätze, wo er damals gedichtet, wehten ihn wieder erfriſchend an. So las er immer ſchöner und mächtiger und bemerkte nicht, wie die Geſichter ſeiner Zuhörer nach und nach immer länger wurden, dort einer heimlich durch die Naſe gähnte, da ein anderer mit vornehmem Lächeln unverwandt ſein Bierglas anſah. Und als er endlich ſchloß, erfolgte eine allgemeine Stille, daß man das Laub im Baume ſich bewegen hörte – ein Zuſtand, wobei einem jungen Autor die Gedanken plötzlich zu Eiszapfen gefrieren können.

„Schön – recht poetiſch,“ nahm endlich Sorti das Wort, „aber aufführen“ – „Keine Drucker,“ platzte Ruprecht heraus. – „Zuviel Verwandlungen,“ meinte ein anderer. – „Kein einziger brillanter Abgang.“ – „Aber was hat denn alle das Teufelszeug mit meinem Gedichte zu ſchaffen?“ fragte der erſtaunte Otto in ſeiner poetiſchen Unſchuld. – „Wird ſich ſchon geben, mein Liebſter,“ entgegnete Sorti

gelaſſen, „wird ſich nach und nach ſchon geben mit der zunehmenden Bühnenkenntnis.“ – Nun ſteckten alle die Naſen in das Heft, und ein jeder fing an, nach ſeiner Art daran zu mäkeln. Der Dialog war zu phantaſtiſch, er ſollte noch einmal überarbeitet, herabgeſtimmt und natürlicher gemacht werden. Der Held dagegen erſchien allen zu einfach, die Dame gar zu verliebt. – Da hielt ſich Otto nicht länger, dieſe Mädchengeſtalt war ihm gerade die ſchönſte, er hatte ſich, wie es jungen Dichtern wohl begegnet, nach und nach im Schreiben ſelber in ſie verliebt. – „Das Lieblichſte,“ rief er aus, „das Heimlichſte, Wahrſte und Beſte, was ich wußte, hab' ich gegeben, und nicht einen Buchſtaben ändere ich an dem ganzen Stück!“ – Hiermit ſchleuderte er das Manuſkript zornig auf den Tiſch und ging raſch in den Garten fort, und es war ihm in einiger Entfernung, als hörte er die Schauſpieler hinter ſich lachen.

In dieſem heftig bewegten Zuſtande begegnete er Lothario, der ihm ſehr bald die ganze Geſchichte abgefragt hatte und bald darauf in ein tolles Gelächter ausbrach. „Darf man erfahren, worüber Sie lachen?“ fragte Otto empfindlich. „Weil Sie,“ erwiderte Lothario, „durch dieſe glückliche Begebenheit hoffentlich auf den nächſten Weg geraten ſind, ſich der theatraliſchen Flauſen gänzlich zu entſchlagen.“ Otto ſah ihn verwundert an. Aber Lothario ließ ſich nicht irremachen. „Überlegt doch nur ſelbſt,“ fuhr er fort, „was wollen ſie denn eigentlich! Ein großer, ſtarker Kerl, der plötzlich herausſtürzt und rezitativiſch ſchreit: Ich fürcht' mich vor dem Tode nicht! ein Poſaunenſtoß oder ein paar Striche über die große Baßgeige dazu – das iſt ein Held. Ein zimperlich Ding, etwas verliebt und etwas tugendhaft und ſehr geſchnürt, das in Jamben ſpricht und mit den Logen kokettiert – das iſt eine Jungfrau. Ein Korb voll Kaldaunen, der nach Tiſche zur Verdauung Poeſie treibt und in Romeo und Julia eines gemalten Pomeranzenbaumes bedarf, um ſich nach Italien zu verſetzen: das iſt das Publikum.“ – „Und dennoch,“ erwiderte Otto nach einer kurzen Pauſe, „wenn alle ſo dächten, ſo müßte

die dramatiſche Poeſie in der Luft ſpielen und die Bühne zugrunde gehen." – „Ja, das hoff' ich auch!" ſagte Lothario, „die Dichter müſſen nur nicht nachgeben, ſondern die Theater poetiſch aushungern, ſie an ihrer eigenen Miſere und Langweiligkeit allmählich verſchmachten laſſen und unterdes draußen friſch und keck die Welt auf ihre eigene Hand dramatiſieren. Das Publikum iſt ſo dumm gerade nicht, wie es ausſieht. Iſt es erſt im Buch an die urſprüngliche Schönheit wieder gewöhnt, ſo wird es auch die Bühnen ſchon zwingen, ſich zu akkomodieren. Aus der alten, guten Poeſie kann ſich ein neues Theater bilden, nimmermehr aber eine neue Poeſie aus den kranken Gelüſten des Publikums und der Pedanterie der Theatermaſchiniſten. Und überhaupt, junger Menſch," fuhr er fort, „wollt Ihr ein Dichter werden – und ich meine, Ihr habt die unglückliche Dispoſition dazu –, ſo müßt Ihr Euch ein für allemal daran gewöhnen, für die Handvoll Geſcheiter im Lande zu dichten und nach den andern nicht zu fragen. Vor allem aber müßt Ihr Euch hier von uns Komödianten und Frauenzimmern losmachen, denn wer ſich ſo in der Rumpelkammer des Lebens herumtreibt, dem fliegen die Fledermäuſe in den Kopf, und es wäre ſchade um Euer weiches Flachshaar."

Otto zürnte wie ein Mädchen. Lothario aber in ſeinem kühnen Weſen griff wie ein eiſiger Morgenwind durch alle Saiten ſeiner wunden Seele. Auch hatte es Otto ja mit eigenen Augen geſehen: Kordelchen war treulos, das Brettergerüſt ſeines geträumten Bühnenruhmes zertrümmert, er kam ſich nach den heutigen Erfahrungen nun ſelbſt hier kahl und erbärmlich vor. Und ſo geſchah es, daß er, ehe ſie noch das Ende des Gartens erreichten, dem harten Freunde mit dem Ungeſtüm eines friſchen Entſchluſſes die Hand darauf gab, ſogleich weiterzureiſen, um ungeſtört und mit ſtrengem Ernſte ganz der Dichtkunſt zu leben. – Nun fehlte es aber wieder am nötigen Reiſegeld zur Ausführung eines ſo löblichen Vorſatzes. – Lothario machte bei dieſer Bemerkung eine lebhafte Bewegung und ſchien einen raſchen Vorſchlag auf dem Herzen

zu haben, schwieg aber plötzlich. – Da standen sie soeben vor Dryanders Tür. „Halt!" sagte er, „hier wohnt Fortunas Hofnarr, da wollen wir anklopfen, kommen Sie nur geschwind."

Mit diesen Worten drängte er den Zögernden in das Haus hinein. Ein Bedienter empfing sie in der Vorstube und wollte anmelden. Der Schauspieler schob ihn aber lächelnd zur Seite und trat ohne weiteres in das Zimmer. Hier war durch tief herabhängende, grünseidene Gardinen ein künstliches Halblicht verbreitet, ein zierlicher, bronzener Opferaltar auf dem Mahagonitisch erfüllte das Gemach mit Wohlgerüchen; Dryander selbst in einem feinperkalenen Negligé ruhte mit einem Papier in der Hand nachlässig auf einer Ottomane. Er blinzelte die Eintretenden vornehm an, als könnte er sie nicht gleich erkennen, faltete und versiegelte erst den Brief und klingelte nach dem Bedienten: „An Seine Durchlaucht, aber sogleich." – Dann sprang er auf und nötigte die Gäste verbindlich auf das Sofa. – Lotharío, als sie sich feierlich niedergelassen, drückte mit devoter Stimme ihre langverhaltene Freude über seinen sehr ergötzlichen Glückswechsel aus. „Mich hat es nicht im geringsten überrascht, verehrter Hofrat," sagte er, „du strebtest von jeher oben hinaus: keine Dachstube war dir zu hoch, du hattest schon damals immer die besten Aussichten." – Dryander, hofmännisch überhörend, wandte sich, ohne darauf zu antworten, zu Otto, ihn seiner besonderen Teilnahme an seinem schönen Talent versichernd, doch müsse er ihm als Freund raten, seinen Umgang sorgfältiger zu wählen. – „Eben darum", unterbrach ihn Lotharío, „hat dieser junge Mann einen festen Entschluß gefaßt. Du hast gestern dein Gehalt bezogen und brauchst es nicht; wir wollten daher gehorsamst bitten, ob du vielleicht die Güte haben möchtest, ihm unter die Arme zu greifen – ein kleines Darlehen – auf kurze Frist – er will nach Italien." – „Nach Italien?" rief Dryander aus, „in das göttliche Land" – „Ja, wo, nach Goethe, die Zitronen blühen," fiel Lotharío ein. – „Meine Verbindungen hier bei Hofe, ich kann Ihnen vielleicht nützlich sein," fuhr

Dryander fort, „auch kenne ich mehrere Perſonen von Rang in Rom, Neapel, mein Freund, der Duca" – „Degli Lazzaroni," meinte Lothario, „eine alte Familie, ich glaube, Ihr ſeid verwandt." – Otto ſtand hochrot und entrüſtet auf. – „Ich bedaure nur," ſagte Dryander, gleichfalls aufbrechend, „daß in dieſem Augenblick dringende Amtsgeſchäfte – es wird mir aber ſehr erfreulich ſein, Sie vor Ihrer Abreiſe" – „Allerliebſter Hofrat," rief hier plötzlich Lothario, ſeine Hand faſſend, „jetzt tanz' noch ein Menuett mit mir!" – Dryander maß ihn mit verächtlichen Blicken. – „Oder ſoll ich dich morgen vor dem ganzen Hofe auffordern? Du kennſt ja meine Kuchenreiter," ſagte Lothario. – Der Hofrat wollte haſtig klingeln. – „Tanz'!" wiederholte Lothario warnend. – Da ſtellte ſich Dryander mit teufliſchem Lächeln in Poſitur, Lothario ſang vergnügt das Menuett à la Vigano, ſo führten ſie auf dem bunten Teppich graziös mehrere Touren aus, und es war wunderlich anzuſehen, wie Dryander ſeinen Gegner mit den Augen erſtechen wollte, ſooft ſie feierlich aneinander vorüberſchwebten. Dann geleitete ihn Lothario an den Fingerſpitzen bis zum Sofa, machte eine tiefe Verbeugung und entfernte ſich mit dem verlegenen Otto, der gar nicht wußte, wie ihm geſchehen.

„Das war eine geſunde Motion," ſagte Lothario lachend – als ſie draußen waren –; „aber Menſch, ſehen Sie nicht ſo trübe aus! Schreiben Sie noch heut nach Hohenſtein um Geld, treu, klar und aufrichtig; Sie kriegen des Plunders genug; wer ehrlich will, was er ſoll, der kann auch, was er will!" – Mit dieſen Worten wandte er ſich wieder in den Garten. Otto ſtand noch lange zweifelnd ſtill; dann aber eilte er auf ſein einſames Stübchen, um ſogleich den guten Rat zu befolgen. – Als er oben am offenen Fenſter ſaß, tanzte ſchon das Abendgold durch das Weinlaub ſo luſtig über das reine Blatt vor ihm. Er ſtand oft im Schreiben auf und lehnte ſich zum Fenſter hinaus. Die Abendſonne beſchien draußen die herbſtliche Gegend, die Wandervögel zogen über das Haus fort, ſeine ganze Seele war voll fröhlicher Verheißung und zog mit ihnen in die ſchöne, wunderbare Ferne hinaus

Währenddes kehrte unten der Fürſt mit mehreren Begleitern von einem Ausfluge heim. Sie ritten zwiſchen den einſamen Felſenwänden den kühlen Strom entlang, die Wälder glühten im buntfarbigen Herbſtſchmuck. Da erblickten ſie hoch über ſich auf einem überhangenden Felſen die Grafin Juanna, unter wilden Waldblumen nach dem Strome hinabgebeugt, daß die dunklen Locken Stirn und Wangen bedeckten. – „Lorelei!" – ſagte der Fürſt wie in Gedanken zu ſeinen Begleitern, die geblendet hinaufſchauten. –

Aber er ſelber war ſchon in ihrem Bann, und als ſie am Schloſſe angekommen, hatte er ſich unbemerkt entfernt und ſtieg allein haſtig und verwirrt durch die ſchöne Einſamkeit hinauf. Er kannte von ſeinen Jagden den wenig betretenen Fußſteig zur Höh'; Juanna fuhr erſchrocken auf, als er ſoeben plötzlich durch das Gebüſch brach und neben ihr auf die Knie ſank, ihre Hand mit glühenden Küſſen bedeckend. Sie ſchwieg und ſah ihn lange durchdringend an. „Still, ſtill" – ſagte ſie dann, „hier kann man uns vom Schloß aus ſehen." – Hiermit ergriff ſie ſeine Hand und führte ihn raſch durch die Hecken über ſchmale Felsrücken an jähen Abgründen vorbei. Durch ſeine Seele gingen wechſelnd Furcht und Hoffnung, wie die Schatten im Walde. „Wo wandern wir hin?" fragte er endlich betroffen, denn die grünen Plätze kamen ihm ſo bekannt vor, das Abendrot ſpielte, wie die alte, ſchöne Zeit, darüber. So traten ſie auf einmal zwiſchen den Bäumen heraus und erblickten unter einzelnen Tannen ein kleines Haus mit einem ſtillen, zierlichen Gärtchen davor. – Der Fürſt drängte erſchrocken weiter. „Hier wollen wir ausruhen," ſagte Juanna, ihn feſthaltend. Er ſchaute nun unverwandt hinüber, wie in einen Traum. Eine alte, blinde Frau ſaß in der Abendſonne vor der Tür, ein ſchönes, bleiches Mädchen ging ſingend vor ihr im Garten auf und nieder. Da erblickte ſie auf einmal den Fürſten und floh wie ein erſchrecktes Kind zu der Mutter und ſetzte ſich zu ihren Füßen ins Gras. – „Was haſt du denn?" fragte die Blinde. Das Mädchen ſagte, es gehe ein Engel im Abendſcheine durch den Wald, ein anderer

ſtehe neben ihm, der werfe einen langen Schatten weit über den Wald und die Täler, ach, es dunkelt ſchon, und er kommt noch immer nicht wieder! — Sie drückte ihr Geſicht in den Schoß der Mutter und weinte bitterlich.

Der Fürſt wandte ſich ab. Es war das Jägermädchen, das er ſo oft in früheren Jahren heimlich beſucht. Ihr Herz war gebrochen, da ſie in ihrem Liebſten den Fürſten erkannt, nun war ſie lange wahnſinnig, er hatte ſie faſt vergeſſen. — Die Abendglut blickte noch einmal durch den Wald herauf, daß die Gegend plötzlich ganz fremd und wie verwandelt erſchien. Juannas Augen funkelten beinahe tödlich, er hielt ſie nicht länger aus und floh tief erſchüttert von dem entſetzlichen Ort.

Sie aber war unterdes in das Gärtchen getreten und ſprach troſtreich zu der Blinden und ihrem armen Kind und warf ihr, ehe ſie weiterging, einige Goldſtücke in den Schoß. Da betete die Alte ſtill vor ſich, denn nun glaubte ſie's ſelbſt auch, daß in der Abendſtille ein Engel an ihrem Hauſe vorübergegangen. — Währenddes ſtieg der Maler Albert, bis an die Zähne bewaffnet, ſtill und ernſt den Waldberg hinan. Er hatte vorhin die Gräfin auf dem Felſen, dann den Fürſten heimlich hinaufſchleichen geſehen und in ſeiner Tugendhaftigkeit ſogleich beſchloſſen, mit Gut und Blut die Unſchuld zu beſchützen. Die Nacht war ſchon hereingebrochen, die ganze Gegend ſtand wie in Gedanken im Mondglanz umher, und als Juanna wieder im Schloſſe an ihrem Fenſter ſtand, hörte ſie unter ſich den Strom aufrauſchen, wie von Ruderſchlägen. Es war Lothario, der unten auf einem Nachen vorüberfuhr und ſang, ſie konnte durch den Nachtwind nur folgende Worte verſtehen:

„Wetterleuchten fern im Dunkeln,
Wunderbar die Berge ſtehn,
Nur die Bäche manchmal funkeln,
Die im Grund verworren gehn,
Und ich ſchaue froh erſchrocken
Wie in eines Traumes Pracht—

Schüttle nur die dunklen Locken,
Deine Augen sind die Nacht."

Der Nachtwächter unter den Fenstern aber schüttelte den Kopf und sah zu seiner Verwunderung auf dem Felsen drüben eine lange Gestalt, auf ihr Schwert gestützt, die halbe Nacht hindurch gleich einer verlornen Schildwacht stehen.

Zwölftes Kapitel

Es kann ein Mensch lange Zeit in den besten Grundsätzen wie ein Schneemann eingefroren sitzen, aber die lustigen Frühlingsbäche unterwaschen schon heimlich plaudernd und neckend den Sitz unter ihm – ein Laut, der leise Flug eines Vogels: und er stürzt kopfüber und verschüttet alle guten Vorsätze wieder. – So erging es Dryander.

Es war ein schöner, stiller Abend, da ging die Fürstin allein in einem entlegenen Teile des Gartens spazieren; sie schien unruhig, oft blieb sie stehen und hörte zu, wie die Schauspieler unten sangen. Aber das kluge Kordelchen hatte sie schon aus der Ferne bemerkt, Lothario fehlte heut wider seine Gewohnheit bei dem Gesange – sie hatte ihre eigenen Gedanken. So begegnete sie Dryander am Eingange des Parkes, da flog ihr plötzlich ein Anschlag durch den Kopf. „Endlich finde ich Sie!" flüsterte sie ihm geheimnisvoll zu, „die Fürstin dort, sie erwartet Sie. Aber still" – sagte sie, den Finger auf den Mund legend, und verschlüpfte schnell wieder zwischen den Bäumen. – Eitelkeit macht dumm. Der überraschte Dryander überblätterte geschwind das Glücksbuch seiner hiesigen Anstellung, jedes Blatt rauschte ihm plötzlich wie die Schleppe der Fürstin; nun verstand er erst alles, ja, er überredete sich in allem Ernste selber, längst in die Fürstin sterblich verliebt zu sein. So, im Garten fortrennend, umspann er sich immer hitziger mit dem tollsten Roman, und als nun die schanke Gestalt in einem dunklen Bogengange auf einmal vor ihm stand, überschüttete er sie atemlos, ohne Eingang und Vorbereitung, verworren mit der glühendsten

Liebeserklärung. Die Fürstin, da er so auf sie losstürmte, stand erst verwundert, dann lächelte sie fein und still; es fiel ihr nicht ein, daß er sich einbilden könnte, sie meine ihn. — „Tasso!" sagte sie scherzhaft warnend, „wir sind hier nicht in Belriguardo." — Indem sie aber den Handschuh ausziehen wollte, um ihm ihre weiße Hand zum Kusse zu reichen, fiel ein Mondstrahl durch das Laub auf Stirn und Mund. Da kam sie Dryander schon eigentlich etwas alt vor, sie gefiel ihm auf einmal gar nicht, und seine Gedanken schlugen ihm unwillkürlich um wie Milch beim Wetterleuchten. „O Gott, Fürstin!" rief er aus, „die Nacht ist eine wilde, phantastische Blume, berauschenden Duft verstreuend, schöne, gefallene Engel wiegen sich auf den Blättern und singen im Traume von den Sternen, wo sie sonst gewohnt, und zwischen den träumenden Kaiserkronen und Blütenglocken flüsternd ringelt die alte Schlange sich leise empor, und von ihrem Krönlein lösen sich grüngoldene Funken und schwärmen durch das Blütengeflecht, und in ihrem streifenden Widerscheine sehen die Gesichter leichenblaß, wie Sie jetzt, Fürstin, im Mondlicht." — So redete er sich nach und nach in die Tugend und tragisches Wesen hinein, sprach entsetzlich von der Sünde, immer begeisterter, wilder und herzzerschneidend. Die Fürstin überlief es heimlich eiskalt dabei. Aber sie bezwang sich und unterbrach ihn lachend: „Der Duft der Nachtblume ist Ihnen zu Kopfe gestiegen, gehen Sie nach Hause und nehmen Sie ein Fußbad." — Dann wandte sie sich stolz nach dem Schlosse.

Dryander stand wie vom Donner gerührt. Jetzt wollte er ihr nach, sie festhalten, rannte aber in der Verwirrung mit der Stirn an einen Baum, daß er den Hut verlor. Er schimpfte sich selbst einen gefallenen Engel, der gotteslästerlich die Unschuld an die Wand male, die ihn verführt. So eilte er wie besessen quer durch den Wald; in der Ferne verklang eben noch die letzte Abendglocke, die Mädchen im Dorfe unten sangen vor den Haustüren. Und als er am Ende des Parkes plötzlich heraustrat, erblickte er vor der letzten Hütte des Dorfs beim hellsten Mondenscheine eine schöne Jung-

frau, die er noch niemals geſehen, in reichem Gewand unter einer Linde ſitzend. Sie hatte ein blondgelocktes Kind auf dem Schoße, ein anderes ſtand auf ihr Knie geſtützt und ſah an ihr empor, alle von einem weiten Schleier umgeben, durch den die Sterne flimmerten, als wären ſie drein gewirkt. Da war's ihm, als hätte der Himmel ſich barmherzig auf dieſen Hügel herabgeneigt; todmüde, außer ſich, warf er ſich zu ihren Füßen auf den Raſen hin, vor den unſchuldigen Augen. „O heilige Jungfrau, bitte für mich!" redete er ſie aus tiefſtem Grund der Seele an, „beſchütze mich vor der wilden Jagd – ich ſelber Hund und Wild – erlöſe mich von der innern Lüge!" – Sie ſah ihn ernſthaft an, ſie konnte vor den Kindern nicht aufſtehen. – Er aber achtete nicht darauf; wie ein Kranker, der einen ſeligen Traum hat, ſprach er immerfort zu ihr und bot ihr endlich gerührt ſeine Hand an. Er wolle ſie mit den Kindern auf einen Eſel ſetzen, ſo wollten ſie ziehen durchs einſame Gebirg die Klippen hinab in der ſchattigen Kühle, alles hinter ſich laſſen und vergeſſen, fort nach der blauen Ferne, bis in das ſtille Himmelreich. – „Was ſind das für Bälge?" unterbrach er ſich hier plötzlich ſelbſt, das Kind haſtig abwehrend, das mit den ſchmutzigen Händen zu ihm wollte. – „Ich brachte ihnen Speiſe und Medizin," erwiderte das Fräulein, „ihre Mutter liegt drin krank" – – „Krank?!" rief Dryander ſchnell aufſpringend und bedenklich nach der Hütte blickend, denn er hatte eine abergläubiſche Furcht vor Anſteckung. Ein Bedienter mit einem Handkörbchen war unterdes aus dem Hauſe dazugetreten, das Fräulein erhob ſich, wie erlöſt, von dem Raſen und entfernte ſich raſch, noch öfters furchtſam zurückblickend. – In dem Gebüſch daneben aber hörte er ein feines Lachen, er glaubte ein Frauenkleid durch die Zweige ſchimmern zu ſehen.

Es war Kordelchen, die ihm heimlich gefolgt. Aber es bekam ihr ſchlimm. Denn ſie hatte ſich kaum in ihrem Verſteck zurechtgeſetzt, da ſtürzte Dryander wie ein Raſender ſchreiend und tobend daher und fuhr mit dem Kopfe gerade in ihre Röcke. Sie ſprang erſchrocken auf – eine Fledermaus,

da er ſeinen Hut im Walde gelaſſen, war ihm unverſehens in die Haare geflogen und blickte, dort feſtgeneſtelt, mit ſtieren Augen vom Kopfe des Dichters. Dieſer ſchrie, Kordelchen ſchimpfte, keines mochte anfaſſen; darüber fuhren Köpfe, Mägde und Kinder aus allen Fenſtern und Türen, die Hunde im Dorfe ſchlugen an, Dryander nahm ganz verblüfft Reißaus, der Nachtwächter, der eben blaſen wollte, mit langen Schritten ihm nach — ſo kam er atemlos nach Hauſe, wo er, endlich von dem geſpenſtiſchen Untier befreit, ſogleich zu Bett ging und ſich feſt einbildete, todkrank zu ſein.

Seine Lebensart iſt wie ein guter Firnis, den die gemeine Luft nicht angreift; ſo war auch die Fürſtin ſeit jenem Abende ganz unverändert; ſie erwähnte des Vorfalles mit keinem Worte, ſie mochte wohl ihre Gründe dazu haben. Dryander, da es ihn nicht mehr intereſſierte, hatte längſt alles wieder vergeſſen, bis auf die ſchöne, mildtätige Jungfrau vor der Hütte. Dieſe aber war niemand anders als Fräulein Trudchen von dem wüſten Schloſſe des Barons. Die leichte, heitere Art der vornehmen Gäſte bei dem fürſtlichen Beſuche hatte ſie ganz verblendet; wie nach Sonnenuntergang flimmerte es noch lange in ihrer Einſamkeit nach, und ſie hörte nicht auf zu bitten und zu ſchmollen, bis der Vater ſie endlich auf mehrere Wochen zu dem fürſtlichen Forſtmeiſter, ihrem Verwandten, hinüberſchickte, um ſich zu bilden. — Dryander beſuchte nun regelmäßig jeden Abend den Forſtmeiſter, disputierte mit den dort häufig verſammelten Gutsbeſitzern, trank viel und verfolgte das Fräulein mit wahrhaft poetiſcher Wut. Er ſchleppte ihr unermüdlich Bücher zu: Goethe, Shakeſpeare, Calderon, Cervantes; ſie mußte geſchwind leſen, ihre Unwiſſenheit reizte ihn nur immer mehr. Es war ihr alles ſo neu, im Hauſe hatten alle großen Reſpekt vor ſeiner Gelehrſamkeit, er umſtrickte ſie ganz mit ſeinem leidenſchaftlichen Weſen. Die Schauſpieler hatten insgeheim ihre große Freude daran, und eines Abends kamen die Schalksnarren Ruprecht, Kordelchen, Fabitz, eines nach dem andern, feierlich zu ihm; der eine brachte ein Gedicht,

der andere einen dicken Blumenstrauß, und gratulierten zu seiner morgigen Vermählung mit dem Fräulein. Er stutzte und lief sogleich noch zum Forstmeister hinüber. – Es war schon spät, er fand einen seltsamen Rumor im Hause, Spiegel und Kronleuchter wurden geputzt, Gäste vom Lande waren angekommen, andere wurden noch erwartet. Im Garten aber sah er unter den Pflaumenbäumen ein trübes Feuer glühen, vor dem sich dunkle Gestalten seltsam hin und her bewegten. Er eilte hin und fand sein Trudchen, eine Schürze vorgebunden und die Ärmel aufgestreift, in voller Arbeit vor dem Backofen, in welchen soeben Kuchen geschoben wurden. Neugierig und diensteifrig wollte er ihr helfen, um etwas Näheres zu erfahren. Aber sie hatte nicht viel Zeit, er war ihr überall im Wege; sie streifte ein paarmal dicht an ihn an, daß er auf der einen Seite ganz weiß von Mehl wurde. „Nun, nun," sagte sie, da er sich eifrig abstäubte, „es ist ja nicht Ihr Hochzeitsfrack." – „Wahrhaftig," rief er, „wo soll ich bis morgen einen besseren hernehmen?" – „Kommen Sie nur in dem," erwiderte sie, „und bringen Sie ein hübsches Gedicht mit." – Er wollte sie, da die Mädchen eben in den Ofen sahen, schnell haschen und küssen. Aber sie hatte gerade den Kochlöffel in einen Topf voll Pflaumenmus getunkt und fuhr ihm schnell damit über den Mund. „Morgen!" sagte sie lachend und lief nach dem Hause. Er sah ihr nach – es war ihm, als führe sie unter den Bäumen wie eine kleine Hexe auf dem Kochlöffel davon.

Am folgenden Morgen war er schon frühzeitig auf dem Platze, in Schuhen und Strümpfen, einen Klapphut unter dem Arme. In des Forstmeisters Hause schien noch alles zu schlafen; er trat unbemerkt in den stillen Gartensaal. Dort war eine lange Tafel schon festlich gedeckt, buntes Naschwerk schimmerte zwischen den künstlich gefalteten Servietten, in der Mitte ein prächtiger, altmodischer Aufsatz mit Pomeranzenbäumchen von Wachs und porzellanenen Götterfiguren, die sich in dem Spiegelboden, wie in einem Weiher, verdoppelten. Er schritt neugierig auf und nieder und kostete alle Teller

durch. Dann ging er in den Garten, um in der Geſchwindigkeit noch die Rede zu memorieren, die er an der Hochzeitstafel halten wollte. Da ſangen aber die Vögel ſo ſpöttiſch, und die ſchlanken Pappeln im Morgenwinde verneigten ſich vor ihm, als wollte ihm alles gratulieren. Von einem umwachſenen Hügel konnte er gerade ins Haus ſeiner Liebſten ſehen. Dort war es unterdes auch ſchon lebendig geworden; er ſah, wie ſich Vettern und Baſen im feſtlichen Staate verſammelten, immer neue Geſtalten erſchienen an den Fenſtern, ein galantes Wirren, Scharren und Knickſen flimmernd durcheinander; draußen wurden Paſteten und ein hoher Baumkuchen ins Haus getragen, vom Jubel der Dorfjugend begleitet, die eben zur Schule ging. Er hatte ſich das alles noch niemals ſo recht voraus überlegt, jetzt aber befiel ihn, allmählich wachſend, eine unwiderſtehliche Angſt vor dem Heiraten; und als er eben in eine Allee hineinbiegen wollte, erblickte er am anderen Ende gar zwei alte Damen, die in taftnen Kleidern feierlich auf ihn dahergerauſcht kamen. Da wandte er ſich ſchnell und entfloh in langen Sätzen unaufhaltſam durch den Garten, am Dorfe vorüber in die Berge hinein; es war ihm, als verfolgte ihn Gott Hymen und klopfe ſeine Fackel an ſeinem Kopfe aus, daß ihm die Funken kniſternd um die Augen ſprühten.

In dem Hauſe ging es unterdes ſchon hoch her, es war des Forſtmeiſters Geburtstag, kein Menſch dachte an Hochzeit. Trudchen trat oft ans Fenſter und ging immer wieder ganz böſe fort, daß Dryander noch nicht kam. Auch der Baron, der ſich wie gewöhnlich zu dem Feſte mit eingefunden, war begierig, ihn zu ſehen; denn der Forſtmeiſter hatte ihm ſchon von ſeiner Liebſchaft, ſeiner einträglichen Stelle und ſeinen bedeutenden Verbindungen am Hofe erzählt, und der Baron in ſeinen verzweifelten Vermögensumſtänden dachte ſogleich daran, ſeine Tochter unter die Haube und ſich unter Dach zu bringen, ehe ſein eigenes ihm über dem Kopfe zuſammenſtürzte. Aber vergeblich war mehrere Male nach Dryanders Wohnung geſchickt worden, man hatte ſich end-

lich zu Tiſch geſetzt, die Unterhaltung wurde immer lauter, in dem Lärme flogen ſchon Bonbons und bedeutende Blicke zwiſchen den jungen Leuten hin und her, vom Knall der Champagnerflaſchen ſalutiert, als ſich auf einmal durch die Diener vom Schloſſe her das Gerücht verbreitete, der Hofrat ſei entſprungen und fern im Walde in vollem Staate geſehen worden. Niemand wußte ſich's zu erklären, denn die Schauſpieler, die einen ſolchen Ausgang nicht erwartet hatten, hüteten ſich wohl, zu verraten, was ſie Dryander eingeredet. – Trudchen aber ſtand plötzlich auf und ging hochrot hinaus. Da wurde die Sache erſt recht auffallend, alle Blicke waren auf die Fortgehende gerichtet, die Mädchen ziſchelten einander heimlich in die Ohren, der Baron eilte ihr nach, denn es ſollte noch getanzt werden. Aber das Fräulein war wie ausgewechſelt, ſchmollend und trotzig, und wollte durchaus nicht mehr zur Geſellſchaft zurück. Sie wiſſe es am beſten, ſagte ſie, die Alltäglichkeit dieſer proſaiſchen Menſchen habe den Hofrat vertrieben, ſie frage gar nicht mehr nach den unwiſſenden Leuten, ſie kenne nun eine ganz andere Welt! – Der Baron aber ſchalt ſie eine verdrehte Närrin. Dann ließ er voller Zorn mitten in der allgemeinen Verwirrung anſpannen, ſchob ſie in den Wagen und verſchwor ſich: der Kerl, der Hofrat, ſolle ſie nehmen, oder er jage ihm eine Kugel durch den Kopf!

Keinem war der Vorfall fataler als Lotharío, denn der Doktor war ihm lange wie ein Blitzableiter, in den ſein Witz und Ärger luſtig einzuſchlagen pflegte. Er ging ſoeben, die ſeltſame Flucht beſprechend, mit Fortunat durch den Garten, als ihnen plötzlich Otto mit leuchtenden Augen entgegenkam. „Gute Nachrichten aus Hohenſtein!" rief er ſchon von weitem, einen Brief emporhaltend. Er hatte, über alle Erwartung, nicht nur die Zuſtimmung des Amtmanns in ſeine Pläne, ſondern auch eine bedeutende Summe erhalten, die mehr als zureichend ſchien, die Reiſe durch Italien behaglich zu vollenden. Auch ein Brief von Walter an Fortunat war beigeſchloſſen, den dieſer mit großer Freude ſogleich erbrach.

„Unſer Otto", ſchrieb der wackere Freund, „hat uns von Eurem ſeltſamen Zuſammentreffen und dem poetiſchen Leben an dem Hoflager des Fürſten ausführlichen Bericht erſtattet. Er ſchreibt überaus lebendig, und es iſt uns allen, als wären wir in den Paläſten und grünen Gängen mitten unter Euch und ſähen und hörten jeden nach ſeiner Weiſe ſich bewegen und ſprechen, dieſen Lothario, Kordelchen und Dich ſelbſt nicht ausgenommen. Da ſitzen wir dann in Hohenſtein, wenn im Feld und Haus alles beſorgt iſt, jeden Abend wieder unter den Linden vor der Haustür zuſammen, und ich muß den Brief immer wieder von Anfang bis zu Ende laut und deutlich vorleſen, bis der Mond über uns aufgeht. So biſt Du auch in der Ferne bei uns, wie denn überhaupt eine ſtille, mondhelle Nacht ſchon an ſich etwas Traumhaftes hat und entfernte, geliebte Gegenden und Perſonen der Seele wunderbar näherbringt.

Wie glücklich ſeid Ihr Dichter! Eurem zauberiſchen Sinne erſchließt ſich überall, wo Ihr wandelt, wie dem Geliebten, willig und vertraulich die verborgene Schönheit der Welt, mit jedem Schritte erweitern ſich die Kreiſe, das Entfernte, Dunkle rückt verſtändlich in freundliche Nähe, und neue Fernen heben ſich wieder wunderbar immer weiter und ſchöner. Was iſt Dir nicht alles wieder begegnet, ſeit wir uns trennten! — Mit mir geht es gerade umgekehrt. Je weiter ich komme, je enger wird der Kreis, und die Fernen, die mich in der Jugend entzückten, verbleichen und verſinken mir allmählich. — Doch ich denke, das muß wohl ſo ſein. Ruhiger, als Du Dir vielleicht einbilden magſt, habe ich endlich meine Stellung in der Welt erkannt und von den vornehmen Täuſchungen Abſchied genommen. Ich lerne mich beſcheiden und beſchränken, und mir iſt wohl. Eure Aufgabe iſt unüberſehbar, verwickelt und ſelten recht in Eurer eigenen Gewalt. Mein Beruf dagegen iſt einfach und mir jederzeit klar, und glaube nur, es iſt auch was wert, mit ſich ſelber im reinen zu ſein.

Kann ich nun nicht ſelbſt, wie ich früher wohl träumte, mit hinaus in das ſchöne Land der Poeſie, ſo will ich wenig-

ſtens den Dichtern redlich helfen, wie und wo ich's vermag. So iſt es mir denn auch endlich gelungen, den Otto mit ſeinen Pflegeeltern zu verſöhnen, denn ich meine, es ſtand da ein bedeutendes Talent auf dem Spiele. Glaube aber nur nicht etwa, daß das ſo ſchwer hielt. Ein rechter, feſter Wille tut überall Wunder. Ottos plötzlicher Entſchluß, die Heimat zu verlaſſen, hat die bisherige Anſicht der Sache, ich möchte ſagen, auf den Kopf geſtellt und der Einbildungskraft der Hohenſteiner eine ganz neue Richtung gegeben. Dem Amtmann gefällt Ottos Mut, um ſo mehr, je weniger er ihn dem ſanften Stillen zugetraut hatte. Die gute Mutter aber freut ſich nun heimlich darauf, Ottos Namen gedruckt oder gar ſein Bild vor einem Buche zu ſehen.

Du wirſt Dich wahrſcheinlich über das viele Geld wundern, das wir ſchicken. Aber es kommt nicht von uns. Otto hat hohe Gönner – mehr darf ich für jetzt davon nicht verraten.

Das iſt jetzt eine glückliche Zeit. Kaum war dieſe Angelegenheit wegen Otto nach Wunſch beſeitigt, ſo erhielt ich aus der Stadt die Nachricht, daß mir das einträgliche Amt eines Gerichtsverwalters hier in Hohenſtein, das ich ſo lange zwiſchen Hoffnung und Zweifeln erſehnt, zuteil geworden. Nun ſteht unſerer Verheiratung nichts mehr im Wege. – Soeben guckt mir Florentine über die Schulter ins Blatt und hält mir ſchnell mit der Hand den Mund zu, damit ich nicht alles ausplaudern ſoll. Da ich aber unterdes fortfuhr zu ſchreiben, ſo läuft ſie nun gar fort und läßt Dich nicht einmal grüßen. – Ich ſchreibe im Garten auf demſelben Platze mit der großen Ausſicht, wo Du alle Morgen zu leſen oder zu dichten pflegteſt. Aber die Felder unten ſind ſchon leer, auf den Beeten neben mir prangen nur noch die Aſtern, und die Blätter auf den Bäumen färben ſich und fallen. Das ängſtigte mich ſonſt immer, diesmal iſt mir gar wunderlich zumute dabei, denn im Hauſe durch die offenen Fenſter ſehe ich die Mutter emſig Federn ſchütten zu den Brautbetten, der Tiſchler hat ſeine muntere Werkſtatt vor der Haustüre aufgeſchlagen und

ſchnitzt die Doppelfenſter für unſere künftige Wohnung, und ich richte mich mit innigem Behagen in Gedanken für den Winter ein – da mögen draußen Sturm und Schnee an die Fenſter ſchlagen! Doch dieſes Gefühl verſtehſt Du wohl nicht? – Nun, Gott ſei mit Dir, lieber Bruder, und führe Dich auf Deinen weiten Wegen zu ſolchem Glücke und ſolcher Herzensfreude, als ich auf dem nächſten hier gefunden habe."

Fortunat legte den Brief mit ganz eigenen Empfindungen zuſammen, es war ihm, als ſtände er tief im ſtillen Abendrote. Vor ihm aber ſtand Otto mit Lothario an dem Abhange und ſchaute trunken in die Ferne, in die er nun bald hinausziehen ſollte.

Dreizehntes Kapitel

„Und wo noch kein Wandrer gegangen,
Hoch über Jäger und Roß,
Die Felſen im Abendrot hangen
Als wie ein Wolkenſchloß.

Dort zwiſchen den Zinnen und Spitzen,
Von wilden Nelken umblüht,
Die ſchönen Waldfrauen ſitzen
Und ſingen im Wind ihr Lied.

Der Jäger ſchaut nach dem Schloſſe:
Die droben, das iſt mein Lieb! –
Er ſprang vom ſcheuenden Roſſe,
Weiß keiner, wo er blieb."

So ſang Lothario, auf einer Waldhöh' auf ſeine Büchſe geſtützt. Fortunat trat zu ihm herauf, da ſahen ſie jenſeits den Wald ſchon von Jägern und Reitern blitzen, der Fürſt hatte zum Valet noch eine große Jagd veranſtaltet, bevor alles vor dem Winter wieder in die Stadt flüchte.

„Haſt du die Braut nicht geſehen?" fragte Lothario unruhig umherſpähend. – „Du meinſt die Gräfin Juanna, ſo

hörteſt du auch davon?" erwiderte Fortunat, „ſie halten's ſo geheim vor mir, und alle Jäger wiſſen's. Erſt dieſen Morgen hört' ich, daß der Bräutigam, ein Baron Manfred, noch heute zur Jagd erwartet wird." — „Das iſt ein prächtiges Wetter zum Heiraten," ſagte Lothario, „der Altweiberſommer fliegt, als hätten ſich alle alten Jungfern das Haupthaar ausgerauft und in die Lüfte umhergeſtreut, da bleibt mancher Ritter noch mit den Sporen drin hängen. Gebt acht, es gibt eine köſtliche Verwicklung!" Hiermit ſchüttelte er Fortunat heftig die Hand und ging ſchnell ins Tal hinunter.

Fortunat ſah ihm verwundert nach, dann folgte er der Jagd, die jetzt immer luſtiger durch die Berge ging. So verlor er ſich bald in das Labyrinth der Wälder und kam zuletzt in eine grüne Schlucht, über deren Felſenwände von allen Seiten Efeu verwildert hinabſtieg. Auf einmal brach ein Hirſch durch das Dickicht, eine Meute Hunde an ſeinen Ferſen und hinter ihnen Juanna. Das edle Tier bei ſeinem Anblick ſtutzte ſchnaubend und ſtürzte ſich ſeitwärts in den Abgrund, Hunde und Reiterin konnten ihm dorthin nicht folgen. Da hielt Juanna plötzlich über Fortunat in der wilden Einſamkeit, die Hunde ſtreckten ſich lechzend zu ihren Füßen. „Seht, der iſt frei" — ſagte ſie, die ſchwarzen Locken aus dem erhitzten Geſichte ſchüttelnd — „und eher fangt Ihr mit verliebten Blicken einen Hirſch im Walde als mich! Was wollt Ihr von mir? Laßt das Werben um mich, mir iſt wohl in meiner Freiheit. Was auch die Fürſtin für Anſchläge hat, ich werde nie die Eurige und keines Mannes Weib — hütet Euch, es wäre unſer beider Tod!" — Hierauf wandte ſie ihr Roß, die alten Bäume ſchüttelten ſich und ſtreuten ihre gelben Blätter wie einen Goldregen über die ſchöne Geſtalt. Fortunat ſtand ganz verwirrt; ihm war, als ſprächen ringsum die Quellen irre den Wald entlang, Unerhörteres konnte ihm nicht begegnen, als daß er nun am Ende ſelbſt der Bräutigam ſein ſollte! — Unterdes hatte ſich Juanna wieder höher in das Gebirge gewendet, ein plötzlicher Anſchlag ſchien ihre ganze Seele zu bewegen. Sie kannte den Waldweg nach

einem Nonnenkloſter, das jenſeits des Gebirges lag und deſſen Abtiſſin ihr verwandt war. Dort wollte ſie noch heute hin und abwarten, bis der Winter Gebirge, Freier und Verliebte verſchüttet. Aber mitten in dieſen Gedanken erblickte ſie auf einmal eine Gemſe über ſich, die ſich hoch über den Wipfeln von Klippe zu Klippe ſchwang. Das war ihr ganz neu, ſie konnte der gefährlichen Luſt nicht widerſtehen. Ein alter Jäger, der ſich bis in dieſe Öde verſtiegen hatte, arbeitete ſich eben durch das Geſträuch, ſie übergab ihm ihr Pferd, er ſollte es hüten, bis ſie wiederkäme, und eh' er ſie noch warnen konnte, war ſie ſchon zwiſchen den Felſen verſchwunden.

Nun kletterte ſie wie ein ſchlanker Panther über die Klippen, das ſcheue Wild verlockte ſie immer höher hinauf, die Luſt wuchs mit der Gefahr, ſie hatte ſich lange nicht ſo wohl gefühlt und erſtaunte, da ſie plötzlich eine Felſenwand über ſich wie im Feuer erblickte, es war der Widerſchein der Abendſonne, die ſoeben jenſeits hinter den ſchwarzen Wäldern verſank. Mit der einen Hand ſich an einen Strauch haltend, ſah ſie über den Felſenrand hinab: die Täler unten dunkelten ſchon, aus weiter Ferne hörte ſie noch eine Abendglocke heraufſchallen, ſie meinte, es komme von dem Kloſter herüber. Eilig ſchlug ſie nun die Richtung ein, aber ſie konnte ſich in dem wilden Gewirre nicht zurechtfinden, wohin ſie ſich wandte, taten ſich neue Abgründe auf, ſo ſtand ſie in der entſetzlichen Einſamkeit wie einer, der nachts zwiſchen den Zacken und Steinbildern eines unbekannten Münſters vergeſſen worden. In dieſer Not verfiel ſie darauf, ihr Gewehr zum Signal abzuſchießen. Zu ihrer Freude gab ſogleich ein Schuß ganz nahe Antwort. Bald darauf hörte ſie Fußtritte auf dem lockeren Gerölle, eine hohe, ſchlanke Geſtalt trat plötzlich zwiſchen den Steinen hervor — es war Lothario. „Das iſt ein gefährliches Revier," ſagte er, „und die Nacht bricht ſchon herein, doch ich bin hier der Pfade kundig und meiner Richtung gewiß." — Die Gräfin aber hatte bei ſeinem Anblicke ein ſeltſamer Eigenſinn ergriffen, gerade ihm dachte ſie hier am wenigſten zu begegnen, und eh' er's verhindern konnte,

ſchwang ſie, ihn abwehrend, ſich auf einen einzelnen, ſenkrecht über die Tiefe hinausragenden Fels, daß ihm in innerſter Seele grauſte – nur ein Fehltritt, und ſie glitt in den Abgrund hinunter. – Da hatte Lotharío mit ſicherem Blicke ſeinen Vorteil abgeſehen. In raſchem Entſchluſſe umfaßte er ſie plötzlich und ſchwang die Sträubende auf ſeinen Arm. Erſchrocken, überraſcht, wußte ſie nicht, wie ihr geſchehe, und ſah ihm verwundert und zornig in die Augen. Er aber trug ſie grauenhaft an jähen Schlünden vorüber durch die Dämmerung von Klippe zu Klippe hinab, daß ſie, vor Entſetzen mit dem einen Arm ſeinen Nacken umklammernd, ihn rings mit ihren aufgeringelten Locken umgab. So ſchwiegen ſie beide lange Zeit.

Jetzt ging der Mond prächtig über den Wäldern auf. Lotharío ſchaute in die wunderbare Einſamkeit und ſagte halb für ſich: „So hab' ich's manchmal im Traume geſehen." – Juanna aber blickte ſpähend umher, die Gegend war ihr ganz fremd, einzelne Wolkenſchatten flogen darüber, tiefer ſchimmerten die Gründe faſt heimatlich herauf, wie die Täler in Spanien, ſie gedachte der ſchönen Sommernächte unter den Guerillas. – Auf einmal ſtutzte ſie, zwei geſattelte Pferde ſtanden dicht vor ihnen im Walde, und ehe ſie ſich beſinnen und fragen konnte, hob ſie Lotharío ſchon auf das eine Roß, ſchwang ſich ſelbſt auf das andere, und über den mondhellen Waldgrund nun ging es raſch fort durch die ſtille, ſternenklare Nacht.

Hier blitzte plötzlich eine furchtbare Ahnung durch Juannas Seele, ſie konnte kein Wort hervorbringen, dem Unglaublichen finſter nachſinnend, während Büſche, Täler und ferne Dörfer geheimnisvoll an ihnen vorüberflogen. Lotharío war wie verwandelt. „Juanna!" rief er ihr aus Herzensgrunde zu, „blick' um dich, die Erde iſt ſo ſtill und ſchön wie eine Brautnacht! Frei ſollſt du wohnen auf hohem Schloß, wo die Rehe an den Abhängen einſam graſen, dort will ich unter deinem offenen Fenſter ruhen in den Sommernächten und dich in Traum ſingen, bis die Sterne verlöſchen und die erſte Lerche

mich ablöſt hoch in der ſtillen Luft. Und fallen die Blätter und die Vögel ziehen fort und dich befällt Heimweh, wenn du vom Schloſſe über die einſamen Wälder ſiehſt: ich führe dich weit über die Berge fort, du arme Fremde! Auf dem Meere wollen wir fahren an glänzenden Küſten vorüber, bis die Laute deiner Mutterſprache gleich bunten Wundervögeln herſchweifen und deine ernſte, ſchöne Heimat emportaucht, duftige Gärten, Gebirge und mauriſche Schlöſſer in den trunkenen Fluten ſpiegelnd — o Juanna, mir iſt's, wie von einem hohen Berge ins Morgenrot zu ſehen!" —

So ſprach er voll Freude, während ſie ritten; Juanna war immerfort ſtill, in der Tiefe neben ihnen rauſchte ein Strom, ſie horchte manchmal hinunter. Auf einmal blinkte das Waſſer zwiſchen dunkeln Bäumen hinauf, da warf ſie ihr Roß gewaltſam zur Seite, ſetzte die Sporen ein und ſchwang es mit ſich in den Fluß hinab. Erſchrocken ſtürzte Lothario nach, er ſah ſie mit dem weit aufgelöſten Haare gleich einer Nixe in klarem Mondlichte über die Flut dahinſchweben, ſinken und wieder emportauchen. Endlich hatte er ſie gefaßt, ſie ruhte an ſeiner Schulter, ihre feuchten Locken verdunkelten ihm Stirn und Augen. So ſank er mit ſeiner Beute erſchöpft am jenſeitigen Ufer auf den Raſen hin und lauſchte in der entſetzlichen Stille kniend über ihr — aber ſie atmete nicht mehr, ſtumm und bleich in ſtrenger Todesſchönheit.

Das hatte ſich alles anders geſtaltet, als die luſtigen Jäger ſich's dachten. Fortunat war damals noch vor Abend von der Jagd abgekommen und mehrere Tage allein im Walde umhergeſchweift, um recht nach Herzensluſt das ſchöne Gebirge zu durchforſchen. Als er zurückkehrte, fand er zu ſeinem Erſtaunen alles leer, das Abendrot ſchien über Schloß und Garten, aus dem einen Flügel klang eine Spieluhr noch in einzelnen, langgezogenen Tönen herüber. Bei ſeinen Tritten, die in dem trockenen Laube raſchelten, fuhr der alte Schloßwart erſchrocken empor, der auf den Marmorſtufen vor dem Schloſſe eingeſchlummert war. Von dieſem hörte er nun, die Gräfin Juanna habe ſich auf der Jagd in den Klippen

verſtiegen, ſo ſei ſie im Fluſſe verunglückt, zwei Hirten hätten ſie im Mondenſchein auf dem Strome ſchwimmen geſehen und mit dem Waſſermanne ringen. Da wäre der Fürſt ſogleich am andern Morgen mit ſeinem ganzen Gefolge nach der Reſidenz aufgebrochen, auch die Schauſpielertruppe ſei wieder weiter gezogen; von Lothario wußte er nichts. – Fortunat aber befiel ein tiefes Grauen in der plötzlichen Einſamkeit; er beſchloß, noch heute bis in das nächſte Städtchen zu reiſen und ſich dann ohne weiteren Aufenthalt nach Italien zu wenden. – Als er fortritt, dunkelte es ſchon, fern an den Bergen ſah er einen ſtillen Fackelzug, es war Juannas Leiche, die ſie nach der Reſidenz brachten. So geht oft ein Schauer mahnend durch die Luft der Menſchen, damit ſie ſich erinnern, daß ihnen die ſchöne Erde nur geliehen ſei.

Zweites Buch

Vierzehntes Kapitel

Über einer der verborgensten Schlüfte der Schweiz rauschte leise die Nacht, nur ein Bach stieg zwischen den Felsen hernieder und plauderte, da die Menschen schliefen, heimlich mit der Wetterfahne auf der ärmlichen Waldherberge, die in dem stillen Grunde lag. Da fuhr auf dem Heuboden des Hauses ein Gesell verwirrt aus dem Schlafe empor. Es war Fortunat, der auf seiner Reise nach Italien spät des Abends das Wirtshaus erreicht und gern das luftige Nachtlager bestiegen hatte, da die wenigen Fremdenstuben schon von andern Reisenden besetzt waren. Dort hatte ihn ein Traum erweckt: es war ihm plötzlich, als hätte eine altbekannte Stimme unten seinen Namen genannt. Er lauschte hinab, es rührte sich kein Laut. Draußen aber flimmerten noch die Sterne; da setzte er sich in das offene Dachfenster auf die obersten Sprossen der Leiter und sah den weiten, stillen Kreis von Gletschern im hellsten Mondenscheine über den Wäldern, nur der dumpfe Donner einer Lawine hallte von Zeit zu Zeit durch die große Einsamkeit herüber.

Jetzt erst fiel ihm der grillenhaft verworrene Bau des Hauses auf; er betrachtete schläfrig die kleinen hölzernen Galerien, Winkel und Erker, als auf einmal in dem alten Seitenanbau sich ein Laden öffnete und eine Dame, dicht in einen langen Schleier gehüllt, am Fenster erschien. Fortunat, scharf hinblickend, schauerte innerlichst zusammen — es war der Hut, das Reitkleid, Gestalt und Art der Gräfin Juanna! — Der Mond funkelte über ihren Gürtel wie damals auf der Jagd, dann wurde das Fenster schnell wieder geschlossen. Gleich darauf aber sah er den Wirt zwei gesattelte Pferde auf den Hof führen, die Dame trat mit einem fremden Manne aus dem Hause, alles ganz sacht und leise, wie Wolken in der Nacht; sie flüsterten heimlich untereinander und mit dem Wirt, der ihm auf einmal selbst gespenstisch vorkam, und eh'

er ſich noch beſinnen konnte, war die ganze Erſcheinung, wie ein Zug Verſtorbener, im wechſelnden Mondlichte zwiſchen den Felſen und Bäumen verſchwunden.

Fortunat war geblendet wie einer, der nachts in den Blitz geſehen, er eilte nun die Leiter hinab, der Hof war leer, als wäre nichts geſchehen, aber zu ſeinem Erſtaunen hörte er nun in einiger Entfernung Waffenklang durch die Stille. Fechten die Toten in der Luft? dachte er und verfolgte raſch die Richtung. Da erblickte er bald durch das auseinandergebogene Geſträuch zwei Männer, die auf einer mondhellen Wieſe in heftigem Zweikampfe begriffen waren. Geſtalt, Tracht und Haltung, je länger er hinſah, ſchien ihm nicht fremd. – „Um Gott, ihr Phantaſten," rief er endlich aus, „was habt ihr wieder vor!" denn jetzt erkannte er deutlich den langen Lord und den Maler Albert von dem fürſtlichen Jagdſchloſſe.

Als die Kämpfenden ihn bemerkten, traten ſie, die Spitzen ihrer Degen ſenkend, jeder feierlich einen Schritt zurück und verneigten ſich kurz und ernſt voreinander, dann ſtürzte der erhitzte Lord, der vor Eifer keine Zeit zum Verwundern und Begrüßen hatte, ſogleich auf Fortunat los. „Entſcheiden Sie ſelbſt," rief er, „und ich behaupt' es nochmals und tauſendmal: es gibt keinen kategoriſchen Imperativ, die Tugend iſt nur der Flügelſchlag der primitiven Freiheit der Seele, die Ahnung des geiſtigen Urſtoffs, und dieſer endloſe Urſtoff läßt ſich ſo wenig durch Großmut, Keuſchheit definieren, daß" – „Keineswegs!" entgegnete Albert ganz empört, „es gibt ein abſolutes Sittengeſetz, die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall!" – „Aber, ſo ſagt doch nur, was denn? was gibt's denn?" unterbrach ſie endlich Fortunat höchſt erſtaunt und erfuhr nun nach und nach abgebrochen in einzelnen verworrenen Sätzen von den Heftigen, daß ſie beide in der feſten Überzeugung von einer Entführung Juannas durch Lothario an jenem unglücklichen Abend, ſobald die Gräfin vermißt wurde, die Jagd mit dem Schwure verlaſſen hatten, ſie zurückzubringen oder niemals wiederzukehren. Sehr bald,

ſo behaupteten ſie, ſeien ſie auch wirklich den Flüchtlingen auf die Spur gekommen, die ſie bis zu dieſem einſamen Wirtshauſe verfolgt hätten. „Und nun, da wir am Ziele ſind," fuhr der Maler fort, „läßt dieſer Herr da plötzlich ſeine großmütige Larve fallen und will die Gräfin als ſeine eigene Beute entführen. Aber mit dieſem Schwerte, das in dem großen Kriegsjahre dreizehn geweiht iſt, bewahre ich die Unſchuld jener Dame gegen jeden Verführer, er mag ein deutſcher Komödiant oder ein engliſcher Lord ſein!" — Und hiermit gingen ſie von neuem aufeinander los und führten ihre Schulterquarten und Schlenkerprimen mit einer bewunderungswürdigen Künſtlichkeit und Pedanterie aus.

Da fuhr auf einmal der dicke Wirt aus der Haustür wütend zwiſchen die Fechtenden hinein, er hatte einen umgekehrten Tiſch über dem Kopfe wie ein Stier mit vier Hörnern, die ſchon gezückten Schwerter klatſchten flach auf ſeinen rindsledernen Schlafpelz. „Tauſend Parlament," ſchrie er, „Schändlichmens, Lordmajors oder Oberſtleutnant, ich frage den Teufel danach! ich nehme nicht tauſend Pfund Sperling für den Skandal, verjagt mir da mit eurem Geklimper die beſten Gäſte, iſt das ein Ständchen für eine ſchöne ausländiſche Gräfin!" — „Gräfin! iſt ſie ſchon fort? wohin?" unterbrachen ihn hier die Duellanten, ihre Degen raſch einſteckend. — „Ausländiſch?" ſtotterte Albert vor Eifer, „was für eine Sprache redete ſie?" — „Wahrhaftig, mir kam's ganz ſpaniſch vor," erwiderte der Wirt und ſchien nun, indem er die beiden geheimnisvoll nach dem Stalle führte, mit ihnen angelegentlichſt von der Fremden zu ſprechen; Fortunat konnte nur noch bemerken, daß der Schalk ihnen eine ganz andere Richtung wies, als die Dame vorhin eingeſchlagen hatte. — Als er zurückkam, wollte ihn Fortunat ſelbſt über die Gräfin näher ausfragen. Aber der dicke, ſchlaue Mann war nicht zu haſchen, er ſprach von tollen Nächten, Spukgeiſtern und fahrenden Hexen und brach mit ſolchem Lärm den Tag an, daß der Hofhund anſchlug und Knechte und Mägde aus allen Winkeln herausfuhren. Mitten in dieſer

Konfusion hörte Fortunat plötzlich den Lord und den Maler von der andern Seite durch die Dämmerung miteinander disputieren, und ehe er ihnen noch nachrufen konnte, hatten sie in ihren langen, bis an die Knöchel herabhängenden Wachstaftmänteln, aus denen die englischen Pferde ihre dünnen Hälse seltsam hervorstreckten, sich zwischen den fliegenden Morgennebeln schon verloren.

So stand er noch ein Weilchen ganz verwirrt, dann berichtigte auch er schnell seine Zeche, schwang sich auf sein Pferd und schlug den Waldpfad ein, den die geheimnisvolle Erscheinung vor Tagesanbruch genommen. Er ritt den ganzen Morgen fort, aber er fand sie nicht mehr wieder.

Fünfzehntes Kapitel

Die Sonne war eben über Rom untergegangen, als Fortunat von den Bergen mit der Abendkühle in die Stadt einzog. Nur ein Streifen des Meeres in der Ferne und das Kreuz der Peterskuppel brannten noch im Widerschein, dazwischen der Klang unzähliger Abendglocken, und Gärten, Paläste und einsames Gebirg unten wunderbar zerworfen — es war ihm, als zöge er in ein prächtiges Märchen hinein. „Ecco là!“ rief auf einmal sein Vetturin und hielt still. Sie standen vor einem großen, altmodischen Palast, welcher zum Teil unbewohnt schien und in der Dämmerung melancholisch auf den einsamen Platz herniederschaute, wo hohes Gras aus dem Pflaster drang und ein Springbrunnen emsig rauschte. Es war das Haus des Marchese A., in welchem befreundete Reisende für Fortunat die Wohnung besorgt hatten.

Ein alter Diener, mit klugen, kurzen Blicken das geringe Gepäck des genügsamen Reisenden musternd, führte diesen die breiten Marmortreppen hinan, während er in großem Wortschwall die Abwesenheit des Marchese entschuldigte, welcher erst heute vom Lande zurückkehre und nicht ermangeln werde, den schuldigen Empfang morgen nachzuholen.

Die ersten Stunden in einer großen, unbekannten Stadt gehören zu den einsamsten im Leben, auch Fortunat über-

flog das Gefühl, als ſei er jetzt erſt in der Fremde. Er verlor ſich ganz in den hohen Gemächern und betrachtete, als der Diener ſich entfernt hatte, vor Langeweile die Stuckverzierungen an den Decken, die ſchweren, altmodiſchen Stühle, die hohen Spiegel mit goldenen Rahmen ſowie die umherhängenden Jagdbilder, Kavaliere in ſeltſamen Trachten vorſtellend, halb Ritter, halb Gecken, einen Hirſch mit galanter Reiterkühnheit verfolgend, und junge, ſchöne Damen in Reifröcken unter einem prächtigen Zelt im Walde, Jagdhörner in den Händen, denen der glückliche Jäger ſeine Beute ehrfurchtsvoll zu Füßen legte. – Draußen ſchien ein großer Garten zu liegen, weit über den Garten her ſchlugen viele Uhren in der Ferne, es war ihm, als ſei er ſchon geſtorben und hörte die Totenglocke über ſich.

In dieſen Betrachtungen unterbrach ihn das Raſſeln eines Wagens, der vor dem Schloſſe zu halten ſchien. Er ſah durchs Fenſter und konnte bei dem Schein einer Fackel nur noch bemerken, wie eine ſchlanke Mädchengeſtalt aus der altmodiſchen Karoſſe behende in das Haus ſchlüpfte. Im andern Flügel des Palaſtes hörte man nun Türen auf- und zuwerfen, gehen und lachen, dann war plötzlich alles wieder ſtill. – Bald darauf aber vernahm er im Garten einzelne langgezogene Klänge einer weiblichen Stimme, wie eine Nachtigall durch das Rauſchen der Wipfel, durch welche die Glühwürmer leuchtend hinzogen. Der Mond trat eben hervor und verwandelte alles in Traum. Da öffnete Fortunat alle Flügeltüren, ergriff ſeine Gitarre und ſchritt durch die lange Reihe der Gemächer ſingend auf und nieder:

„Es rauſchen die Wipfel und ſchauern,
Als machten zu dieſer Stund'
Um die halbverſunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund'.

Hier hinter den Myrtenbäumen
In heimlich dämmernder Pracht

Was ſprichſt du wirr, wie in Träumen,
Zu mir, phantaſtiſche Nacht?

Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick,
Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem, großem Glück!" –

*

Der ſchönſte Frühlingsmorgen funkelte vor dem Palaſt über den Garten, da grünte und ſang ſchon alles in der reizenden Verwirrung, in den ausgetrockneten Becken der Waſſerkünſte jagten ſich jubelnd bunte Vögel, üppig blühende Ranken umſchlangen mutwillig die Marmorſtatuen, als wollte der Frühling ſie mit Küſſen erſticken. Arglos zwiſchen den nackten Götterbildern ſtand Fiametta, die vierzehnjährige Tochter des Marcheſe, mit ihrer Kammerjungfer Lenore plaudernd, die ihr die ſchönen, dunklen Haarflechten aufſteckte. Sie war ihr heute ungeduldig entſprungen, beide waren neugierig, ihren Gaſt, den geſtern angekommenen Engländer, zu ſehen, wofür ſie jeden reiſenden Fremden hielten. „Mir träumte heut von ihm," ſagte Fiametta, „er ſah aus wie die jungen deutſchen Maler mit den langen, blonden Locken und ſtand in einer unbekannten, prächtigen Gegend, die ſchimmerte und blitzte, daß ich vor Blendung gar nicht hinſehen konnte. Ich wußt' es wohl, es war der Morgen, der ſchon durch die roten Gardinen ſchimmerte, aber ich drückte die Augen feſt zu" – hier hielt ſie ein und lachte in ſich. – Lenore ſah ſie fragend an. – „Nein, nein," meinte Fiametta leicht errötend, „was er mir da ins Ohr ſagte, ſag' ich nicht wieder – ob er noch jung ſein mag?" – Lenore erzählte, daß ſie geſtern abends noch im Garten geweſen, da habe ſie ſeinen Schatten im Zimmer auf und nieder ſchwanken geſehen, lang und dünn wie der Perpendikel einer Turmuhr – „oder einer Spieluhr, denn ich hört' es wohl herüberklingen," fiel ihr Fiametta ins Wort, während ſie ihr Füßchen auf den Nacken eines umgeſtürzten Apollo ſtellte und ſich die zierlichen Schuhe feſtband. Jetzt ſahen ſie auf einmal

zwiſchen den Zweigen hindurch den beſprochenen Gaſt ſelbſt, ſich ſtreckend und dehnend, aus der Schloßtür treten und verſchlüpften, wie Lazerten, ſchnell zwiſchen Blumen und Unkraut hinter ein halbverfallenes Gemäuer, wo er vorüber mußte, und durch deſſen Ritze ſie ihn ungeſehen betrachten konnten. Lenore fand ihn ſehr ſchön. Fiametta dagegen kritiſierte, heimlich flüſternd, ſein ſchlichtes, braunes Haar, ſeinen dreiſten Gang und ſeltſamen Anzug. – Als er an die Mauer kam, ſagte ſie leis: „Ich ſchreck' ihn." Lenore fuhr abwehrend nach ihrer Hand, aber die kleine Marcheſin hatte ſchon den über die Mauer herüberlangenden Aſt eines blühenden Apfelbaumes gefaßt und ſchüttelte kurz und raſch, daß Fortunat von den Blütenflocken ganz verſchneit war; dann liefen ſie beide ſchnell davon.

Fortunat aber war heute längſt über alles Verwundern hinaus. Schon beim Erwachen in den hohen Trumeau blickend, der Himmel und Bäume abſpiegelte, hatte er geglaubt, ſo entkleidet mitten im Garten zu liegen, und war erſchrocken aufgeſprungen; da hörte er draußen Lachen und Mädchenſtimmen in den ſchönen fremden Lauten wie Glöckchen verlockend durch die morgenfriſche Wildnis gehen. So war er die helle, ſtille Marmortreppe hinabgeeilt, um Rom, den Garten, den jungen Frühling und den alten Marcheſe zu begrüßen.

Nach allen Seiten fröhlich umſchauend, wurde er in einiger Entfernung vor ſich einen ſtattlichen Herrn mit gepudertem Haar, Schnallenſchuhen und einem alten, hofmäßigen Kleide gewahr, welcher ein junges Frauenzimmer am Arm führte, während ein Bedienter in verſchoſſener Livree mit einem Sonnenſchirm und in ſichtbarer Langeweile ihnen langſam nachſchlenderte. Seine Vermutung beſtätigte ſich bald, es war der alte Marcheſe A., welcher ſeinen Gaſt kaum bemerkt hatte, als er ihn in franzöſiſcher Sprache ſehr feierlich willkommen hieß und ihm in ſeiner Begleiterin ſeine Tochter Fiametta vorſtellte, die errötend ihre langen ſchwarzen Augenwimpern ſenkte, da ſie auf Fortunats Rock noch einige Apfel-

blüten erblickte. Dann lud er den Fremden ein, an ihrer Morgenpromenade teilzunehmen. Fortunat war es, da sie nun in künstlicher Verschlingung zierlicher Redensarten an den Buchsbaumwänden durch die langen Alleen mit perspektivischen Aussichten gemessen dahinschritten, als wüchse ihm langsam ein Haarbeutel im Nacken und ein Stahldegen zwischen den Rockschößen heraus, und als ginge er immer tiefer und tiefer in jene gute, alte wunderliche Zeit hinein, wie er sie aus Büchern und Bildern wohl noch kannte. Dazwischen machten ihn die dunklen, funkelnden Augen Fiamettas recht innerlichst vergnügt, und so kam er selbst, eh' er's wußte, immer lustiger in die auserlesenste Galanterie, und es störte die Illusion kaum noch, als sich der Marchese zuletzt ganz unerwartet nach einem seiner entfernten Verwandten in Deutschland, dem Grafen Victor von Hohenstein, erkundigte. Fortunat nannte ihn einen Homme de lettres, der sein Siècle mache.

Marchese. Er ist aus einem alten Hause.

Fortunat. Bewohnt es aber wenig, sondern ist seit geraumer Zeit auf den Parnaß verzogen, wo er sich seine eigenen Luftschlösser baut.

Marchese. Ein barocker Einfall für einen Kavalier.

Fiametta. Ich möchte einmal einen Dichter sehen.

Fortunat. Ihren Augen, meine Gnädigste, kann das nicht schwer werden, wo der Frühling zaubert, muß selbst der nordische Boreas durch die Blume sprechen.

Fiametta. Haben Sie auch Blumen in Deutschland?

Fortunat (mit galantem Blick). So schöne nicht. –

Während dieses Diskurses hatten sie sich wieder bis an den Palast herangeschlungen, man schied mit vielen Verbeugungen am Portal unter großem Geschrei der Sperlinge in den zerbröckelten Säulenknäufen. Fortunat war es, als hätt' er in aller Frühe ein Menuett getanzt, im Garten aber sangen die Vögel und rauschten die Bäume wieder, als sprächen sie noch immer von den funkelnden Augen der schönen Marchesin.

Sechzehntes Kapitel

Die erſten Tage verſtrichen Fortunat wie im Rauſche, alles ſchimmerte vor ſeiner Seele, er mochte in dem Glanze noch nichts Deutliches unterſcheiden. Der beſte Führer durch Rom und der Plan der Stadt lagen auf dem Tiſche aufgeſchlagen, jeden Morgen ging er mit dem feſten Vorſatze aus, ſeinen regelmäßigen, auf dem Plane im voraus rot punktierten Umlauf zu beginnen, aber eine überraſchende Ausſicht zog ihn an, ein Bänkelſänger, der einen Kreis von Lumpengeſindel um ſich verſammelte, lenkte ihn von ſeinem Wege ab und hielt ihn lange auf, oft folgte er durch ganze Straßen ein paar ſeltſamen Männergeſtalten, deren römiſche Naſen und ausdrucksvolle Gebärden ihm aber beſonders auffielen, und wenn er dann ermüdet von dem müßigen Umherſchlendern zurückkehrte, mußte er ſich dennoch eingeſtehen, daß er in der kurzen Zeit mehr geſehen und erfahren hatte, als ſein gedruckter Führer ſich träumen ließ.

Auf einem ſolchen Streifzuge hatte er ſich eines Abends in ein entlegenes Labyrinth kleiner Gaſſen verirrt, die Bewohner ſaßen plaudernd vor den Türen, ſchöne halbnackte Kinder ſpielten und lärmten in dem Abendſchimmer. Da hörte er unerwartet weiterhin ein lautes Gezänk in deutſcher Sprache herüberſchallen und eilte neugierig dem Hofe zu, woher der Lärm kam. Auf einmal ſprang die Haustür haſtig auf, und ein wohlgekleideter, nicht mehr ganz junger Mann kam ſo unſanft herausgeflogen, daß er den Hut vom Kopfe verlor. „Mein Gott! du, Grundling!" rief Fortunat überraſcht aus – es war der deutſche Reiſende, der ihm die Wohnung in dem Palaſte beſorgt hatte. – „Da biſt du ja wie gerufen," ſagte dieſer, ganz ruhig ſeinen Hut abſtäubend, „ich will dich ſogleich bei Landsleuten einführen." Hiermit verſuchte er den Drücker der Tür, fand ſie aber hinter ſich verſchloſſen. „Hat nichts zu ſagen," meinte er nun, winkte Fortunat und führte den Erſtaunten in das leerſtehende Nebenhaus, im Dunkeln vorſichtig tappend, zwiſchen wüſtem Gerölle hindurch. Währenddes hörten ſie im Innern neben-

an eine männliche und eine weibliche Stimme immerfort lebhaft miteinander zanken. „Das sind nun meine goldenen Träume!" rief der Mann. — „Träume?" erwiderte das Mädchen schnippisch, „so zwick' dich in die Nase, damit du erwachst, ich glaube, du bist heute wirklich betrunken." — „Was wußtest du je von der Trunkenheit der göttlichen Kunst!" fiel er ihr wieder ins Wort, „ich Tor, der ich meinte, dich mit emporzuheben! Nun zerrst du mich selbst mit hinab und machst mir die Welt so gemein, daß ich ihr alle meine Farbentöpfe an den Kopf werfen möchte!" — „Nun, einen deiner Pinsel wenigstens hast du schon hinausgeschmissen," entgegnete das Mädchen lachend. — „Da meint sie mich," sagte Grundling zu Fortunat, „fideles, genialisches Volk!"

Jetzt öffnete er am Ende eines schmalen, finstern Ganges eine Hintertür, und sie traten in ein großes wüstes, von einem Kaminfeuer zweifelhaft erleuchtetes Gemach, wo Fortunat zu nicht geringer Verwunderung in den Zankenden Kordelchen und den Maler Guido erkannte. Die erstere saß auf einem Koffer, wo sie Wäsche zu flicken schien. Kaum hatte sie Fortunat erblickt, als sie aufspringend alles wegwarf, ihm mit großer Freude um den Hals flog und ihn tüchtig abküßte. Guido, bleich und verstört, stand schweigend und schien einen Augenblick verlegen. Kordelchen aber erzählte in aller Geschwindigkeit: Herr Grundling, der in Rom bekannt sei wie in seiner eigenen Tasche, habe Guido in den Bildergalerien und bei allen Malern herumgeführt, vor kurzem seien sie in einem großen philosophischen Disput über die Kunst zurückgekehrt, da habe Grundling Guidos angefangene Bilder und Zeichnungen getadelt, daraus sei der ganze Spektakel entstanden. — „Wie du alles wieder verdrehst!" fiel ihr Guido heftig ins Wort, „es ist nicht um den Plunder auf meiner Staffelei dort! Vor den übermächtigen alten Bildern in den Werkstätten unserer frommen, ernsten deutschen Künstler, da tat es plötzlich einen langen Blitz über mein ganzes Leben von allen Decken, Wänden herab und verbrannte, was hinter mir lag. Da wußt' ich's auf einmal, wer ich bin, ein weiner-

licher, erbärmlicher Wicht, der noch nichts gemalt und erdacht hat!" – Hier brach seine Stimme, er setzte schnell seinen Hut auf und stürzte, ohne jemand zu begrüßen, trotzig zur Tür hinaus.

„Es ist doch ein schöner Junge, besonders wenn er böse wird," sagte Kordelchen, ihm nachsehend. Grundling zündete unterdessen an dem Kamin, wo Überbleibsel vom Mittagessen aufgewärmt wurden, gelassen seine Zigarre an, während Fortunat Guido nacheilen wollte. Aber Kordelchen vertrat ihm den Weg. „Ich bitte Sie, lieber Baron," sagte sie, „tun Sie ihm nicht den Gefallen, denn er will doch nur bedauert und widerlegt sein. Je mehr man ihn tröstet und streichelt, je ungebärdiger wird er, wie ein ungezogenes Kind, das sich selbst in die Zunge gebissen hat."

Sie fing nun, unbekümmert um die Gegenwart der beiden Fremden, vor den Trümmern eines zerbrochenen Spiegels sich schnell zu putzen an, wobei sie Fortunat sehr lustig erzählte, wie sie nach Rom gekommen. Das fröhliche Mädchen, schon früh für die Bühne dressiert, hatte durch ihr Zusammentreffen mit Lothario zum ersten Male in ihrem Leben Lust und Leid in ihrer tiefern Gewalt erfahren, ohne sich weiter ihren Zustand klarzumachen. Als nun aber der unbeständige Freund so plötzlich verschwunden war, wurden ihr Theater, Sorti und alle die alten Gesichter langweilig, und der enthusiastische Guido beredete sie um so leichter, ihn nach Italien zu begleiten, als sie an Lotharios Untreue sich zu rächen und insgeheim diesen hier wieder zu finden meinte, was sie aber allen verschwieg. Unterwegs hatte sie sich unzählige Male mit Guido entzweit und wieder versöhnt, sie galt für seine Frau; hier in Rom endlich zerstreute sie die neue Welt, und so führte sie gedankenlos ihr gewohntes leichtfertiges Leben mit einer gewissen Unschuld fort, die dabei nichts Arges hatte. – „Aber wie sind Sie damals in der Schweiz den Lord und den Albert wieder losgeworden?" fragte sie plötzlich Fortunat. – „Wie!" sagte dieser erstaunt, „so wart Ihr es in jener Nacht?" – „Freilich," erwiderte sie lachend, „ich kannte Ihre Einbildung

und ritt und trug mich wie die arme Gräfin, um die irrenden Ritter zu foppen." –

Währenddes machte Grundling dem Mädchen bei ihrer Toilette auf seine schwerfällige Art den Hof, was sie sogleich zu benutzen wußte, indem sie beständig etwas zu kommandieren hatte; bald mußte er ihr ein Tuch holen, bald eine Nadel suchen, dann reichte sie ihm ihr Füßchen hin, um ihr den Schuh festzubinden, was der trockene Schalk mit ungeschickter Umständlichkeit ausführte. Darauf wollte sie ihre Gäste auf nordische Weise mit Tee bewirten, aber da waren die Teelöffel verlegt, die Tassen voll Farbenkleckse, zudem war es schon finster, und je mehr man suchte, desto größer wurde die Verwirrung, bis Kordelchen endlich, den Einfall wieder aufgebend, die beiden Männer lustig zu einem Seitenpförtchen hinausschob, um ihnen ihren sogenannten Garten zu zeigen.

So gelangten sie durch das dunkelverbaute Hinterhaus auf einen kleinen, grünen Platz, dessen Aussicht Fortunat wunderbar überraschte. Denn hinter den Weingeländen und duftigen Gärten, die sich terrassenartig senkten, lag plötzlich die Nacht mit ihren Trümmern und zerbrochenen Säulen wie ein Buch der Vergangenheit unter ihnen aufgeschlagen, dessen Anfangsbuchstaben der Mond rätselhaft vergoldete. Da hörten sie von fern aus den Gärten einzelne Akkorde einer Laute, bald darauf sang eine schöne männliche Stimme:

„Jetzt wandr' ich erst gern!
Am Fenster nun lauschen
Die Mädchen, es rauschen
Die Brunnen von fern.
Aus schimmernden Büschen
Ihr Plaudern, so lieb,
Erkenn' ich dazwischen,
Ich höre mein Lieb!"

Kordelchen, die aufmerksam hinabgelauscht hatte, besann sich nicht lange und antwortete sogleich nach derselben Melodie:

„Ich höre mein Lieb,
Beim wechſelnden Scheine
Verläßt er die Seine
Und kommt wie ein Dieb.
Es hallt von den Steinen,
Die Wipfel wehn ſacht
Und ſagen's der Deinen –
Ja, hüt' dich bei Nacht!"

Der Sänger unten ſchien es vernommen zu haben, er ſang, immer näher und näher kommend, luſtig entgegen:

„Ja, hüt' dich! bei Nacht
Pflegt Amor zu wandern,
Ruft leiſe die andern,
Da ſchreiten erwacht
Die Götter zur Halle
Ins Freie hinaus,
Es bringt ſie dir alle
Der Dichter ins Haus."

Die Stimme ſchien Fortunat bekannt, da rauſchte es in dem nächſten Gebüſch, und mit einem leichten Satze ſchwang ſich der Sänger zwiſchen dem alten Gemäuer zu ihnen herauf, daß ſeine Laute an den Zweigen einen fröhlichen Klang gab. – „Otto!" rief Fortunat freudig aus, denn es war niemand anders als der poetiſche Student aus Hohenſtein. Faſt aber hätte er ihn nicht wieder erkannt, ſo verwandelt, von der Sonne gebräunt und rüſtig erſchien der Jüngling. Er hatte Fortunats Ankunft ſchon erfahren und erzählte ihm nun ſogleich voller Entzücken von ſeiner Reiſe und dem hieſigen Aufenthalt, er war wie berauſcht in den fremden Lüften. Kordelchen neckte ihn mit ſeinem römiſchen Liebchen, und Grundling ſchwor, das ſei das ſchönſte Frauenzimmer, das er jemals geſehen, alle Maler ſtiegen ihr nach, wenn ſie, ihr Fruchtkörbchen auf dem Kopfe mit dem einen Arm unterſtützend, ſchlank und zierlich über den Markt ging; einem Landsmann habe ſie

bei dieſer Gelegenheit einmal eine Feige umſonſt gereicht, nämlich hinters Ohr.

Während ſie noch ſo ſprachen, hörten ſie hinter ſich im Hauſe heftig gehen und die Türen zuſchlagen. Es war Guido, der, in der ungebärdigſten Laune zurückgekehrt, nach Licht rief und im Finſtern mit den Stühlen umherwarf. — „Heraus, du verſtörter Poltergeiſt mit deinem dummen Künſtlerunglück!" rief Grundling in das Haus hinein. — „Laßt mich jetzt ungeſchoren, das rat' ich euch," erwiderte Guido zornig von innen, „wem ſein Himmel über dem Haupte zuſammenbrach, dem kommt's auf ein paar Scherben mehr oder weniger nicht an." — Hier aber verwickelte er ſich unter dem alten Gerümpel des Hausflurs mit den Füßen in umherliegende Schläuche, er zuckte ungeduldig, darüber geriet ein übereinander geſchichteter Turm von leeren Weintonnen ins Wanken und Fallen, bis auf einmal Schaff, Tonnen und Maler, unaufhaltſam übereinander kollernd, zum Hauſe herausgeſtürzt kamen. Grundling, der ſich vorwitzig der Tür genähert hatte, konnte nicht ſo ſchnell entſpringen, eine Tonne hüpfte ihm zwiſchen die Beine, er wollte ſich an Otto feſthalten, erwiſchte aber nur ſeine Laute, mit der er krachend niederfiel. Otto ſchalt auf Grundling, Grundling auf Guido, Guido auf mehrere alte Weiber, die über dem Lärm keifend aus allen Dachfenſtern herausfuhren. Mitten aus dieſer Verwirrung brach endlich das tiefe, weitſchallende Lachen Grundlings mit ſolcher vehementen Herzlichkeit, daß es bald Handelnde und Zuſchauer unaufhaltſam mit fortriß.

Dieſe unerwartete Exploſion zerſtreute die letzten Wölkchen an dem leicht beweglichen Horizont. Auch Guido hatte darüber ſeine hochmütige Zerknirſchung gänzlich wieder vergeſſen. Man holte Wein herbei, und Kordelchen forderte Grundling auf, da ſie ſich eben alle wie in der Arche Noah ſo fröhlich zuſammengefunden hätten, bei der ſchönen warmen Nacht ſeine Lebensgeſchichte zum beſten zu geben, was von den andern mit großem Applaus aufgenommen wurde.

Grundling langte nun aus ſeinem tiefen Schubſack erſt mehrere Stücke eines Pfeifenrohres hervor, die er umſtändlich zuſammenſetzte und einen ungeheuern Pfeifenkopf vollpfropfte, während er auf einem der umgeſtürzten Weinfäſſer Platz nahm. Die andern hatten ſich, um dem Qualme des ſchlechten Tabaks zu entgehen, vorſichtig außer dem Winde um ihn her geſetzt, worauf derſelbe endlich folgendermaßen begann:

„Du wirſt dich noch erinnern, Fortunat, wie ich in Heidelberg mich ſo in die Wiſſenſchaften verbiſſen hatte, daß ich gar nicht mehr loskommen konnte." — „Allerdings," erwiderte Fortunat, „du und dein grüngräulicher Mantel hatten ſchon mehrere Studentengenerationen überlebt, als ich dort ankam. Du warſt ein hartnäckiger Kantianer und ſtandeſt, noch immerfort nach der Aufklärung hinweiſend, wie ein alter Meilenzeiger, den man mitten im Kornfelde vergeſſen, nachdem Fichte und Schelling längſt andere Straßen gezogen hatten. Du verachteteſt damals uns Jüngere unſäglich, die wir den neuen Weg eingeſchlagen." — „Nun, bei Gott, das tu' ich auch jetzt noch," rief Grundling, indem er dicke Tabakswolken von ſich ſtieß. — „Auf einmal aber warſt du in Heidelberg ſpurlos verſchwunden," ſagte Fortunat. „Ein von den Ferien zurückkehrender Student hatte deinen Mantel mitten auf der Heerſtraße gefunden, den wir ſodann mit einem philoſophiſchen Leichenſermon feierlich zur Erde beſtattet haben. Wie ging das zu?" — „Das will ich euch wohl berichten," entgegnete Grundling.

„Es trieb ſich dazumal ein ſchlanker, junger Menſch in Heidelberg herum, den niemand näher kannte; er war nicht Student, nicht Philiſter, aber verdammt ſchlau. Das kam mir gleich verdächtig vor, denn ich habe in ſolchen Stücken eine feine Naſe. Ich fühlte dem Patron bei ſchicklicher Gelegenheit auf den Zahn, da ſprach er von Fürſten, Miniſtern und Biſchöfen! — verſteht ihr? Biſchöfen, mit denen er oft in naher Berührung ſtände, von Rührung, Stimmung der Seelen uſw., aber alles glatt und durcheinander geſchlungen

wie ein Aal. Da ſchoß mir endlich ganz das Blatt. Ja, lieben Freunde, es war niemand anders als ein geheimer Jeſuit, ſo ein verdammter proſelytenmacheriſcher Emiſſär! Nun, ihr kennt mich, von Stund' an faßt' ich den Kerl ſcharf ins Auge, ſann und beobachtete ihn bei Tag und Nacht. Eines Abends ſehr ſpät wandle ich eben in meinem Mantel vor dem Tore ſo für mich auf und nieder, als ich auf einmal den Emiſſär ſacht und vorſichtig in ein dunkles Gebüſch ſchlüpfen ſehe. Ich, nicht zu faul, lenke ſogleich meine Schritte dahin, arbeite durch Strauch und Dorn immer tiefer nach, und was erblick' ich?! — Unter einer hohen Linde im dämmernden Mondenſchein ſteht der Emiſſär in erhabener Stellung, neben ihm ein ſehr junger Menſch, der ſoeben, die rechte Hand zum Himmel gereckt, einen feierlichen Schwur ablegt. Nun halt' ich mich nicht länger, ich ſtürze hervor und donnere den Seelenverkäufer an, daß er ſich unterfange, dieſen Sitz der Aufklärung mit der peſtilenzialiſchen Finſternis des Mittelalters zu verdüſtern et cetera. Unterdes fing auch über meiner Rede ein Hund in der Nähe zu bellen an, einige Perſonen bewegten ſich von fern zwiſchen den Bäumen, die Überraſchten wurden immer verlegener, ich fuhr in meinen Ermahnungen immer nachdrücklicher fort. Aber was geſchieht? Der Kerl von Jeſuit packt mich auf einmal von hinten, der andere an den Füßen, daß ich die Balance verliere; ſo werfen ſie mich in eine verfluchte Kaleſche am Gebüſch, die ich vorher gar nicht bemerkt hatte, ſchwingen ſich mit herauf, der Kutſcher peitſcht in die Pferde, und fort geht es über Stock und Stein in die finſtere Nacht hinein. — Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, fand ich mit Vergnügen, daß meine Pfeife in der Konfuſion nicht ausgegangen war, auch hatte ich den Tag über viel geſeſſen, etwas Motion konnte nicht ſchaden, die Nacht war ſchön, kein Menſch oder Dorf in der Runde — ſo dacht' ich denn: laß ſie fahren! und ſetzte meine Ermahnungen ruhig wieder fort. Aber es dauerte nicht lange, ſo war der junge Proſelyt darüber eingeſchlafen. Der Jeſuit dagegen, wie es die Art dieſes ſchlauen Ordens iſt, wich mir mit ſophiſtiſchen Redensarten

bald rechts, bald links aus, dann zog er eine Flasche guten, schweren Weines aus der Wagentasche und trank mir zu. Ich kam immer mehr ins Feuer, wir disputierten und tranken, ich verbreitete mich ausführlich über Aufklärung, Mönchtum, dicke Finsternis et cetera, aber Gott weiß, wie das zuging, es war mir, wie ich so fortsprach, als schritt' ich in der Rage unserem Säkulum um einige Jahrhunderte so unaufhaltsam vor, daß ich meine Gedanken gar nicht mehr halten konnte; vergeblich blickte ich unverwandt auf den dreieckigen Hut des Kutschers vor mir, Bäume und Dörfer und Wälder und Gedanken flogen und verwickelten sich mir im Mondenschein durcheinander, nur manchmal hört' ich noch den Jesuiten dazwischen schnarchen, bis mir zuletzt selbst alle Sinne vergingen. – Als ich wieder aufwachte, war der Jesuit und Proselyt und der Wagen und alles fort, und ich liege rücklings auf einem Rasenkanapee an der Chaussee in der angenehmsten Morgenkühle. Aber wie lieg' ich da! In einem kompletten Jesuitenrockelor mit unzähligen Knöpfen vom Kinn bis an die Fußspitzen und ein kleines schwarzes Barett auf dem Haupt!"

Hier brachen sämtliche Zuhörer in ein lautes Gelächter aus, nachdem Kordelchen schon während der ganzen Erzählung öfters heimlich gekichert hatte. „Dummes Zeug!" rief Grundling ärgerlich und stürzte zwei Gläser Wein hintereinander aus, „was ist da zu lachen? Das war kein Spaß. Vom Felde glotzten mich ein paar Bauern groß an, ich schämte mich in dem Aufzuge, als ob ich nackt wäre, und sprang geschwind ins Gebüsch. Aber die Bauern, wie sie das sehen, fangen an zu schreien, und hurra hinter mir drein! Ich springe und schlüpfe und duck' mich in Gräben, an Zäunen, laufe in der Verwirrung gerade ins Dorf hinein, verwickele mich mit dem langen Rockelor im Gesträuch, da fahren euch Hunde, Kinder und Weiber aus allen Löchern, und alles schreit Mordio. – So brachten sie mich ganz atemlos zum Pastor. Da hatt' ich nun gut reden, daß ich kein Jesuit, sondern eigentlich ein Philosoph sei; je mehr ich von Aufklärung

ſprach und auf die Jeſuiten ſchimpfte, je ſchlauer und verdächtiger lächelte der Paſtor dazu. Endlich gab er zu eſſen, ich hatte einen erſtaunlichen Appetit. Uber der Mahlzeit aber hör' ich draußen ein Pferd ſchnauben nnd ſcharren, der Paſtor geht hinaus, ich vernehme eine feine Silberſtimme, die ſich voller Verwunderung und ſehr eifrig nach mir erkundigt. Als ich ans Fenſter trete, erblick' ich unter den alten Linden vor dem Pfarrhauſe ein hohes, ſchlankes Frauenzimmer zu Pferde, im Jagdhabit mit nickenden Federn auf dem Haupte. Sie ritt ſoeben wieder fort, ich konnte ihr Geſicht nicht mehr ſehen, aber ſie machte von hinten einen recht majeſtätiſchen Eindruck auf meine Sinne. — Nun kam und ging der Paſtor wieder hin und her und hatte immerfort das fatale Lächeln im Geſicht, ich merkte, daß Boten abgeſchickt wurden, ich hörte insgeheim vom Gerichtshalter et cetera flüſtern, da wurde mir zuletzt angſt, und gegen Abend ſchlüpfte ich unvermerkt durchs Hinterpförtchen, um die Nacht über nach Heidelberg fortzuwandern. Wie ich aber ſo vor dem Dorfe am Schloßpark vorüberziehe, hör' ich drin dieſelbe Silberſtimme ſehr angenehm zur Laute ſingen. Das ficht mich an, ich trete in den Park, immer dreiſter und weiter — es war richtig die Reiterin. Sie hatte mich ſchon erblickt. — ‚O meine Ahnung! wußt' ich's doch, daß du kommen würdeſt, frommer Vater,' ſagte ſie, zu mir tretend. Nun hätte das doch mit dem Teufel zugehen müſſen, wenn ich ihr Vater hätte ſein ſollen, denn ſie war älter als ich und häßlich, lang und vertrocknet. Sie erzählte mir nun in der Geſchwindigkeit, daß ſie Schriftſtellerin ſei unter dem Namen Blancheflour, ich würde ihre Schriften wohl kennen, ſie habe dieſen wichtigen Moment in ihres Herzens Herzen längſt erſehnt. — ‚Aber was wollen Sie denn eigentlich?' fragte ich ganz verblüfft. — ‚Nun mein Gott! katholiſch werden! Aber du kennſt wohl meine geiſtlichen Hymnen noch nicht, ehrwürdiger Vater?' — Und nun fing ſie, eh' ich's mich verſah, wütend zu deklamieren an, bei jedem Vers trat ſie in der Verzückung einen Schritt näher, ich einen Schritt zurück, bis an eine Laube, wo ich geſchwind

entwiſchen will. Da brechen auf einmal zwei junge Leute aus dem Buſchwerk und gerade auf mich los; es war der Bruder des Fräuleins und ſein akademiſcher Freund, ein durchreiſender engliſcher Lord. Der Lord, der uns für verliebt hält, nimmt ſich ſogleich der verfolgten Unſchuld der Jungfrau an; es werden Hieber angeſchleppt, und ich muß mich auf der Stelle mit ihm duellieren. Ihr wißt, ich führte eine gute Klinge, der Lord ebenfalls, wir konnten einander nichts anhaben. Nun ging's drauf – das Fräulein lag in Ohnmacht – Schlenkerprimen und Schulterquarten, daß ich mein Barett vom Kopf verlor. ‚Nur noch einen Gang!' rief der Lord entzückt aus – meinetwegen! – und wieder einen und noch einen! – Darüber wird mir endlich der Lord ganz gewogen, wirft den Hieber weg und embraſſiert mich. – Nun fand ſich's, daß er auch ein heller, philoſophiſcher Kopf und ebenſo erpicht auf Menſchenbildung war als ich. Ich mußte mit ihm aufs Schloß, da hatte er alle Koffer voll neuer Konſtitutionen, die er bei den verſchiedenen Nationen anbringen wollte. Wir disputieren zuſammen die ganze Nacht, wir werden ein Herz und ein Sinn, trinken Brüderſchaft, und er proponiert mir, mit ihm zu reiſen. Das Fräulein behandelte mich nun ſchnöde und verächtlich. Aber ich fragte nichts danach, am folgenden Morgen ſaß ich mit dem Lord auf dem Wagen, und wir fuhren durch die Schweiz über Rom, Neapel, zwiſchen Kalabrien und Sizilien durch –"

„Halt! halt ein!" riefen hier die andern lachend dazwiſchen, „dein Lebenslauf kommt auf einmal ſo verteufelt ins Stürzen, daß einem ordentlich der Wind am Hute pfeift."

„Was da halt!" erwiderte Grundling, trinkend und wieder einſchenkend. „Aber in Spanien ging's uns kurios. Das iſt ein verteufelt hitziges Land; kaum hat man dort das Samenkorn der Weisheit in den Boden gelegt, ſo ſchießt's einem auch ſchon gleich unter den Beinen empor, Diſteln und Unkraut, da iſt kein Halten mehr; und eh' man ſich's verſieht, iſt einem in dem verrückten Klima die ganze Vege-

tation über den Kopf gewachſen wie eine ungeheure Pelzmütze. Das haben wir dazumal wohl erfahren. Wir hatten uns durch Prozeſſionen, an Klöſtern und Feudalſitzen vorüber, ſchon ziemlich tief ins Land hinein geärgert und ritten eines Abends ſoeben dem Gebirge zu, als ſich ein paar wackere Burſchen zu uns geſellten. Wem's Ernſt iſt, der feiert nicht gern. Wir knüpften ſogleich ein Geſpräch aus dem Gebiete der praktiſchen Philoſophie mit ihnen an, bald holten wir noch ein paar Wanderer ein und wieder ein paar, bis wir zuletzt am Fuße des Berges auf einen großen, hellen Haufen ſtießen. Ich beſinne mich nicht lange und haranguiere das Volk. Ich ſprach vom Aberglauben, von der Freiheit des Willens et cetera, ich kam immer mehr ins Feuer mit donnernder Stimme und zuckenden Gedankenblitzen, das zündet gleich rechts und links, die Kerls jauchzen, ſchreien Bravi und wieder Bravi, und eh' man die Hand umdreht, mitten in der Rede, heben ſie mit Piken und Stangen ein altes, abgebrochenes Zelt hoch über ihre Köpfe, ſchwingen vor Entzücken mich und den Lord auf den Baldachin hinauf und tragen uns ſo im Triumphe auf ein altes, adeliges Schloß zu. Da war's doch nicht anders, als wollten ſie mit unſeren Köpfen die Mauern einrennen, denn in der Begeiſterung fragten ſie den Teufel danach, daß das Schloßtor viel zu niedrig war für unſern Baldachin. Zum Glück erblick' ich nebſt dem Lord noch zu rechter Zeit einen Balkon gerade vor uns über dem Tore, wir erfaßten ſchnell das Geländer, die Kerls ſchritten wie toll unter uns weg, und ſo blieben wir draußen am Balkon hängen, mit den Beinen in der Luft. Jetzt aber entſtand unter uns ein Spektakel, ein Gedränge und Gewürge — denn die Kerls waren Guerillas — die vom Schloß fielen aus, die Guerillas ein — zwiſchen unſeren Beinen hindurch flogen die Kugeln immerfort hin und her, der Lord verwünſchte unſere Philoſophie, worüber wir noch heftig aneinander gerieten. Wie wir nun ſo bedenklich hängen und ſtreiten, ſtürzt plötzlich oben im prächtigen Mondenſcheine zwiſchen blühenden Pomeranzenbäu-

men das Schloßfräulein auf den Balkon heraus, dunkle Locken, Alabasterhals und Busen und eine Laute im Schwanenarm. Die sieht mich penetrant an und bleibt wie verzaubert stehen, sie sieht mich noch einmal an – und: ‚Oh, mein Traum!' ruft sie und läßt die Laute fallen. Darauf, schnell wieder gefaßt, erwischt sie mich hinten beim Kragen und hilft erst mir, dann dem Lord rasch übers Geländer auf den Balkon, in das Pomeranzengemach hinein. Jetzt aber war guter Rat teuer: ich unbewaffnet, kein Schwert in der Nähe, und von unten heult das Gedrossel wie ein versessener Sturmwind durch das alte Haus immer höher und näher herauf. Der Lord wirft sich noch geschwind an den Sekretär des Fräuleins hin, schreibt sein Testament und setzt mich zu seinem Universalerben ein. Unterdes aber – ihr kennt die südliche Glut – verliebt sich die Prinzessin –"

„Prinzessin?" rief Fortunat, „du nanntest sie ja eben noch schlechtweg vorhin Fräulein!"

„Verliebt sich die Prinzessin", fuhr Grundling immer schneller redend und trinkend fort, „immer heftiger in mich und erzählte mir, wie sie mich schon früher einmal im Traume gesehen, mit Uniform und dreieckigem Hute durchs Morgenrot auf Wolken schwebend et cetera. Jetzt war auch der Lord mit dem Petschieren des Testaments fertig, die Prinzessin wollte uns aus dem Schlachtgetümmel heimlich salvieren, wir retirierten durch Kammern und lange Gänge unaufhaltsam immer höher hinauf, wobei uns noch der eigensinnige Lord gefährlich wurde, der niemals seine prallen, hirschledernen Hosen ablegen mochte, die nun in dem Mondenscheine von weitem leuchteten. So kamen wir endlich auf das flache Schloßdach hinaus, da standen wieder blühende Granaten und Limonien, in der Mitte plätscherte eine Wasserkunst sehr angenehm, in der Goldfischchen bei dem klaren Mondenscheine lustig hin und her fuhren. Aber da war nicht lange Zeit zur Ergötzlichkeit. Unter uns der Kriegslärm, vor uns der nächtliche Abgrund, dazwischen die schöne Herzogin mit der südlichen Glut immer dicht hinter mir drein:

ich ſoll katholiſch werden und ſie heiraten, oder ich und ſie müßten auf der Stelle ſterben! Ich aber kann mich in der Konfuſion nicht gleich reſolvieren, da zieht ſie einen unvernünftig langen Dolch aus dem Gürtel, preßt mich mit dem linken Arm feſt an ihre Bruſt, holt mit dem rechten hinter meinem Rücken aus und will mich und ſich zugleich durch und durch ſtechen. In demſelben Augenblick platzt die Falltür neben uns mit einem ungeheuern Knall, daß die Stücke meilenweit auseinanderfliegen. Sie hatten ſchon lange darunter geſtemmt, und nun, wie wenn ein Champagnerſtöpſel unverhofft losgeht, kamen auf einmal Guerillas, Schloßſoldaten und Alguazils, die einen mit den Ellenbogen, die andern mit den Stiefeln voraus, mit unglaublicher Vehemenz aus dem Loche ſenkrecht emporgeflogen, und ſowie einer auf das Dach wieder niederfiel, fuhr er ſeinem Nachbar gleich wieder in die Haare, ſo verbiſſen waren ſie untereinander. Die verliebte Königin, da ſie nun alles verloren ſieht, faßt mich beim Arme und raſch mit mir fort an den Rand der Zinne; aber ihr wißt, ich hielt niemals viel auf Kleider, mein ganzer Ärmel läßt oben in der Naht los, und die Königin ſtürzt ſich mit meinem Ärmel in den Abgrund hinab, in der Luft noch: ‚Don Grundlinghio!‘ rufend. — Unterdes bekommt mein Lord plötzlich ſeinen engliſchen Spleen. Eh' ich's mich verſehe, duckt er ſich kopfüber in das Baſſin der Waſſerkunſt. Das war nun aber ſo klein und ſeicht, daß ihm die Lederhoſen oben trocken heraushingen. Ich ſchreie, die geſtörten Goldfiſche ſtoßen wütend auf ſeinen Backenbart, alles umſonſt! er ſtampft und ſtopft ſich ſelber immer tiefer hinein und erſäuft ſich ſo mit aller Gewalt. Es war ein kritiſcher Moment, Feinde ringsum, ich ziehe ſchnell mein Schwert und mähe mich von Etage zu Etage hinunter, ein umgefallener Alguazil beißt mich in dem Gemetzel noch in die Wade, ich ſpick' ihn feſt an den Boden —“

„Aber was Teufel!“ fuhr Grundling hier plötzlich mit ſichtbarem Schrecken von ſeinem Sitze auf, „ſtehen denn die Toten wieder auf? da geht wahrhaftig der Lord vorüber!“

– Und in der Tat, durch die offenen Türen des Hauſes ſah man draußen auf der Gaſſe beim hellſten Mondenſcheine die gelben Lederhoſen eines raſch vorübergehenden Mannes deutlich ſchimmern. Überraſcht ſprangen nun auch die andern auf, denn ſie glaubten in der Figur flüchtig ihren langen Lord vom fürſtlichen Hofe wiederzuerkennen. Eine ſchlanke Mädchengeſtalt, mit welcher die Eile des Fremden vielleicht in einigem Zuſammenhange ſtehen mochte, ſchlüpfte unterdes, noch einmal zurückblickend, ſchnell um die dunkle Straßenecke. Grundling aber hatte den Engländer ſchon erreicht, und ſie ſahen nun beide in der Dämmerung wie zwei Schatten im Reiche der Toten dahinſchweben.

„Laßt die Phantaſten laufen!" ſagte Kordelchen in der Haustür. „Wißt ihr denn nun aber auch, wer den Grundling eigentlich aus Heidelberg fortgeſchafft hat? Der vermeintliche Proſelytenknabe war ich ſelbſt und der ſogenannte Jeſuit niemand anders als ein junger Schauſpieler, der mich damals heimlich von Heidelberg entführte. Wir mußten wohl den tollen Kauz über Hals und Kopf mit auf den Wagen packen, wenn er mit ſeinem Lärm nicht alles verraten ſollte; mein Freund hatte in ſeiner kleinen Theatergarderobe zufällig eine Jeſuitenkleidung, in die wir dann den Trunkenen hineinknöpften und des Nachts auf der Landſtraße wieder ausſetzten." – „Nun wahrlich," rief Fortunat lachend aus, „das iſt ja ein wahrer Sturmbeutel voll Lügen!"

Währenddes ruhte Guido, der nach den heftigen Gemütsbewegungen über Grundlings Erzählung eingeſchlummert war, draußen im Gärtchen, noch im Schlafe maleriſch über einen zertrümmerten Säulenknauf hingeſtreckt. Otto aber blickte immerfort unverwandt in die Straße hinaus; auch er hatte vorhin jene flüchtige Mädchengeſtalt bemerkt und ſchien zerſtreut und unruhig. Endlich hielt er ſich nicht länger und ſchlug Fortunat haſtig noch einen Streifzug durch die Stadt vor, was dieſer mit Freuden annahm. Kordelchen blickte beide liſtig an: „Felicissima notte!" ſagte ſie dann

mit einem ganz beſondern, ſchelmiſchen Nachdruck, und als ſich Otto unwillig darüber zu ihr wandte, war das wilde Mädchen ſchon im Hauſe und hatte die Tür laut lachend hinter ſich verſchloſſen.

Sie eilten nun aus dem Gewirre der kleinen, engen Gäßchen ins Freie hinaus; Zithern ſchwirrten von fern durch die ſtille Luft, die Straßen waren noch voll Menſchen, die fröhlich plaudernd und ſingend in der erquickenden Kühle auf und nieder ſchwärmten. Otto war ſtill und ſchritt in Gedanken immer ſchneller, bis ſie zuletzt an einen einſamen Platz kamen, wo er ſogleich auf ein kleines, unanſehnliches Haus zueilte. Er fand die Tür verſchloſſen und klopfte leiſe an; es blieb alles ſtill drin, er klopfte noch einmal lauter. Da ließ ſich eine überaus anmutige Stimme im Hauſe vernehmen: „Mein Herr, ich kann den Schlüſſel im Dunkeln nicht finden, auch wacht die Mutter noch; aber habt die Güte, rechts die Straße hinabzugehen, dann links um die Ecke, über die Brücke fort, dann wieder rechts, das vierte Gäßchen links hinein, ſo kommt Ihr in einen kleinen Hof, und wenn Ihr dort nicht auf den Kettenhund ſtoßt und die Leiter findet, ſo könnt Ihr mir von dem Dache unſeres Hinterhauſes noch eine Gutenacht ſagen; aber ſputet Euch und fallt nicht, denn ich bin ſchon ſehr ſchläfrig.“ Und kaum hatte ſie ausgeredet, ſo hörten ſie ſie ſchon, leiſe lachend, die Treppe hinaufſpringen. — „Annidi!“ rief nun Otto höchſt verwundert hinauf. Auf dieſen Ton öffnete ſich ſchnell ein Fenſter über ihnen, und eine Mädchengeſtalt von überraſchender Schönheit mit rabenſchwarzem Haar und Augen erſchien im hellſten Mondglanze. „Biſt du es?“ rief ſie erſtaunt aus, „ich meinte, es wäre der lange Engländer, der mir vorhin wie auf hohen Stelzen nachkam.“ Jetzt bemerkte ſie auch Fortunat, ſtutzte und war bemüht, ihr loſes Halstuch vor dem Fremden raſch in Ordnung zu bringen. Otto hatte ſich unterdes auf einen Stein geſtellt und reichte ſo bis ans Fenſter. Das Mädchen legte den ſchönen Arm vertraulich um ſeinen Nacken, ſich hinausbeugend, daß ihre dunklen Locken aufgingen und den Freund von allen Seiten umgaben;

dabei ſah ſie unverwandt Fortunat an, dem ſie nicht recht zu trauen ſchien. „Nein! nein!“ rief ſie endlich, nicht ohne Koketterie ihre Locken wieder aus der Stirn ſchüttelnd, „was fragt ihr fremden Herren nach dem Rufe eines armen römiſchen Mädchens! Die Nachbarn wachen noch, und alle Fenſter ſehen im Mondenſcheine wie glänzende Augen her, gute Nacht!“ Hiermit warf ſie noch unverſehens jedem einen friſchen Blumenſtrauß ins Geſicht und ſchloß ſchnell das Fenſter.

Währenddes waren zwei Frauenzimmer, dicht in ſeidene Mäntel verhüllt, eilig über den Platz gegangen. Fortunat kam es vor, als hätten ſie ihn im Vorüberſtreifen ſcharf und verwundert angeſehen. Er hörte ſie darauf leiſe und eifrig miteinander ſprechen; die eine ſah noch einmal zurück, dann waren beide ſchnell verſchwunden.

„O wie wunderſchön ſie iſt!“ rief Otto, noch immer nach dem Fenſter ſchauend, aus und erzählte nun begeiſtert, wie er ſein Liebchen auf einem ländlichen Feſte zum erſten Male geſehen, wie ſie mit ihren armen Eltern eingezogen, aber fröhlich lebe; wie ſie von ihm Deutſch und er von ihr Poeſie lerne, weil ihre Gegenwart, gleich der Morgenröte, alles verzaubere und verwandle. So gingen ſie langſam durch die verlockende Nacht; die Nachtigallen ſchlugen aus allen Gärten, und zahlloſe Brunnen rauſchten von fern.

Siebzehntes Kapitel

Die Villa des Marcheſe A. mit ihren kühlen Schatten, hohen, ausländiſchen Blumen und weißen Marmorbildern lag wie eine Inſel in dem Weltgewühle, auf die ſich Fortunat einſam verſchlagen fühlte. Oft tönte es wunderlich in ſeine Morgenträume hinein, wie wenn eine Hochzeit in weiter Ferne ſchwirrend durch eine anmutige Landſchaft ginge; wenn er erwachte, erkannte er Fiamettas liebliche Stimme, die treppauf, treppab ſingend, plaudernd und lachend das ganze Haus ſchon mit fröhlichem Klange erfüllte. Eines Morgens fand er ſogar einen friſchen, vollen Blumenſtrauß auf ſeinem Tiſchchen am Bett; er begriff nicht, wie er über Nacht dahin

gekommen, und da er der kleinen Marcheſin dafür danken wollte, ſchob ſie's lachend auf ihre Kammerjungfer Lenore, die ihn geſtern dort vergeſſen; aber ſie wurde über und über rot dabei. Einmal kam er ſpät des Abends von einer Wanderung zurück, als er im Garten noch ſingen hörte; er meinte Fiamettas Stimme zu erkennen und wollte ihr noch eine Gutenacht ſagen. Da war's ihm, als ſäh' er ihr Figürchen, verſtohlen winkend und flüſternd, bald hier bald dort durch das Gebüſch ſchimmern; er folgte immer eifriger durch Hecken und Dorn in eine ganz unbekannte Gegend des Gartens hinein, die ſchadenfrohen Neſſeln ſtichelten auf ſeine ſeidenen Strümpfe, Eidechſen ſchlüpften überall neugierig durch das Geſtrüpp. Plötzlich ſtand er vor einem Gartenhauſe, die Tür war feſt zu; durch die geſchloſſenen Jalouſien aber glaubte er im Mondenſcheine flüchtig zwei friſche Augen funkeln zu ſehen. Sonſt war alles ſtill im ganzen Garten, und beſchämt und verdrießlich wanderte er wieder nach dem alten Schloſſe zurück. – Aber es half ihm nichts, der Morgen kam doch wieder und das liebliche Stimmchen mit ihm, wie ein Zaubervogel im Walde, der ihn neckend immer tiefer in das grüne Labyrinth verlockte, von dem kein Ende abzuſehen war.

So waren mehrere Wochen vergangen; Fortunat hatte, um ſich alle Liebestorheit aus dem Sinne zu ſchlagen, ſich endlich mit einer Art von Wut auf die Sehenswürdigkeiten der Stadt geworfen, mancherlei Studien und Ausflüge in die Umgegend gemacht und darüber ſeine deutſchen Freunde faſt ganz vernachläſſigt. Er freute ſich daher recht, als eines Tages Otto unerwartet gegen Abend zu ihm ins Zimmer trat, und beſtürmte ihn ſogleich mit Fragen nach Hohenſtein, deſſen grüne Stille mit allen ihren geliebten Perſonen ihm bei des Studenten Anblick wieder einmal ganz lebendig wurde. Aber zu ſeiner Verwunderung beantwortete Otto alles nur obenhin, ausweichend und beinahe verlegen. Dagegen ſchien ihn irgendeine gegenwärtige, große Freude zu drängen, ſeinem Herzen Luft zu machen. Gegen ſeine ſonſtige, zurückhaltende Gewohnheit teilte er unaufgefordert mehrere ſoeben voll-

endete Gedichte mit, ſprach voll fröhlicher Zuverſicht von ſeinen Plänen zu künftigen großen Arbeiten und entwickelte einen ſolchen bunten Reichtum der Seele, daß Fortunat wie in ein Kaleidoſkop hineinzuſehen glaubte.

Draußen wehte es unterdes ſchon wieder kühl über die Stadt; ſie machten noch einen Gang ins Freie, und Otto, ſein Geſpräch leidenſchaftlich fortſetzend, führte den Freund zwiſchen kleinen Häuſern und Weinbergen unvermerkt in eine ſchöne, abgelegene Gegend hinaus, die Fortunat noch nicht kannte. Garten ſtieß an Garten, ein unüberſehbares, blühendes Paradies mit zierlichen Villen und Balkonen, auf denen manche ſchlanke Geſtalt zwiſchen den Wipfeln erſchien, alles von der untergehenden Sonne zauberhaft durchblitzt und beleuchtet. – „Wenn ich," ſagte Otto, die Gegend überſchauend, „wenn ich jemals aus dieſem Glanze wieder in die dumpfe Enge meines deutſchen Gebirgsſtädtchens zurück müßte, wo ſie jetzt wohl vor den Türen unter ihren hölzernen Lauben ſitzen, die Hände vor Kälte feſt eingewickelt, und nichts vernehmen als das Glöcklein der Bergleute und den Schlag des Eiſenhammers von fern, und die Berge ſehen von allen Seiten finſter auf den ſtillen Markt herein, und der feuchte Wind ſchlägt den Kohlenrauch nieder und verhüllt alles wie ein Grab – mich ſchauert ordentlich bei dem Gedanken!" – „Hüt' dich wohl," entgegnete Fortunat, „es iſt ein wunderbares Lied in dem Waldesrauſchen unſerer heimatlichen Berge; wo du auch ſeiſt, es findet dich doch einmal wieder, und wär' es durchs offene Fenſter im Traum; keinen Dichter noch ließ ſeine Heimat los." – Otto ſchwieg nachſinnend – es war heut faſt etwas Freudeverſtörtes in ſeinem ganzen Weſen.

Auf einmal bog er raſch mitten in das Blütenmeer von Gärten hinein. Sie kamen an ein kleines, aber wohlgebautes, reinliches Haus, von Efeu, Weinlaub und blühenden Bäumen reizend überwachſen und verdeckt; die Tauben, die ſich auf dem Dache in der Abendſonne ſpiegelten, die offen ſtehenden Fenſter und Türen, wo bunte Schmetterlinge flim-

mernd ein und aus flatterten, alles gab ein wunderliches Bild ſüdlicher Häuslichkeit. Otto führte ſeinen Begleiter ohne weiteres gerade durch das Haus in ein dahinter gelegenes, einſames Gärtchen, umgeben von Nachbargärten, die von allen Seiten blühend hereinhingen und jede Ausſicht verſchloſſen.

„Wo ſind wir denn hier?“ fragte endlich Fortunat erſtaunt. Indem aber erſchien ein Mädchen in der Haustür; er erkannte ſogleich die ſchöne Annidi wieder. Sie begrüßte ihn etwas verwirrt und beſchämt, dann trat ſie unter eine Weinlaube und begann aus ihrem Handkörbchen einen Tiſch reinlich zu decken, Gläſer und Teller aufzuſtellen. Draußen im Nachbargarten hörten ſie einen Knaben fröhlich ſingen:

„Es ſang ein Vöglein hier jedes Jahr:
Wie ſchön das Kränzlein im dunklen Haar!
Heuer iſt's Vöglein nicht wiederkommen;
Wer hat dir das ſchöne Kränzlein genommen?“

Nun hielt ſich Otto nicht länger, es kam alles heraus: daß Annidis Eltern ſeine Beſuche ohne beſtimmte Erklärung nicht weiter dulden wollten, daß er ſeit einigen Tagen mit dem Mädchen verheiratet und ſich nun ſamt den Ihrigen hier eingeniſtet habe. Fortunat erſchrak über dieſe ganz unerwartete Entdeckung und überdachte ſchnell die wunderlichen Folgen, die dieſe Übereilung für Otto herbeiführen mußte. Doch wurde er bald durch die liebliche Erſcheinung der jungen Frau wieder beſchwichtigt, die ſich, ihrer neuen Lage noch ungewohnt, fortwährend mehr zierlich dienend als mitgenießend erwies, als ſie ſich nun fröhlich unter der Laube um den Tiſch ſetzten. Auch ihre Eltern geſellten ſich jetzt zu ihnen, zu Fortunats heimlichem Unbehagen, den die gewöhnlichen, welſchgekniffenen Geſichter ſtörten. Sie miſchten ſich öfters ungeſchickt mit in das Geſpräch, redeten viel von guter Wirtſchaft und dem nötigen Fleiße ihres Schwiegerſohnes im Büchermachen, und Fortunat konnte wohl bemerken, daß ſie ihn ſelbſt als einen Zeitverderber und zweideutigen Kameraden Ottos ſcheel anſahen. — Unbekümmert ſaß und ſchmauſte unterdes

das glückliche Ehepaar, Annidi auf einem Fußbänkchen, mit beiden Armen auf Ottos Knie geſtützt und die gebratenen Kaſtanien ausſchälend, die ſie jede zur Hälfte miteinander teilten. Der Mond ſchimmerte ſchon durch das Weinlaub, Otto war ſelig ſtill, die junge Frau überaus ſchön, drüben ſang der Knabe wieder:

„Wer hat dir das Kränzlein genommen?"

Fortunat aber überwältigte mitten in dieſer Stille eine unwiderſtehliche Wehmut, als ſei Otto nun hier in der Fremde märchenhaft verzaubert. Es wollte ihm das Herz zerſprengen, er ſchützte ein dringendes Geſchäft vor, ergriff ſchnell ſeinen Hut und nahm tiefgerührt Abſchied von dem Freunde wie von einem Verſtorbenen. Als er zurückblickte, ſtanden Otto und Annidi noch in der Haustür. Glühwürmchen ſchwärmten leuchtend durch das Rebengelände, er ſah von der ſchönen Frau nur noch die glänzenden Augen und Schultern, Otto erſchien totenbleich im Mondenſchein.

In wirren Gedanken war Fortunat haſtig nach Hauſe geeilt. Der Mond ſchien prächtig über den alten Garten, er lauſchte, ob er Fiametta nicht wieder ſingen hörte, doch alles blieb ſtill. Als er aber um den Pfeiler des Schloſſes trat, fuhr er heftig zuſammen, denn in einer der Alleen glaubte er plötzlich ſich ſelber zu erblicken. Unverwandt ſtarrte er hin, die Geſtalt zeigte ſich noch einmal im hellſten Mondlicht, es war ſeine Kleidung, ſein Gang, ſeine Haltung, und doch ſchien es wieder ein ganz fremder junger Mann. Jetzt blieb der Unbekannte lauernd hinter einer Hecke ſtehen. Da kam auf einmal Fiametta aus dem Gebüſch hervorgeſprungen, beſah ihn lachend rundum, dann gingen ſie Arm in Arm tiefer in den Garten hinein. Mitten im fröhlichen Plaudern aber ſchienen ſie plötzlich Fortunats Schatten auf dem Raſen zu bemerken, er ſah ſie erſchrocken entfliehen, und bald war die ganze Erſcheinung im Dunkel wieder verſchwunden.

Fortunat aber hatte ſich ins Schloß gewandt und ging heftig in ſeinem Zimmer auf und nieder. „Alſo dieſem galt das Abendliedchen letzthin, o ich Tor!" ſagte er mit einem

bittern Gefühl, das er ſich ſelbſt nicht eingeſtehen mochte. Es war feſt beſchloſſen, er wollte ſogleich morgen weiter nach Neapel reiſen, ohne Fiametta noch einmal wiederzuſehen. Noch in der Nacht ſchrieb er ſein Vorhaben dem Marcheſe, der eben auf dem Lande war, und packte, in geheimer Wut luſtige deutſche Lieder ſingend, ſeinen Koffer. Dabei ſchwirrten ihm die Worte aus einem alten Liede:

„Das Kränzlein iſt herausgeriſſen,
Ganz ohne Scheu ſie mich anlacht;
Geh du vorbei: ſie wird dich grüßen,
Winkt dir zu einer ſchönen Nacht"

immerfort durch den Sinn, daß er darüber aus Herzensgrunde hätte weinen mögen.

Am folgenden Morgen hatte er noch einige weitläufige Gänge, um das nötige Reiſegeld zu erheben; ſo war die Mittagsſtunde herangekommen, die Zeit der zauberiſchen Schwüle, die im Süden alles Lebendige überwältigt. Dennoch wollte er nicht abreiſen, ohne vorher noch einen Streifzug durch den Garten zu machen. Da rührte ſich jetzt kein Blättchen in der weiten, träumeriſchen Stille; die Vögel ſchwiegen, nur einzelne Schlangen ſonnten ſich ringelnd auf den einſamen Gängen, alle Menſchen lagen wie tot. Es war das erſtemal, daß er hier zu dieſer Stunde wach war, und dieſes Schlafen der Natur mit offenen Augen erſchreckte ihn geſpenſtiſch. Er flüchtete nach einem kühlen Gartenhauſe, blieb aber überraſcht im Eingange ſtehen, da er Fiametta, gleichfalls ſchlummernd, darin erblickte. Sie ruhte auf dem rechten Arme, das Geſicht von den losgelöſten Locken halb verdeckt, heiter atmend, wie ein ſchönes Kind. Einige abgebrochene Worte hielten ihn feſt. Sie ſprach im Schlaf, immer deutlicher und zuſammenhängender, aber zu ſeinem Erſtaunen ganz in der ausländiſchen Weiſe, wie er ſelbſt das Italieniſche zu ſprechen pflegte. In wunderlichem Dialog hörte er nun, wie er ihr aus ihrem eigenen Munde geſtand, daß er ſich nur ſo kalt ſtelle, daß er ſie aber eigentlich herzlich

liebe. — Er erſchrak, daß ſie ſo aus ſeiner Seele redete. — Nun lachte ſie in ſich und entgegnete fröhlich: das wiſſe ſie ja lange ſchon! — Dann ſprach ſie leiſe, immer leiſer, als ſpräch' ſie ihm ins Ohr; er konnte nichts verſtehen, bis ſie zuletzt tief aufſeufzend ſich zu regen begann.

Fortunat eilte ganz verwirrt nach dem Schloſſe zurück; ſchon rührte ſich's wieder in allen Straßen, der Poſtillion draußen mahnte zur Abreiſe, er warf ſich ſchweigend in den Wagen, und das lieblichſte Rätſel, das er nicht zu löſen wußte, erfüllte ſeine ganze Seele.

Achtzehntes Kapitel

Mehrere Monate ſind ſeitdem verfloſſen, die Sonne glüht auf den Quadern der öden Paläſte, und die Reichen ſind längſt auf ihre Villen geflüchtet, denn auf den Trümmern der alten Stadt ſitzt die Aëra cattiva ſchon wie ein verhülltes Geſpenſt, Fieber und Wahnſinn brütend. Wie iſt Ottos Einſiedelei ſeitdem ſo ſeltſam verwildert! Die Ranken an der Haustür wuchern bis über das Dach hinaus, in dem Gärtchen hat üppiges Unkraut, in roten und gelben Blüten brennend, Beete und Gänge verſchlungen. — Da kehrte Otto eines Tages ermüdet von einem weiten Spaziergange zurück; er fand im Hauſe alles ausgeflogen, nur die Bienen ſummten einförmig in dem ſtillen Garten, er fühlte ſich unbeſchreiblich verlaſſen, Hausflur, Stuben und Bäume kamen ihm in der ungewohnten Einſamkeit auf einmal ſo fremd vor, daß er erſchrak. Er ging einige Male im Garten auf und nieder, dann ſetzte er ſich zwiſchen den tief herabhängenden Zweigen an den Tiſch und ſchrieb folgende Zeilen:

„Die Nachtigall ſchweigt, ſie hat ihr Neſt gefunden,
Träg ziehn die Quellen, die ſo kühle ſprangen,
In trüber Schwüle liegt die Welt gefangen,
So hat den Lenz der Sommer überwunden.

Noch nie hat es die Bruſt ſo tief empfunden,
Mir war's, als ob viel Stimmen heimlich ſangen:

Auch dein Lenz, froher Sänger, iſt vergangen,
Auf welkem Laub nun liegſt du ſelbſt gebunden.

O komm, Geliebte, komm zu mir zurücke!
Daß ich in deinen Augen wieder leſen
Mein Hoffen kann, mein Singen und mein Lieben!

Doch weh! wie fremd ſind plötzlich deine Blicke,
Als wärſt du's, die ich meinte, nie geweſen —
Wie einſam bin ich in der Welt geblieben!"

*

„Mein Weib, das ſchwärmt beſtändig,
Und Deutſchland liegt ſo weit,
Das Dichten geht elendig
In meiner Einſamkeit.

Ich dehne alle Glieder
Aus dieſer ſchwülen Gruft,
O Herr, gib Frühling wieder,
Luft, friſche, freie Luft!"

Als er von dem Blatt aufſah, hörte er draußen Vorübergehende reden in der fremden Sprache, aber ein Vogel über ihm ſang wie ehemals in Hohenſtein — er drückte die Stirn über beide Arme auf den Tiſch und weinte aus Herzensgrunde.

Da hörte man plötzlich im Hauſe eine liebliche Stimme einzelne Klänge aus Opernarien theatraliſch anſchlagen. Eine junge Dame in reicher, eleganter Kleidung trat in den Garten und hob den ſeidenen Hut vom Köpfchen, die reichen Locken ringelten über den ſchönen, vollen Nacken hinab — es war Annidi, wie war ſie ſeitdem ſo prächtig geworden! Sie warf ihre Handſchuhe der dienſtfertig herbeieilenden Mutter nachläſſig zu, während ihr Vater, der ſie als Bedienter begleitet zu haben ſchien, im Hauſe Schal und Sonnenſchirm niederlegte. „Der Graf Archimbaldi läßt dich grüßen," ſagte ſie zu Otto, „aber die ganze Nobleſſe wundert ſich, lieber Mann, daß du ſo menſchenſcheu biſt und

immerfort ſtudierſt, der luſtige Duca ſagte: Weisheit mache weiße Köpfe. Auch die junge Malerfrau war heute dort, mein Gott, wie war die angezogen! Der junge Menſch flüſterte mir heimlich ins Ohr, ſie ſei wahrſcheinlich, erſt halb ſchraffiert und grundiert, ihrem Pinſel von Mann entlaufen." –

Hier aber brach ſie plötzlich erſchrocken ab, da Otto endlich aufſah und ihr das bleiche, wüſte Geſicht zuwandte. Sie hielt ihn für krank, ſie ließ es ſich nicht ausreden. Die Mutter mußte ſogleich nach der Küche laufen, es wurde Tee gekocht, herzſtärkende Tropfen geholt und Kräuter geſtampft mit großem Geräuſch. – „Mir geſchieht ſchon recht," rief Otto mit ſchneidender Bitterkeit aus, „ihr habt ganz recht, mit den Fingern nach mir zu weiſen. Doch ich will einen Strich durch die Rechnung meines Lebens machen, o ja, ich will auch luſtig ſein, daß mir das Herz zerſpringt!" – Aber wie es in ſolchen Fällen wohl geht, Annidi hatte ihn ganz mißverſtanden. – „Wahrhaftig" – ſagte ſie, vertraulich näher tretend – „du magerſt mir ganz ab bei dem Leben, und ich wollt' es dir ſchon lange einmal ſagen: ſo fleißig wie du biſt, es kann dir ja doch am Ende einerlei ſein, was du ſchreibſt. Da iſt der junge Schreiber uns gegenüber, du ſchreibſt eine beſſere Hand als er, das ſagen alle, und was verdient der, wie lebt der gegen uns!" –

Da kam die Mutter mit dem Tee; Otto wies ſie ſo heftig von ſich, daß Kanne und Taſſen übereinanderſtürzten. „Das kommt von dem ewigen Sitzen und Brüten," ſagte der erſtaunte Vater in der Haustür. – „Ja, und jede Henne brütet doch mehr aus fürs Haus als er," brummte die Mutter. Otto aber, um nur aus alle dem Plunder herauszukommen, war ſchon aus dem Garten und Hauſe fort und ſchweifte, ſo müde er war, in der Abendkühle durch die Gaſſen und dunkelnden Felder, bis die Nacht völlig hereinbrach.

Als er zurückkehrte, war ſchon alles ſtill im Hauſe; es ärgerte ihn heimlich, daß Annidi nicht beſorgter war um ihn. Er fand ſie droben eingeſchlafen, der Mondenſchein machte ihre

Züge so mild, ach, und sie war so schön! Da blickte er durchs offene Fenster über die Dächer in die mondbeglänzten Abgründe der Stadt hinab, einzelne Wolken flogen darüber nach seiner fernen Heimat zu. – „Wunderbar," sagte er zu sich selbst, „schon in meiner Kindheit, wie oft bei stiller Nacht im Traume hört' ich der fernen Roma Glocken schallen, und nun, da ich hier bin, hör' ich sie wie damals aus weiter, weiter Ferne, als gäb' es noch eine andere Roma weit hinter diesen dunklen Hügeln." –

In dieser Zeit traf es sich, daß in der Nähe von Rom auf dem Lande eine Kirchweihe gefeiert wurde. Annidi dünkte sich zu vornehm, um an dem Feste teilzunehmen. Otto aber, den es heimlich verdroß, warf auf einmal alle Papiere und Bücher beiseite und eilte hinaus ins Freie. Es war in den ersten linden Herbsttagen, ein warmer Regen hatte die Gegend erfrischt, Otto atmete tief auf, es war ihm, als wanderte er wieder nach Hohenstein. Je tiefer er ins Tal hinabstieg, je belebter wurden allmählich Busch und Felder, bunte Züge von Reitern und Spaziergängern schlangen sich wie Blumenkränze durchs Grün, von den Waldeswiesen schimmerten farbige Zelte, zwischen denen zerstreute Gruppen fröhlich lagerten, während luftige Gestalten im Ballspiel über den Rasen hin und her schwebten. Mitten in dieser Wirrung aber bemerkte Otto einen schlanken Zitherbuben, der auf seinem geschmückten Pferde langsam über die beglänzte Au dahinritt. Ein voller Kranz von frischem Weinlaub umschloß seinen Hut, von dem bunte Bänder in der Abendluft flatterten, von Zeit zu Zeit gab er einen vollen Klang auf der Zither. – Otto folgte der zierlichen Erscheinung, erstaunte aber nicht wenig, als der Knabe auf einmal deutsch zu singen begann:

„Die Lerch', der Frühlingsbote,
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt!"

„Mein Gott," rief Otto ſich beſinnend aus, „das iſt ja das Reiſelied, das ich ſo oft in Deutſchland geſungen habe." — Er trat näher; der Zitherbube ſang wieder:

„Die Wolken ziehn hernieder,
Die Lerche ſenkt ſich gleich —
Gedanken gehn und Lieder
Ins liebe Deutſche Reich."

„Aber eh' ich ihnen ſelbſt nachreite, muß ich vorher trinken, denn ich bin beinah' erdurſtet," unterbrach ſich hier plötzlich der Knabe, während er vor einer Laube anhielt und lachend von ſeinem Pferdchen dem Otto faſt in die Arme ſprang. Dieſer erkannte nun Kordelchen, die ihn ſchon längſt in der Menge hinter ſich bemerkt hatte.

Sie zog ihn in die Laube, Guido und ihre andern Begleiter, ſagte ſie, kauerten ſoeben wie Nachteulen in Ruinen und Felſenritzen, um zu zeichnen; überdies habe ſie ſich auch mit ihnen verzankt. — „Aber wie ſiehſt du aus!" rief ſie dann, Otto genauer betrachtend, „nüchtern und blaugrün, wie eine leere Weinflaſche! Das kommt vom Eheſtande. Armer Junge! bliebſt du mir treu, ſo wäreſt du nicht in das Unglück geraten." — Sie beſtellte nun Wein, und ſie ſetzten ſich zuſammen in die Laube. Otto hatte ſeit Monaten keinen Bekannten geſehen, nun war ihm nach der langen Einſamkeit wie einem Geneſenen, der zum erſten Male wieder in die friſche Luft kommt. „Sieh, Kordelchen," ſagte er fröhlich, „gerade in ſolchen linden Tagen war es auch, als wir uns zum erſten Male in Deutſchland ſahen." — „Ganz recht," erwiderte ſie mit leuchtenden Augen, „wir raſteten eben unter einer alten Burg im Grün, da kam er aus dem Walde und ſagte, er wollte mit uns ziehn." — Sie meinte Lothario; Otto dachte, ſie ſpräche von ihm. „Wahrhaftig," fuhr er fort, „mir iſt heute ganz zumute wie damals, als käme der Frühling wieder." — „Ach nein, nein," ſagte ſie traurig, „der kommt nicht mehr wieder." — Sie nippte ſchnell am Weinglaſe, um die Augen zu verbergen, die von Tränen glänzten; dann wandte

ſie das ſchöne, von Locken und Weinlaub verhängte Geſichtchen wieder heiter nach Otto herum. Da bemerkte ſie, daß er, auf beiden Armen über den Tiſch gelehnt, ſie mit einem langen, wirren Blick anſah, den ſie gar wohl verſtand; ſie ſchien davon überraſcht, beugte ſich plötzlich vor ihm und ſah ihm halb fragend in die Augen. Da hielt er ſich nicht länger, er drückte ſie mit glühenden Küſſen an ſich. Sie erwiderte flüchtig den Kuß und ſprang dann raſch auf. „Ei, Ehemann!“ rief ſie mit dem Finger drohend, ſchwang ſich behend auf ihr Pferdchen und war im Augenblick zwiſchen den Zelten und Büſchen verſchwunden.

Otto hatte nun den Wein zu bezahlen, die Neige kam ihm jetzt ſchal vor, da ſie die brennend roten Lippen nicht mehr darin kühlte. Draußen aber war unterdes der Abend verklungen und verblüht, nur von den Bergen ſah man noch einzelne Leuchtkugeln aufſteigen. Wie im Taumel wanderte er zwiſchen den Gitarrenklängen, dem Singen und Plaudern der Heimſchwärmenden durch die laue Nacht, als mitten in dem Jubel eine dunkle Geſtalt an ihm vorüberſtreifte, dann aber, plötzlich zurückgewandt, ihm feſt ins Auge blickte. Mit Erſtaunen ſah er den Maler Albert vor ſich ſtehen: ganz bleich, verwildert und abgeriſſen. — „Mein Gott! wie kommen Sie nach Rom, und in dieſem Zuſtande?“ rief der Überraſchte aus. — „Verloren, alles verloren!“ erwiderte Albert finſter und mit ſolchem Ausdruck des tiefſten Grams, daß Otto ſchauderte. „Aber hier belauſcht uns der Mond noch, auch er iſt falſch in dieſem Lande,“ fuhr er fort, indem er Ottos Hand faßte und ihn tiefer in den Wald hineinzog. Raſch und unzuſammenhängend erfuhr nun Otto, daß ſein wunderlicher Landsmann, von heimlich aufſchlagenden Freiheitsflammen von neuem auf dieſen vulkaniſchen Boden verlockt, ſchon ſeit längerer Zeit hier heimlich mit wenigen Gleichgeſinnten ſeine Kunſt, Gut und Leben an eine Tollheit geſetzt, daß aber jetzt alle Pläne geſcheitert und er ſelbſt als Karbonaro verfolgt werde. — Der gutmütige Otto bot ſogleich alle ſeine Kräfte, Geld und Verbindungen zur Hilfe an; er

wollte den Unglücklichen zunächſt in ſeinem Hauſe verbergen, bis ſich Gelegenheit fände, ihn heimlich aus dem Lande zu ſchaffen. Aber Albert ſchüttelte den Kopf, daß ihm die langen, ſtruppigen Haare Augen und Wangen bedeckten. „Nicht um mich handelt ſich's hier," ſagte er, „ſondern um die Schmach der Zeit. Horch, wie ſie draußen jauchzen und mit den Sklavenketten luſtig klingeln – das iſt's, was mir das Herz frißt!" Hier hörte man verworrene Männerſtimmen weiter unten im Walde, die ſich zu nähern ſchienen. Albert blickte wild um ſich und zog einen Degen unter ſeinem Mantel hervor. Otto erkannte ſogleich das Schwert vom großen Kriegsjahre dreizehn wieder. „Die Sbirren ſind mir auf der Spur," flüſterte er, „eilen Sie fort, es iſt gefährlich, die Bahn eines tragiſchen Geſchickes zu kreuzen." Aber Otto war feſt entſchloſſen, lieber das Äußerſte zu wagen, als den Verwirrten in dieſer Not zu verlaſſen. Raſch und geräuſchlos ſchritten ſie unterdes immer höher ins Gebirge hinauf, Albert hieb ſich mit ſeinem Schwerte Bahn durch das Geſtrüpp, aus welchem verſtörte Schlangen nach den Steinritzen ſchlüpften. So waren ſie auf einen Felſen gekommen, der Schwindel erregend über eine unermeßliche, dämmernde Tiefe hinüberhing. Albert ſtand am äußerſten Rande und wies mit ſeinem Schwerte ſchweigend in die Ferne. – „Großer Gott, wie herrlich!" rief Otto überraſcht aus – Rom lag da unten ſtill und feierlich im Mondglanz. – Da hörte er auf einmal ein Geräuſch, er ſah Albert plötzlich wanken, ſinken. Der Unglückliche hatte ſich mit heidniſcher Tugend in ſein eigenes Schwert geſtürzt. – „Grüße das Vaterland – ich ſterbe – frei," ſagte er ohne Zeichen des Schmerzes, wehrte die Hand des hinzugeſprungenen Otto kräftig ab und glitt, eh' ihn dieſer wieder faſſen konnte, rettungslos in den Abgrund hinab.

Entſetzt beugte ſich Otto über die Felſenwand; es war alles ſtill unten, nur der Strom rauſchte zornig herauf – da faßte ihn ein unwiderſtehliches Grauen, halb bewußtlos ſchwang er ſich von Klippe zu Klippe den Berg hinunter. Im Fliehen bemerkte er ſeitwärts in dem Abgrunde mehrere dunkle be-

waffnete Gestalten mit Fackeln, die den Toten in ihrer Mitte gräßlich beleuchteten. Nun schlugen hin und wieder Hunde an, einzelne Stimmen wurden in dem Tale wach, der Widerschein der Windlichter spiegelte sich wild im Flusse. Otto wagte nicht mehr zurückzublicken, schaudernd flog er über die stillen Felder durch die leeren Gassen fort zu seiner einsamen Wohnung.

Hier fiel es ihm erst ein, daß er bei den Seinigen hinterlassen, diese Nacht auf dem Lande zubringen zu wollen. Er fand nun die Türen verschlossen, alles im Hause schien längst zu schlafen. Unmutig stieg er daher über den Zaun in den Garten, wo er sich sogleich auf die Bank in der Laube hinwarf. Das leise Rauschen in den Zweigen sang gar bald den Ermüdeten ein. Da träumte ihm, er läge in dem schönen Garten zu Hohenstein und sähe die steinernen Götterbilder vor sich im hellen Mondenscheine auf den Gängen stehen. Es war, als flüsterten sie in der Stille heimlich untereinander, und als er recht hinsah, regte sich das Venusbild und stieg langsam von dem marmornen Fußgestell herab. Mit Grauen erkannte er seine Annidi, sie kam gerade auf ihn zu, eine Marmorkälte durchdrang plötzlich alle seine Glieder, daß er erschrocken aufwachte. Als er aber noch ganz verwirrt umherblickte, stand wirklich die weiße Gestalt in der Haustür, leise flüsternd nach jemand zurückgewandt, den er nicht sehen konnte. Auf einmal schlug sie einen weiten Mantel auseinander, und Annidi trat aus den Falten hervor. Ein junger, hoher Mann umschlang und küßte sie, dann warf sie ihm lachend den Mantel zu und schlüpfte ins Haus, der Fremde schwang sich rasch über den Gartenzaun — und alles war wieder totenstill.

Otto starrte lange regungslos auf den dunklen Fleck, wo der furchtbare Spuk zerronnen. Darauf stürzte er aus dem Garten in die Nacht hinaus, ohne zu wissen, wohin — er hatte nun keine Heimat mehr auf Erden! — Die Straßen waren öde, die Wasserkünste im Mondenschein, die ihm sonst so bräutlich rauschten, kamen ihm jetzt gespenstisch vor, wie verschleierte

Nixen, im Winde ſich beugend und neigend, als flüſterten ſie heimlich von ihm und ſeiner Schande. Unwillkürlich hatte er den Weg zu Guidos Wohnung eingeſchlagen, er wollte ihn wecken, er mußte in dieſer Stunde jemand haben, dem er alles ſagte. Zu ſeinem Erſtaunen fand er die Tür nur leicht angelehnt, ein Licht brannte drin. Als er in die Stube trat, ſah er Kordelchen auf der Erde knien zwiſchen Wäſche und Kleidern, die ſie eifrig in einen Mantelſack packte. Sie blickte erſtaunt, faſt erſchrocken nach ihm herum. „Was willſt du denn jetzt hier?“ ſagte ſie, „Guido iſt noch auf dem Lande und kommt erſt in einigen Tagen zurück.“ — Otto aber wollte das Herz zerſpringen, er warf ſich auf das Sofa und brach, ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckend, in ein unaufhaltſames Weinen aus. Da ſtutzte Kordelchen, ſie ließ alles liegen, ſetzte ſich zu ihm und tröſtete und ſtreichelte ihn neugierig und mit herzlicher Teilnahme, bis ſie nach und nach ſein ganzes Unglück erfahren. Sie hörte alles ſtill und nachdenklich an. Als er aber ſchwieg, ſprang ſie plötzlich auf. „Wir reiſen zuſammen!“ rief ſie aus, „das iſt eine langweilige Wirtſchaft hier, und ich und Guido, wir paßten eigentlich niemals zuſammen. Wenn er ſich betrinkt, ſo iſt das genial, wenn er ſich verliebt, ſo iſt's Andacht, und wenn ich ihn darüber auslache, ſo wird er wütend und will mich durchaus mit ſich emporflügeln, wie er's nennt. Ich hab's ſchon ſeit einigen Wochen beſchloſſen, ich reiſe heimlich fort und zurück nach Deutſchland, ich habe ſoeben Geld genug, die Pferde ſind beſtellt — kurz, wir reiſen noch heut!“ — Dabei wartete ſie gar keine Antwort ab, ſondern rumorte und packte dazwiſchen immer luſtig fort; Otto wußte nicht, wie ihm geſchah, durch das offene Fenſter wehte friſche Reiſeluſt herein, der Morgen dämmerte ſchon leiſe über der ſtillen Stadt.

Wer dem Teufel läßt ein Haar, den faßt er ganz und gar. So brannte der Kuß von geſtern noch immer heimlich fort auf Ottos Lippen, über den Trümmern ſeines Glückes war über Nacht eine üppig blühende Wildnis ſchimmernder Erinnerungen und Hoffnungen giftig aufgeſchoſſen. — Und als

die erſten Streiflichter des Morgens über die Berge flogen und die früherwachten Lerchen noch halbverträumt in den Lüften hingen, da zogen Otto und Kordelchen ſchon durch die ſtillen Felder nach Deutſchland zu und ſahen Rom, wie in einem Feuermeere, langſam hinter ſich verſinken.

Währenddes war Fortunat in Neapel und Sizilien umhergeſtreift. In ſeiner poetiſchen Behaglichkeit hatte er ſich alles aus dem Sinn geſchlagen und machte überhaupt aus ſeiner Liebe gar nichts als ein langes Gedicht in vielen Geſängen und verſchiedenen Silbenmaßen, worin ein ſchönes, ſchlankes italieniſches Mädchen die Hauptfigur ſpielte. Da begab ſich's aber, daß er im Schreiben ſich nach und nach in dieſe Figur ſelbſt verliebte, und je verliebter er wurde, je ähnlicher wurde ſie unvermerkt der kleinen Marcheſin, als ob Fiametta oft plötzlich zwiſchen den Blütengewinden der Verſe hervorguckte und, ihn auslachend, ausrief: „Siehſt du, ich hab' dich doch!" – Ja, als er in Sizilien eines Abends auf einem hohen, ſenkrechten Felſen über dem Meere eingeſchlummert war, träumte ihm, die blaue Flut teile ſich leiſe und mit langem, grünem Haar und glänzenden Schultern tauche Fiametta unten empor, in irren Tönen wehmütig klagend. – Als er erwachte, war der Mond ſchon über dem Meere aufgegangen, in der Ferne aber ſah er ein Segel ſchwellend durch die weite Stille nach dem jenſeitigen Ufer Italiens hinübergleiten. – Da faßte ihn eine unwiderſtehliche Sehnſucht, und ſchon die folgende Nacht ſegelt' er ſelber hinüber. Und ſo geſchah es, daß aus demſelben Morgenrot, in welchem Rom hinter Otto verſank, die Gärten, Trümmer und Kuppeln vor dem glückſeligen Fortunat duftig wieder emporſtiegen.

Sein erſter Gang war zu dem Palaſte des Marcheſe, mit klopfendem Herzen betrat er den ſtillen Hof. Er horchte, ob ſich nicht irgendwo Fiamettas heitere Stimme vernehmen ließe, doch alles blieb lautlos, wie ausgeſtorben. So ging er durch die offene, luftige Säulenhalle in den Garten. Da ſangen die Vögel und rauſchten die Brunnen noch immer wie

damals. Aber an der Hauptallee ſah er Wäſche zum Trocknen aufgehängt, einzelne Ziegen weideten ungeſtört zwiſchen den verwilderten Blumenbeeten. Endlich glaubte er in einiger Entfernung Deutſch reden zu hören. Er ging dem Klange nach und begegnete einem alten, unbekannten, etwas ſchäbigen Diener. Haſtig fragte er nach dem Marcheſe A. und ſeiner Tochter. Der Alte ſah ihn von oben bis unten an und ſagte dann verdrießlich, dieſer Palaſt ſei von einem deutſchen Kavalier bewohnt. Fortunat war wie im Traume. — Er verlangte nun den Herrn zu ſprechen. Der Bediente wies ſchweigend nach einer Laube und ging fort, ohne ſich weiter um den Gaſt zu bekümmern.

Hellen Halſes aber mußte nun Fortunat auflachen, als er in die bezeichnete Laube trat und in dem deutſchen Kavalier unſeren Freund Grundling erkannte: in dem geblümten Schlafrock des Marcheſe auf einem halbzerriſſenen, damaſtenen Sofa ausgeſtreckt, eine lange Tabakspfeife und ein Buch in der Hand, Talglicht, Fidibus und Kaffeekanne vor ſich. Der Vielgereiſte, an das wechſelnde Kommen und Gehen in Rom längſt gewöhnt, ſchien nicht im mindeſten erſtaunt, Fortunat wiederzuſehen. „Mir iſt's eben recht," ſagte er, „daß der alte Marcheſe bankrott gemacht." — „Was! der Marcheſe A.?" rief Fortunat höchſt überraſcht aus.

„Ja, eben recht," ſag' ich, „daß er ſeinen Palaſt und Rom verlaſſen mußte, ſo konnte ich mich hier in der liederlichen Wirtſchaft ſeiner Gläubiger ziemlich wohlfeil einmieten. — Wenn nur", fuhr er, ſeine Pfeife plötzlich grimmig wegſetzend, fort, „in der unvernünftigen Hitze der Tabak nicht ſo in die Zunge biſſe!"

Hier verlor endlich Fortunat alle Geduld. „Nun rede zum Teufel einmal ordentlich!" rief er, Grundling raſch an der Bruſt faſſend, „wo iſt Fiametta? was macht ſie?" — „In Deutſchland wahrſcheinlich und weint," erwiderte Grundling gelaſſen. — „Warum weint ſie?" — „Weil ſie ein junges, albernes Ding iſt, dem ein konfuſer Wein, der noch mouſſiert, lieblicher in die Naſe ſticht als ein würdiges, abgelegenes

Gewächs, das will heißen: die einen brutalen Phantaſten, der ſein Liebchen verläßt und ſeine Freunde droſſelt, ſcharmanter findet als" – „Und wem gehört jetzt dieſer Palaſt?" unterbrach ihn Fortunat ungeduldig wieder. – „Einem filzigen Kaufmanne, der ihn, ſeiner Entlegenheit wegen, abtragen laſſen und die Steine verkaufen will." – „So führ' mich gleich zu ihm!" Das war Grundling, der ſich gern umhertrieb, eben recht. Wenige Minuten nach dieſem Verhöre waren ſie ſchon auf der Straße, und Fortunat erfuhr nun noch unterwegs, daß Fiametta unmittelbar nach ſeiner Abreiſe aus Rom bedeutend erkrankt und bald darauf mit ihrem Vater plötzlich abgereiſt ſei. Weder er noch der Kaufmann wiſſe, wohin ſie ſich gewendet. Auch Ottos und Kordelchens Flucht hatte der Müßiggänger ſchon erfahren. „Der Otto", ſagte er, „war beſtändig in poetiſchem Tran, das mußte ein Ende mit Katzenjammer nehmen."

Während dieſes Berichts waren ſie bei dem Kaufmanne angelangt. Dieſer war, gleich Grundling, nicht wenig erſtaunt, als nun Fortunat den alten verfallenen Palaſt und Garten des Marcheſe zu kaufen verlangte. Die Haſt und Jugend des Fremden weckte in dem Italiener merkantiliſche Gelüſte und abenteuerliche Forderungen, da kam er aber bei Grundling übel an, welcher ſogleich ein ſo heftiges Gezänk darüber anfing und mit ſolchem Geſchrei fortſetzte, daß ſie in einigen Stunden, ganz erſchöpft, endlich doch noch um einen leidlichen Kaufpreis einig wurden. Fortunat hatte erſt kürzlich bedeutende Wechſel aus Deutſchland bezogen, ſie reichten eben hin, die Summe und eine genügſame Weiterreiſe notdürftig zu decken. Mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit und Reſignation trieb er nun das Geſchäft, wie einen Kreiſel, unausgeſetzt zum Ausgange und endigte damit, den hocherfreuten Grundling zum Schloßwart ſeines neuen Beſitztumes einzuſetzen.

Kaum aber hatten ſie den Garten wieder erreicht, da erſcholl im Hofe ſchon der fröhliche Klang eines Poſthorns. Fortunat hatte ſeinen Wagen hierher beſtellt, aus den frü-

heren Gesprächen mit dem alten Marchese glaubte er zu ahnen, wohin er sich gewendet. Und als er nun endlich tief aufatmend draußen in den prächtigen Abend hineinfuhr, blühten alle Gärten, und ein Regenbogen stand über der Gegend, als müßte nun alles, alles wieder gut werden.



Drittes Buch

Neunzehntes Kapitel

Auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe, wo im vorigen Jahre alles ſo bunt und fröhlich war, ſieht es jetzt ganz anders aus. Die Vögel picken frühmorgens auf der marmornen Treppe zwiſchen den Säulen, ein läſſiger Gärtnerburſch dehnt ſich in der Morgenkühle und ſchickt ſich an, die verſchlungenen Gänge notdürftig in Ordnung zu bringen, die überall blühend verwildern. In der alten Pracht funkeln die Sommernächte wieder über den ſtillen Grund, aber keine Gitarren erklingen mehr, nur die getreuen Nachtigallen ſchlagen wie damals in den Gebüſchen, als klagten ſie noch um Juannas verlorene Schönheit.

Der Fürſt gedachte nicht mehr des Schloſſes, er war ſelber lange verwildert. Zwiſchen Genuß und Reue, Luſt und Grauen war er allmählich immer tiefer hinabgeſtiegen in die ſchimmernden Abgründe, wo mit verlockendem Geſang die Nixen im Mondenſcheine auf den Klippen ihr feuchtes Haar kämmen, das ferne Wetterleuchten der Religion verwirrte ihn nur noch mehr: ſo hatte er ſich im ſchönen Leben verirrt und konnte ſich nicht wieder nach Hauſe finden. Da ſchlug die himmliſche Liebe ihren Sternenmantel um den Todmüden. Er verfiel in eine ſchwere Krankheit, und als er wieder genas, war auf einmal alles vorbei. Die Leute nannten ihn wahnſinnig, er aber war vergnügt und blätterte Tag für Tag mit ſtiller, herzlicher Luſt in den alten Bilderbüchern, die er als Kind geleſen, alles andere hatte er vergeſſen. Sie hatten ihn endlich in einem entlegenen Flügel des Schloſſes abſondern müſſen von der Welt, die er nur noch wie im Traume von fern ſah, nur die unſchuldigen Vögel ſangen alle Morgen vor ſeinen Fenſtern von der alten Zeit, daß er oft erſchrocken von ſeinen Bildern aufhorchte. — Aus ſeiner Hand aber hatte die Fürſtin raſch die Zügel des Regiments ergriffen und lenkte keck, die Roſſe peitſchend, in die neue Freiheit hinaus.

In dieſer Zeit kam Lotharío eines Abends einſam von dem Gebirge herab. Wir wiſſen nicht, wohin er wanderte, ſein Weg führte ihn durch die Stadt. Der Mond trat manchmal heimlich lauernd zwiſchen den Wolken hervor, da lag die alte Reſidenz unten wie eine Ruine phantaſtiſch in der ſchwülen Nacht umher; es war ſchon alles ſtill, nur ein Mädchen ſang noch zur Gitarre aus einem Garten drüben, und die Nachtigallen ſchlugen von den Bergen.

Er kehrte in einem wenig beſuchten Gaſthauſe ein, das draußen auf einer Anhöhe lag und eine weite Ausſicht über die Stadt hatte. Dort mußte er lange pochen, ehe jemand erſchien. Ein alter Diener ſagte ihm endlich, es ſei alles in die Stadt gezogen, wo heute zum Geburtstage der Fürſtin ein großes Feſt gegeben werde. — Lotharío nahm nun im oberen Stockwerk einen Saal in Beſitz und öffnete raſch alle Fenſter. Die prächtige Nacht duftete faſt berauſchend herauf. Er ließ Licht und Wein bringen, er fühlte ſeit langer Zeit wieder einmal eine rechte Luſt zu dichten. — Als er ſich aber ſo einſam hinſetzte und haſtig trank und ſchrieb, da war's ihm, als riefe es durch die Stille ſeinen Namen, erſt leiſe, dann lauter, und der Teufel ſähe ihm beim Schreiben über die Schulter und flüſterte zu ihm: Nur zu, nur zu! die unſchuldige Welt mit vornehmen Worten belogen und verführt, ich will dich dafür auf die Zinnen des Ruhmes ſtellen, und die Welt ſoll dir huldigen! —

Er ſprang auf und erſchrak, als er ſich flüchtig in einem Wandſpiegel erblickte, ſo bleich und wüſt ſah er aus. Da ſtreifte der Wind klingend die Saiten einer Gitarre, die am offenen Fenſter lag. Der Mond aus blaſſen Wolken beſchien ſoeben wieder die ſtillen Bäume und unten die alte Stadt. Er trat mit der Gitarre ans Fenſter und ſang:

„Lieder ſchweigen jetzt und Klagen,
Nun will ich erſt fröhlich ſein,
All mein Leid will ich zerſchlagen
Und Erinnern — gebt mir Wein!
Wie er mir verlockend ſpiegelt

Sterne und der Erde Luſt,
Stillgeſchäftig dann entriegelt
All die Teufel in der Bruſt,
Erſt der Knecht und dann der Meiſter
Bricht er durch die Nacht herein,
Wildeſter der Lügengeiſter,
Ring mit mir, ich lache dein!
Und den Becher voll Entſetzen
Werf' ich in des Stromes Grund,
Daß ſich nimmer dran ſoll letzen,
Wer noch fröhlich und geſund!

Lauten hör' ich ferne klingen,
Luſt'ge Burſche ziehn vom Schmaus,
Ständchen ſie den Liebſten bringen,
Und das lockt mich mit hinaus.
Mädchen hinterm blühnden Baume
Winkt und macht das Fenſter auf,
Und ich ſteige wie im Traume
Durch das kleine Haus hinauf.
Schüttle nur die dunklen Locken
Aus dem ſchönen Angeſicht!
Sieh, ich ſtehe ganz erſchrocken:
Das ſind ihre Augen licht.
Locken hatte ſie wie deine,
Bleiche Wangen, Lippen rot —
Ach, du biſt ja doch nicht meine,
Und mein Lieb iſt lange tot!
Hätteſt du nur nicht geſprochen
Und ſo frech geblickt nach mir,
Das hat ganz den Traum zerbrochen
Und nun grauet mir vor dir.
Da, nimm Geld, kauf' Putz und Flimmern,
Fort und lache nicht ſo wild!
Oh, ich möchte dich zertrümmern,
Schönes lügenhaftes Bild!

Spät von dem verlornen Kinde
Kam ich durch die Nacht daher,
Fahnen drehten ſich im Winde,
Alle Gaſſen waren leer.
Oben lag noch meine Laute,
Und mein Fenſter ſtand noch auf,
Aus dem ſtillen Grunde graute
Wunderbar die Stadt herauf.
Draußen aber blitzt's von weitem,
Alter Zeiten ich gedacht',
Schauernd reiß' ich in den Saiten,
Und ich ſing' die halbe Nacht.
Die verſchlafnen Nachbarn ſprechen,
Daß ich nächtlich trunken ſei –
O du mein Gott! und mir brechen
Herz und Saitenſpiel entzwei!" –

Es blitzte wirklich von weitem, aber es waren nur einzelne Raketen, die von Zeit zu Zeit fern über dem dunklen fürſtlichen Parke luſtig aufſtiegen. Da fiel ihm das Feſt wieder ein, von dem der alte Diener vorhin ſprach; er beſchloß, ſelbſt noch hinzugehen.

Läſſig ſchlenderte er durch die lange Vorſtadt; bis dorthin war das Feſt nicht gedrungen, die kleinen Häuſer ſtanden ſtill und dunkel, nur wenige Laternen flackerten im Winde, der Nachtwächter ſchickte ſich eben an, die zehnte Stunde auszurufen; von fern aber über die hellbeleuchteten Dächer und Schornſteine qualmte ihm ſchon der trübrote Schein der Illumination entgegen wie die aufgehende Sonne an einem nebeligen Herbſtmorgen. So war er ans Theater gekommen. Durch ein hohes, verhangenes Fenſter glaubte er drin die Schauſpieler mit aller Gewalt der Leidenſchaft pathetiſch deklamieren zu hören; ihn ſchauerte, ſo kühl und nüchtern war es dagegen hier draußen. Eine lange Reihe von Wagen, auf ihre Herrſchaften wartend, ſtanden an der finſtern Mauer; die Kutſcher ſchlummerten auf ihren hohen

Kutſchböcken, der eine zog gähnend ſeine Taſchenuhr heraus und hielt ſie an den ungewiſſen Schein der Laterne. „Was Teufel ſpielen ſie denn heut ſo lange?“ fragte er einen Kerl, der eben an einem Eckpfeiler ſeine Fackel putzte, daß die Funken auf einen Augenblick das ganze langweilige Chaos wunderlich beleuchteten. Dieſer nannte ein bekanntes Stück vom Grafen Victor von Hohenſtein. – Da fuhr Lothario unwillkürlich zuſammen. Er ging raſch hinein, ein gutes Trinkgeld verſchaffte ihm von dem verwunderten Logendiener noch einen Platz in der Fremdenloge.

Das Haus war prächtig erleuchtet und zum Erdrücken voll; aus der fürſtlichen Loge zwiſchen den reichen Vorhängen blitzt' und ſchimmerte es von Sternen, Lichtern und ſchönen Frauenaugen blendend herüber. Das Stück war faſt zu Ende. Es war, ſeltſam genug, eben Juannas frühere Geſchichte in Spanien; alle wilden Waldbäche der Leidenſchaft ſtürzten in dieſer letzten Szene wie in einen mächtigen Strom zuſammen. Die Schauſpielerin, welche Juanna vorſtellte, hatte, vielleicht bewußtlos, nach und nach das ganze Weſen der Gräfin angenommen: ihre friſche Waldkühle, ihre Stimme, das ſtrenge, ſchöne Geſicht, ſo funkelte ſie mit den dunklen Augen gerade auf Lothario herüber. – Lothario ſprang erſchüttert auf, eine Totenſtille herrſchte im ganzen Hauſe. Da auf einmal beginnt ein Flüſtern unten, es wächſt und ſteigt allmählich durch alle Reihen der Zuſchauer, viele Köpfe und immer mehrere wenden ſich erſtaunt nach Lothario herum. – „Was gibt's da?“ fragt die Fürſtin, ſich weit aus ihrer Loge hervorlehnend. – Ein Kammerherr drängt ſich eilig vor, auf Lothario deutend: „Dort, der Dichter ſelbſt, ſie haben ihn erkannt, Graf Victor von Hohenſtein.“ – „Der?!“ – entgegnete die Fürſtin und ſinkt verwirrt auf ihren Seſſel zurück.

Unterdes war der Vorhang gefallen, ein wütender Applaus brach plötzlich los, ſich immer wieder erneuernd. Den Grafen Victor aber – denn er war es wirklich – erfaßte ein ſeltſames Grauen vor dem hohlen Sturm des Beifalls;

er ſah noch einmal dazwiſchen einen ſengenden Blick der Fürſtin nach ihm herüberſchießen, dann ſtürzte er entſetzt über die noch leeren Treppen ins Freie hinaus.

Mit welchen Gedanken ſah er nun den weiten, geſtirnten Himmel wieder! Die plötzliche Erinnerung an die Zeit, wo er das Stück geſchrieben, verſenkte ſeine ganze Seele wie in ein Meer von Wehmut. Auf dem Gebirge in Spanien, als er an jenem ſtillen Abend, im Walde auf den Franzoſen St. Val zielend, zum erſtenmal Juanna erblickte, da war's ihm, wie in die Sonne zu ſehen — ſie war ſchon lange untergegangen, aber Wald und Berge ſchimmerten und ſprühten noch in wunderbaren Funken — damals dichtete er das Schauſpiel von der wilden Gräfin. Da dachte er nicht, daß es ſo kommen würde! Und als es dann Friede und alles wieder ſtill und nüchtern wurde, kehrte auch er nach Deutſchland zurück, und der Frühling und das Grün der wechſelnden Landſchaften breiteten ſich wie ein Schleier milde über das ſchöne Bild im Herzen. Aber nach der ernſten, bewegten Zeit, in der er ehrlich gerungen, kam ihm zu Hauſe nun alles ſo klein und unbedeutend vor; ihm war wie einem Schiffer nach langer, ſtürmiſcher Fahrt, der den Boden unter ſich noch immer wanken fühlt und aus dem Wirtshaus am Ufer ſehnſüchtig wieder in den kühlen Wogenſchlag hinausſieht. In ſolcher Laune war er nach kurzem Umhertreiben, um ſich von der guten Geſellſchaft zu erholen, zum Teil auch aus grillenhafter, flüchtiger Neigung zu Kordelchen, unerkannt unter dem Namen Lothario mit der Schauſpielerbande ausgezogen, wo wir ihn in jener regneriſchen Nacht zum erſtenmal trafen. — Hier hörte er plötzlich, daß die verloren geglaubte Gräfin Juanna noch lebe und zu der ihr verwandten fürſtlichen Familie geflüchtet, mit der ſie auf dem nahen Jagdſchloſſe ſich aufhalte. Da gab's auf einmal friſchen Klang! Sein Plan war gleich gemacht. Durch ſeine geheime Vermittlung erfolgte die Einladung der Schauſpielergeſellſchaft nach dem Jagdſchloſſe, er begleitete ſie in ſeiner Verkleidung, denn es ſchien ihm

lächerlich, ja ſinnlos, um dieſe märchenhafte Diana auf dem gewöhnlichen Paradepferde gräflicher Galanterie zu freien. — Bei ſeiner eigenen ſorgloſen Unvorſichtigkeit konnte indes die Sache nicht ganz verborgen bleiben, der Fürſt und ſeine Gemahlin wenigſtens hatten unbeſtimmte Kunde von ſeinem Vorhaben, noch ehe die Truppe bei ihnen ankam. Insbeſondere hatte die Fürſtin, mit dem den Frauen in ſolchen Dingen eigentümlichen Scharfſinn, die eigentliche Abſicht gar wohl erraten. Zwar erwarteten ſie täglich den Baron Manfred auf dem Schloſſe, den ſie insgeheim zu Juannas Bräutigam auserſehen. Dennoch konnten ſie's nicht laſſen, die intereſſante Genialität einer ſo romantiſchen Maskerade um ſo leichtſinniger zu begünſtigen, da im ſchlimmſten Falle Victor noch immer als eine beſſere Partie für die unbemittelte Gräfin erſchien als der etwas unſcheinbare Manfred. So ſchwiegen ſie recht mit innerlicher Luſt und ſpielten die Getäuſchten, täuſchten aber unbewußt nur ſich ſelbſt, indem ſie den zufällig dazwiſchengekommenen Fortunat, da er gleich von Anfang ſo rätſelhaft auftrat, für den heimlich erwarteten Grafen hielten. — Victor aber verlockte indes Juannas Schönheit nach und nach immer tiefer in das wildeſte Labyrinth ausſchweifender Wünſche, er gab ihren herausfordernden Blicken eine Deutung, die ſie ſelbſt niemals kannte. Da hörte er auf der Jagd zum erſtenmal von der nahen Ankunft des unbekannten Bräutigams — es war ihm unerträglich: er entſchloß ſich raſch, Juanna zu entführen, nur ſo, meinte er, könne dieſe wilde Nymphennatur bezwungen werden, gleichwie eine ſtill aufſteigende Flamme ſich plötzlich entfaltet, wenn der Sturm ſie zerwühlt. — „Ja, kühne, ſchlanke Flamme!" ſagte er nun tauſendmal zu ſich ſelbſt, „wie griffſt du plötzlich zornig in die Waldesnacht und kletterteſt furchtbar ſchön die Felswand auf und nieder, daß alle Wipfel donnernd in die Gluten ſanken! Die luſtigen Wälder meiner Jugend ſind verbrannt."

In ſolchen Gedanken war Victor jetzt durch mehrere Straßen fortgeſchritten. Die Wagen raſſelten aus dem

Theater, der hoffärtige Patriotismus kokettierte aus tausend geputzten Fenstern, Kinder zogen in dem magischen Lichte lärmend durch die Gassen und brachten jedem brennenden Teertopf ein Vivat. Wohin er sich wandte, immer neue Feueralleen zogen sich durch die Nacht, bis er endlich unerwartet an den fürstlichen Garten kam. Ein Feuerwerk, wie es schien, war eben abgebrannt, nur einzelne Schwärmer stiegen noch empor und erleuchteten im Zerplatzen seltsam die Gegend und die verworrene Menge, die sich nun jauchzend nach allen Seiten verlief. Bei dem flüchtigen Widerscheine glaubte Victor auf einen Augenblick sein Wirtshaus jenseits auf der stillen Anhöhe gesehen zu haben. Der Wege unkundig an dem fremden Orte, schlägt er die nächste Richtung ein und tritt durch ein Pförtchen, das er nur angelehnt findet, zwischen die Bäume hinein; verschlungene Gänge führen ihn immer weiter, auf einmal sieht er sich mitten im fürstlichen Park. Der Himmel ist schwül bezogen, zahllose Glühwürmchen schweifen in den dunklen Gängen, die weißen Statuen stehen einsam im Mondenscheine umher; da ist's, als hört' er leise seinen Namen nennen, ein Flüstern geht seitwärts durchs Gebüsch, dann alles wieder still. — Jetzt schimmern auch die hohen Schloßfenster schon herüber; drin sieht er im hellen Glanze sich Masken wundersam bewegen, die eine Saaltür öffnet sich, ein Schwall von Licht und Klängen schlägt heraus — da fährt er innerlichst zusammen, denn bei dem brennenden Streiflichte sieht er plötzlich Juannas Gestalt zwischen den Bäumen entschlüpfen. Außer sich folgt er nach, er erblickt sie von neuem: Reitkleid, Gürtel und Hut, wie sie in Spanien getragen; endlich erreicht er sie, sie wendet sich rasch, mit Grauen sieht er in die dunklen Augenhöhlen einer Larve.

Er steht wie eingewurzelt vor ihr, während sie ihn schweigend zu betrachten scheint. — „Du fernes Wetterleuchten," sagt er endlich ganz verwirrt, „ich folge dir, und wär' es in den Wahnsinn!" — Da erhebt sich auf einmal tiefer im Garten ein wunderbarer Gesang, fast ohne Melodie, in

wenigen herzzerreißenden Tönen. Sie ſchauert, als brächʼ der Tag an; ihre ſchwarzen Locken ringeln ſich von beiden Seiten herab, er ſieht die dunkeln Augen aus der Larve funkeln. – „Morgen!“ flüſtert ſie dann kaum hörbar und verſchwindet ſchnell zwiſchen den wechſelnden Schatten.

Victor aber flieht entſetzt durch den Garten, der Mondenſchein wiegt ſich träumend auf dem Gebüſch, ſeitwärts ſchwanken Waſſerkünſte im Winde, wie Feen in langen, wallenden Schleiern. Plötzlich hört er den Geſang wieder erſchallen. Auf dem ſteinernen Rande des Springbrunnens ſieht er einen eingeſchlummerten Mann ſitzen, ohne Hut, mit dem Haupte vornübernickend, der ſingt im Schlaf. Bei einem flüchtigen Mondblick glaubt er den bleichen, kranken Fürſten zu erkennen.

So kommt er ganz verſtört in die Stadt zurück. Dort hat ſich unterdes alles verwandelt. Nur einzelne Menſchen irren noch beim ungewiſſen Scheine der Laternen, die verlöſchend flackern; zerriſſene Wolken fliegen über die Dächer, die Nacht war finſter und ſtürmiſch geworden. Da ſchweiften zwei weibliche Geſtalten eilig durch das Dunkel. „Wo ſchleppſt du mich hin?“ fragte die eine. – „Sahſt du ihn nicht vorhin?“ entgegnete die andere, „ich muß ihn haſchen!“ –

„Kordelchen! du?“ rief Victor plötzlich vor ihnen ſtehend aus – „du ſiehſt ja ſo blaß im Laternenſchein, wie eine Leiche mit ſpielenden, funkelnden Augen.“ – „Ach, dummes Zeug, redʼ nicht ſo graulich,“ ſagte die Komödiantin. – Er wollte fort, aber ſie hatte ſich ſchon feſt in ſeinen Mantel verwickelt.

Sie ſtanden an der offenen Tür eines kleinen Hauſes. Ihre leichtfertige Begleiterin, die zu ihrem Verdruſſe noch gar nicht beachtet worden, wünſchte ſchnippiſch viel Vergnügen und verließ ſie empfindlich. Kordelchen aber hatte ihren ſpäten Gaſt bereits hineingedrängt. Ein ſchwüler Duft von halbvertrockneten Blumenſträußen, die an den Fenſtern ſtanden, quoll ihnen aus der kleinen Stube entgegen. Das tief heruntergebrannte Licht, dem eine leere Flaſche zum Leuchter diente, verbreitete eine ungewiſſe Dämmerung über

ärmliches Hausgerät, zerbrochene Spiegel, Notenbücher und Kleidungsstücke, die überall unordentlich umherlagen. Mitten in dieser Verwirrung war ein wohlgekleideter Mann am Tische fest eingeschlafen, die Feder lag umgefallen noch zwischen seinen Fingern auf dem halbbeschriebenen Blatte vor ihm.

„Still, still, der wird ein paar Augen machen!" sagte Kordelchen, indem sie Victor leise an der Hand in einen entfernten Winkel führte und ihn dabei, eh' er sich's versah, herzhaft in den Finger biß. Dann setzte sie sich auf einen Reisekoffer, öffnete ihre Schürze, die voll Knackmandeln war, und fing vergnügt an zu naschen und zu plaudern; man sah ihr recht die Freude aus den muntern Augen glänzen. So in aller Geschwindigkeit erzählte sie ihm, daß sie mit Otto aus dem langweiligen Italien entflohen, seit einigen Tagen hier sei und wieder aufs Theater wolle. Auf einmal sah sie Victor lange ins Gesicht. „Armer Lothario," sagte sie, „du siehst schlecht aus. Dacht' ich's doch gleich, als du damals die Augen so hoch warfst, siehst du, wer hieß dich Gemsen jagen! – Aber so iß doch mit – und hast du die Fürstin heute gesehen? – sie ist als Gräfin Juanna maskiert." – Dazwischen warf sie wieder Mandelschalen nach dem Schreiber hinüber, der noch immer schlief.

Da fuhr dieser erschrocken auf – es war Otto – sie wollte sich totlachen, wie er so wild aus dem Schlafe umherstierte. Aber Victor, bisher wie in Gedanken verloren, hatte sich bei dem unerwarteten Anblick des wüsten Gesichts plötzlich aufgerichtet. „Um Gottes willen, Otto!" rief er mit tieferschütterter Stimme, „flieh, flieh in die Nacht hinaus, in den Krieg, bau' das Feld, spalte Holz, bettle von Haus zu Haus – nur fort von hier!" – „Geh, geh!" sagte Kordelchen, von ihrem Koffer springend, „du bist ja so pathetisch wie der steinerne Komtur aus dem Don Juan." – Otto, den Kopf auf beide Arme gestützt, ahnet heimlich, was jener meint; Lotharios Urteil gilt ihm alles, seine ganze Seele hängt lauschend wie an einem jähen Absturz. – Aber Victors Sinn

war heut wie ein ſchneidendes Schwert. – „Und red' mir nicht von Poeſie, von Dichterberuf," fuhr er fort, „du haſt nicht mehr davon als ein verliebtes Mädchen. Es gibt nur wenige Dichter in der Welt, und von den wenigen kaum einer ſteigt unverſehrt in dieſe märchenhafte, prächt'ge Zaubernacht, wo die wilden, feurigen Blumen ſtehen und die Liederquellen verworren nach den Abgründen gehen und der zauberiſche Spielmann zwiſchen dem Waldesrauſchen mit herzzerreißenden Klängen nach dem Venusberg verlockt, in welchem alle Luſt und Pracht der Erde entzündet, und wo die Seele, wie im Traume, frei wird mit ihren dunklen Gelüſten." –

Hier hielt ſich Otto nicht länger. Es überlief ihn eiskalt, als zuckte ein Blitz durch die Nacht und erleuchtete auf einmal gräßlich ſein ganzes verlornes Leben. Noch ganz verwirrt, im Innerſten getroffen, ergriff er wie ein Raſender einen nahegelegenen Theaterdegen und drang ſinnlos auf Victor ein. Dieſer ſchleuderte den Wütenden weit von ſich, daß ihm der Degen entfiel. „Ruhig!" rief er, „und bedenke meine Worte, ehe alles zu ſpät! Mich aber laß, ich habe mit mir ſelber zu fechten, Gott gnad' uns beiden!" – So eilte er aus dem Hauſe fort.

Draußen auf der leeren Gaſſe hörte man noch Kordelchen klagen, die ihm betroffen nachgeſtürzt. „Lothario!" rief ſie außer ſich, „lieber, ſchöner, verrückter Lothario! ich bitt' dich um Gottes willen, kehre um, nur noch ein einziges Mal komm zurück! Es iſt ja alles nicht wahr, was die Leute ſagen, ich war dir immer im Herzen treu, was kann ich dafür, daß ich arm und ſchön bin? Ach, verlaß mich nicht, ich habe ſonſt niemand auf der Welt! Wickle mich ins Schnupftuch, ſteck' mich in deine Rocktaſche, wenn du mir nicht trauſt, ich will ſtillſitzen und dich anſehen, wenn du mich nur wieder liebhaſt, du wilder, abſcheulicher Kerl!" – So bat ſie rührend, lachte und ſchimpfte, bis ſie zuletzt unaufhaltſam in heftiges Weinen ausbrach.

Aber Victor hörte ſie nicht mehr. Er trat aus dem dunklen Stadttore, einzelne Morgenſtreifen zuckten ſchon über

die ſtille Gegend. – Durch ſeine Seele gingen übermächtige Gedanken. Aus der tiefen Nacht ſeines Grams ſtieg allmählich Stern auf Stern, ihm war, als müßt' nun alles anders werden.

Zwanzigſtes Kapitel

Zu Weinsheim klangen die Abendglocken über die anmutige Gegend, das reiche Dorf mit ſeinen friſchen, kühlen Gärten und dem weißen, herrſchaftlichen Schloſſe darüber lag ſchon vom Gebirge verſchattet, während die Abendſonne weiterhin die fruchtbare Ebene und den gewundenen Strom noch heiter beleuchtete. Auf allen Feldern war ein fröhliches Erntegewimmel, bis weit hinaus hörte man ſingen, rufen und jauchzen und das Raſſeln der Wagen dazwiſchen. Mitten durch die bunte Wirrung ritt ein ſchöner, ſchlanker Mann mit gebräuntem Geſicht langſam dem Schloſſe zu, nach allen Seiten für den folgenden Tag Befehle erteilend und manchem ſcheuen, glänzenden Blick der Bauernmädchen begegnend. Es war der junge Baron Manfred, dem dieſe Landſchaft in doppeltem Sinne angehörte, denn er hatte ſie wüſt ererbt und durch Umſicht und verſtändige Anregung in einen blühenden Garten verwandelt.

In ſolcher Erntezeit haben die Landſchlöſſer etwas unbeſchreiblich Einſames. Auch Manfred fand Hof und Haus noch leer, alle Diener ſchwärmten noch draußen im Tale, nur die gegenüberſtehenden Waldberge ſchauten ernſt durch die offenen Fenſter herein. – Ermüdet ſetzte er ſich auf das Fenſtergeländer, um ſich in der Abendkühle zu erfriſchen, als er auf der Straße, die vom Gebirge kam, einen wunderlichen Zug ſich zwiſchen den Walnußbäumen langſam heranbewegen ſah. Ein elegantes Kabriolett, das aber der Steinweg übel zugerichtet zu haben ſchien, wurde auf drei Rädern von einem Pferde mühſam fortgeſchleppt. Ein Mann in ſeltſamer Reiſetracht führte das Pferd am Zügel, eine junge Dame mit einem Kornblumenkranze im Haar ſchlenderte daneben, das Ganze gemahnte an ziehende Komödianten. Einige verſpätete Jäger des Barons hatten ſich dazugeſellt, die Krüppelfuhre, wie

es ſchien, mit derben Witzen geſegnend. Der Reiſende aber blieb keine Antwort ſchuldig. Manfred konnte, da ſie eben unter ſeinen Fenſtern vorüberzogen, deutlich vernehmen, wie er den Jägern ſehr eifrig demonſtrierte, bei ihrer Kunſt ſei außer den Friſchlingen nichts Friſches mehr, das Elend hätten ſie aus den Wäldern verjagt und hegten's zu Hauſe, von der Blume des Ganzen dürfe man vor gebildeten Löffeln gar nicht mehr ſprechen, überdies ſei Diana längſt eine alte Jungfer geworden, es lohne nicht mehr, Hörner zu tragen. — So kamen ſie alle mit großem Rumor und Gelächter oben an.

Hier warf der Fremde dem Jäger die Zügel zu und befahl ihm ohne weiteres, alles aufs beſte unterzubringen, das Wägelchen wieder herzuſtellen und das Pferd reichlich zu füttern, das heute mehr die Sonne als der Hafer geſtochen habe. „Das ſieht hier gar nicht ſchlecht aus," ſagte er dann, ſich zufrieden nach allen Seiten umſehend, „wem gehört das Schloß?" — Die Antwort des Jägers aber ſchien ihn aufs höchſte zu überraſchen. „Was! — dem Baron Manfred?" rief er aus und flog ſogleich nach dem Schloſſe, wo er den eben heraustretenden Baron beinahe übergerannt hätte. — „Waren Sie," ſagte er haſtig und ohne alle Einleitung, „waren Sie nicht vor einiger Zeit auf Reiſen? So ſind Sie ohne Zweifel der geweſene Bräutigam der ehemaligen Gräfin Juanna, der damals auf dem fürſtlichen Schloſſe erwartet wurde!" — Manfred bejahte kurz und trocken. — „Aber heiraten!" rief der Reiſende aus, „wer wird eine wildſchöne Diana gleich heiraten wollen!" — „Wer ſind Sie?" unterbrach ihn Manfred, den Aufdringlichen mit etwas ernſten Blicken meſſend. — „Ja ſo!" — erwiderte dieſer — „haben Sie vielleicht ſchon einmal von einem gewiſſen Dryander gehört?" — „Dem bekannten Dichter?" — „Der bin ich, ich reiſe eben auf Volkslieder, und jenes Frauenzimmer dort iſt meine Frau."

Nun ſtellte er die junge Dame mit dem Kornblumenkranze vor, die ſoeben an einem Eckſteine noch ihre Schuhe

feſtband und ihnen, als ſie ſich nennen hörte, ein munteres, etwas trotziges Geſichtchen zuwandte, in dem wir ſogleich Fräulein Gertrud als alte Bekannte vom fürſtlichen Schloſſe wieder begrüßen. Die Kleine begann unmittelbar nach der erſten Verſtändigung, mit der Lebhaftigkeit eines jungen Sinnes, dem alles noch neu iſt, von ihrer romantiſchen Fahrt durchs Gebirge, von dem Unfall mit dem Wagen und andern Abenteuern zu erzählen, wobei ſie deutlich merken ließ, daß dem Baron eigentlich ein unverdientes Glück widerfahre, den berühmten Dichter Dryander bei ſich beherbergen zu können. Der letztere aber, dem die Beſchreibung zu ſchön und zu lang zu werden ſchien, war ſchnell wieder in den Hof zurückgeeilt, um Pfeife und Tabaksbeutel aus dem Wagen zu holen. — Und ſo ſah ſich denn Manfred allein mit der hübſchen, jungen Frau in einer ſeltſamen Lage; denn wenn er ſie, nach ihrer ganzen Erſcheinung, als ein lebensluſtiges, verliebtes Landfräulein zu nehmen geneigt war, ſo wandelte ſie nun auf einmal die Farbe und brach zu ſeiner Verwunderung äſthetiſche Diskurſe vom Zaun. Und je länger er ſchwieg, je fröhlicher geriet ſie, in der ſichtbaren Luſt, dem Landjunker zu imponieren, wie ein munterer Waſſerfall unaufhaltſam in eine plauderſelige Gelehrſamkeit, unbekümmert Zeiten, Autoren und Bücher durcheinander vermengend.

Ein Lachen hinter ihnen unterbrach hier plötzlich die ſonderbare Unterhaltung. Es war Dryander, der ſich unterdes wieder eingefunden und eine Zeitlang ungeſehen alles mit angehört hatte. „Trudchen, Trudchen!“ rief er immerfort lachend, „was geſchieht dir? ich erkenne dich gar nicht wieder — dieſes ſcharmante Weſen und angenehme Klugſprechen, Attitüden und romantiſcher Schaltanz.“ — Das reſolute Weibchen aber ſchien nicht einen Augenblick betreten. Mit veränderter Stimme, die plötzlich wie der Abſatz eines Pantöffelchens klang, erwiderte ſie: „Solche Faxen leid' ich nun ein für allemal nicht von dir! Willſt du ein Philiſter ſein, ſo iſt's gut, ich werde auch ſein, wie ich Luſt habe!“ — Dryander hatte ſie unterdes umfaßt und walzte mit ihr auf dem

Raſen herum. Sie aber ſchrie auf einmal laut auf und riß ſich mit mehr Heftigkeit als Grazie von ihm los. „Du biſt immer ſo ungeſchickt," ſagte ſie, „du trittſt mir auf den Fuß." — „Das iſt nicht wahr," rief Dryander. — „Wahr oder nicht wahr!" — entgegnete ſie, „ich bin todmüde von deinem Herumziehen in dem dummen Gebirge, und ich will ſchlafen gehen, und das jetzt gleich!" — Nun geriet Dryander ſeinerſeits in eine wunderliche Wut. „Um Gottes willen, nur keine Launen!" rief er aus, „Weiberlaune iſt mir zuwider, wie das Pech am Pfropfen einer Champagnerflaſche, ein ekelhafter Meltau auf Blumen, da iſt offenbarer Wahnſinn noch herrlich dagegen mit ſeinem Abgrunde bodenloſer Gedanken." — „Und ich gehe doch ſchlafen!" unterbrach ihn Gertrud trotzig, machte Manfred eine kurze Verbeugung und ging nach dem Schloſſe, wo die alte Haushälterin des Barons, die den Spektakel in der Haustür verwundert mit angehört hatte, die Erhitzte aufnahm und in ihr Zimmer führte.

„Iſt ſie nicht zum Küſſen ſchön, wenn ſie böſe wird?" ſagte Dryander zu Manfred gewandt. Manfred, ganz entrüſtet über dieſe verkehrte, nichtsnutzige Wirtſchaft, ſtellte ihn ernſtlich zur Rede, daß er durch ſolche Tollheiten die Frau geiſtig vernichte. — „Ganz und gar nicht," erwiderte Dryander, „faule Naturen werden erſt in der Leidenſchaft bedeutend und reizend, ſie iſt eigentlich ſehr dumm." —

Unterdes war ein Tiſch mit Erfriſchungen im Garten aufgeſchlagen worden. Dryander nahm ohne weiteres Platz, band ſich eine Serviette unterm Kinne wie zum Raſieren vor und begann ſo eifrig zu eſſen, wie Manfred noch niemals geſehen. Dazwiſchen erzählte er, von allen Schüſſeln zugleich zulangend, wie in ſeinem Bräutigamsſtande auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe ſeine Averſion gegen eine feierliche Hochzeit ein unüberſteigliches Hindernis geworden, wie er ſodann einmal plötzlich vor dem hochaufgeſtapelten Hochzeitsbette erſchrocken und davongegangen, Gertrud aber bald darauf aus Melancholie gleichfalls von dem Schloſſe verſchwunden ſei.

„Aber auf dieſer außerordentlichen Flucht", fuhr er fort, „ſetzte mir die Liebe nicht wenig zu; ich kam ganz herunter, ich war faſt nichts als Seele. In dieſem Zuſtande hatte ich mich einmal des Abends im Gebirge verirrt, ich wußte durchaus nicht, wo ich mich befand, und war endlich, wie es mir vorkam, über die Trümmer eines umgefallenen Zaunes in einen ehemaligen franzöſiſchen Garten geraten. Durch die ſchnell vorüberfliegenden Wolken fielen nur einzelne Mondblicke zwiſchen finſtern Laubwänden und künſtlich verſchnittenen Taxusbäumen über zerbrochene Statuen, die im hohen Graſe lagen; aus dem Walde ſchlugen unzählige Nachtigallen. Nur eine Statue in einiger Entfernung von mir ſchien noch wohlerhalten, es war eine ſitzende Najade an einem ſteinernen Baſſin, deſſen klare Flut ihre Füße umſpülte. — Ich bin eigentlich ein Schwärmer. Mit über der Bruſt gekreuzten Armen lehnte ich mich nachläſſig an einen neben mir ſtehenden antiken Opferaltar und ſah eben unverwandt in den Mond, als der morſche Altar, den ich für Stein gehalten, hinter mir zuſammenbrach. Daß ich mit umfiel, war das Geringſte dabei. Aber denkt Euch mein Entſetzen! Über dem Gepolter wendet die Najade auf einmal den Kopf, richtet ſich hoch auf und entflieht in den dunklen Garten. Trotz meiner Gänſehaut ſchreite ich doch auf das Baſſin los und finde zwei der zierlichſten Pantöffelchen auf dem ſteinernen Rande. Ich lege ſie ſogleich an mein Herz zwiſchen Frack und Weſte und komme beim weiteren Vordringen an einen von hohen Bäumen tief verſchatteten Platz. Auf dem Platze war ein Schloß und an dem Schloſſe ein Altan, und auf dem Altane ſehe ich, wie hinter einem Schleier von Mondenſchein, Blüten und Laubgewinden das weiße Gewand der Najade wieder hervorſchimmert. Das kam mir auf einmal ganz ſpaniſch vor mit dem Balkone, ich redete ſie erſt zierlich in Aſſonanzen an, ſie verbarg ſich halb furchtſam, halb neugierig; bald ſah ich eine Locke, bald ein bloßes Füßchen, bald einen Arm, bald wieder gar nichts. Ich wurde immer verliebter, die Reime floſſen mir wie Lavendelwaſſer,

ich ſprach von des Mondes Zaubermacht, der das Lieben hat erdacht, von einer ſüßvalenzſchen Nacht, vom Koſen und vom Flüſtern ſacht, bis daß die erſte Lerche erwacht! Sie ſchwieg immerfort, und, wie auf der Himmelsleiter meines eigenen Wohllauts, ſtieg ich endlich ohne weiteres auf den nächſten Baum, ſchwang mich mit der einen Hand auf den Balkon und hielt mit der andern der Erſtaunten ihre Pantöffelchen entgegen. In demſelben Augenblicke aber entriß ſie mir's plötzlich und ſchlug mir damit tüchtig um beide Ohren. ‚Alſo das iſt deine Treue!' rief ſie, ‚ich erkannte dich gleich anfangs, o ich unglückſeliges Mädchen!' — es war Gertrud ſelbſt. Ich ſtand ganz verblüfft. Vergeblich ſagte ich, daß ich ſie eigentlich auch gleich anfangs erkannt hätte, und beſchwor ſie, nur jetzt das Maul zu halten. Aber ſie glaubte und hörte nichts, ſie ſchimpfte und weinte dazwiſchen immerfort. Über dem Lärm und Gezänke ſteckte die alte Amme, die ich noch vom fürſtlichen Schloſſe her kannte, ihr Geſicht aus der Schloßtür und verſchwand ſogleich wieder; ein großer Hund ſchlug im Garten ein paarmal an, und eh' ich mich noch beſinnen kann, tut ſich die Balkontür weit auf, und ein verworrener Haufe von Vettern, Lichtern und Dienern ſtürzt plötzlich hervor, voran ein großer, ſtarker Mann in einem damaſtenen Schlafrocke, mit kleinem dreieckigen Hute und langem Haarzopfe, in der einen Hand eine Piſtole, in der andern einen bloßen Degen. Die alte Amme, der vor den Folgen ihres Verrats bange wurde, wollte den Wütenden von hinten am Zopfe aufhalten, darüber ringelte ſich das Band los, und die langen Haare umflatterten ihn wunderlich wie ein phantaſtiſches Hirngeſpinſt. ‚Kopuliert ſie in drei Teufels Namen!' donnerte er, mit der Piſtole nach mir zielend, denn es war niemand anders als Gertruds Vater. Ein alter Geiſtlicher, der nicht wußte, wie ihm geſchah, trat aus dem Gefolge, und ich und Gertrud wurden auf der Stelle kopuliert." —

Hier ſtand Manfred, der ſchon mehrere Male den beredten Dichter unterbrechen wollte, entrüſtet auf. „Schändlich!"

ſagte er, „mich friert innerlichſt bei der Geſchichte." – Dryander ſah ihn mit den geiſtvollen Augen ein Weilchen groß an, dann ſprang er plötzlich auf und fiel dem Baron um den Hals. „Sie haben ganz recht," rief er aus, „das iſt die verruchte Doppelgängerei in mir, ich kann nichts Großes erſinnen, ohne ihm ſogleich von hinten einen Haarbeutel anzuhängen; ein tragiſcher, wahnſinniger König und ein Hanswurſt, der ihm fix ein Bein unterſtellt, die hetzen und balgen ſich Tag und Nacht in mir, daß ich zuletzt nicht weiß, welcher von beiden Narren ich ſelber bin."

Manfred ſchwieg unwillig, Dryander aber war an den Abhang des Gartens getreten und ſchaute in das dunkle Tal hinaus; man unterſchied nur noch einzelne Maſſen von Wald, Feldern und Dörfern, durch die weite Stille kam der dumpfe Schlag eines Eiſenhammers herüber. – „Das iſt ſchön!" ſagte er, „es iſt mir, als hört' ich den Pendul der Zeit einförmig picken." – „Ich bleibe hier," wandte er ſich dann ſchnell zu Manfred, „ich habe das wüſte Treiben ſatt; Profeſſion vom Dichten machen, das iſt überhaupt lächerlich, als wenn einer beſtändig verliebt ſein wollte und noch obendrein auf öffentlicher Straße – ich will hier bei Euch die Landwirtſchaft lernen!" – „Sie?" – erwiderte Manfred erſtaunt, „das gäbe eine ſchöne Wirtſchaft!" – Aber Dryander hörte nicht darauf. „Ich will mich," fuhr er fort, „ich will mich hier wie auf den Grund des Meeres verſenken, daß ich von der Welt nichts mehr höre – aber Ihr müßt mir die Hand darauf geben, daß Ihr ſo lange kein Wort von Literatur mit mir reden wollt."

Er ſprach ſo eifrig, daß er endlich auch den ungläubigen Manfred um ſo mehr mit ſich fortriß, als dieſer ſelbſt überzeugt war, daß nur die Einſamkeit und eine eiſern geregelte Tätigkeit den wirren Geiſt heilen könnte. Und mehr bedurfte es nicht, um ihn mit Leib und Seele für den Gedanken zu gewinnen.

Sie beſprachen nun noch bei einer Bowle Punſch ausführlich den neuen Plan. Dryander faßte alles begeiſtert

auf, richtete ſich in Gedanken ſchon völlig hier ein, war beruhigt, faſt weich und in dieſem ungewohnten Zuſtande unwiderſtehlich liebenswürdig, und als ſie endlich ſchieden, begab ſich Manfred mit dem Gefühle eines begonnenen guten Werkes zur Ruhe und überdachte noch lange, wie er es am beſten vollführen und geſtalten wollte.

Wie ſehr war er daher erſtaunt, als er am folgenden Morgen vernahm, daß Dryander, der von dem übermäßig genoſſenen Punſche vor Hitze nicht ſchlafen konnte, noch lange vor Tagesanbruch die Frau und den ganzen Hof aufrumort habe und ſoeben ſchon wieder abgereiſt ſei. — In des Dichters Stube fand er mehrere vergeſſene Kleinigkeiten, Tücher und Strümpfe, auf allen Stühlen zerſtreut, das offene Fenſter klappte im Winde, auf dem Tiſche lag ein, wie es ſchien, vor kurzem von Dryander beſchriebenes Blatt. Er nahm es auf und las:

„Vor dem Schloß in den Bäumen es rauſchend weht,
Unter den Fenſtern ein Spielmann geht,
Mit irren Tönen verlockend den Sinn —
Der Spielmann aber ich ſelber bin.

Vorüber jag' ich an manchem Schloß,
Die Locken zerwühlet, verwildert das Roß,
Du frommes Kindlein im ſtillen Haus,
Schau' nicht nach mir zum Fenſter hinaus.

Von Lüſten und Reue zerriſſen die Bruſt,
Wie raſend in verzweifelter Luſt,
Brech' ich im Fluge mir Blumen zum Strauß,
Wird doch ein fröhlicher Kranz nicht daraus!

Wird aus dem Schrei doch nimmer Geſang,
Herz, o mein Herz, biſt ein irrer Klang,
Den der Sturm in alle Lüfte verweht —
Lebt wohl und fragt nicht, wohin es geht!"

„Sollte man nicht wirklich denken, er ſei durch und durch verzweifelt," ſagte Manfred, indem er das Blatt mitleidig

lächelnd weglegte, „und ich wette, da hat er in der Zerſtreuung alles wieder rein vergeſſen, was wir geſtern verabredet." — Und als er hinausblickte, ſah er draußen im Morgenblitzen das Wägelchen des Dichters, über dem ein durchlöcherter Sonnenſchirm ausgeſpannt war, wie ein Schattenſpiel zwiſchen den grünen Bäumen dahinſchwanken.

Einundzwanzigſtes Kapitel

Wir finden den Baron Manfred fern von ſeinem ſtillen, grünen Revier wieder, aus dem ihn eine Familienangelegenheit von beſonderer Dringlichkeit verlockt hatte. Das Geſchäft, das er heiter zu ordnen gedacht, war indes durch Mißverſtändniſſe unerwartet verwickelt geworden, und unruhig, ja ernſtlich beſorgt verließ er ſoeben das Schloß einer ihm verwandten Dame, bei der er mehrere Tage verweilt.

Schon auf dem Schloſſe hatte ihn ein verworrenes Gerücht intereſſiert, das ſich weiterhin in den Dörfern immer wunderbarer ausſchmückte. Es war die faſt märchenhafte Sage von der Einſamkeit eines aufgehobenen Kloſters im benachbarten Gebirge und von einem Mönch, der ſeit kurzer Zeit dort umgehe, während andere ihn wieder für einen wahnſinnigen Einſiedler hielten. Aber auch dieſe wußten nicht, wann und woher er gekommen; man nannte ihn nur den Waldbruder Vitalis. — Da Manfreds Weg ihn durch das Gebirge führte, beſchloß er endlich den geheimnisvollen Eremiten in ſeiner eigenen Klauſe aufzuſuchen.

Es war ein ſchöner Sommerabend, als er zwiſchen Wieſen und nickenden Kornfeldern den bezeichneten Bergen zuritt. Ein Gewitter war über das Gebirge fortgezogen, und blitzende Tropfen hingen noch in Zweigen und Gras, aus dem ein erquickender Wohlgeruch emporſtieg. Ein Holzhauer hatte ihm den Pfad nach der Einſiedelei gewieſen, die Gegend wurde immer höher, kühler und ſtiller, nur die Abendglocken ſchallten noch durch das feierliche Rauſchen des Waldes aus den Tälern herauf. — In dieſer kräftigen Einſamkeit konnte er ſich eines zürnenden Mißtrauens gegen den Einſiedler nicht

erwehren, den er ſoeben kennenlernen ſollte. Es kam ihm kleinlich, ja verrucht vor, inmitten allgemeiner Luſt und Not ſich ſo in hochmütiger Selbſtliebe abzuſondern und über die andern zu ſtellen. „Der Menſch," ſagte er zu ſich ſelbſt, „der Menſch allein verwirrt alles mit ſeiner Leidenſchaft und Affektation!"

Durch ſolche Betrachtungen war er nach und nach ganz in Eifer geraten und nahm ſich eben ernſtlich vor, den Einſiedler durch vernünftige Überredung womöglich der Welt wieder zuzuwenden, als ſein Pferd ſich plötzlich ſcheute und heftig zur Seite ſprang. Denn eine wunderſame Geſtalt war auf einmal zwiſchen den Bäumen hervorgetreten, unter denen nun auch die in den Fels gehauene, von wilden Weinranken kühl verhangene Einſiedelei nebſt einem ſorgfältig umzäunten Gärtchen ſich zeigte. Der Eremit trug einen breitrandigen Pilgerhut, ein ungeheurer, alter Schlafpelz, der ihm überall zu weit war, rauſchte im Graſe hinter ihm her, während er aus einer langen Pfeife Tabak rauchte. Manfred traute ſeinen Augen nicht. „Wie!" rief er, „Herr Dryander – Sie alſo ſind der Vitalis!?" – „Vitalis! warum denn nicht?" erwiderte Dryander gelaſſen, „aber bleiben Sie mir mit dem dummen, wilden Pferde ein wenig vom Leibe."

Manfred band ſein Pferd an einen Baum und folgte dem Doktor, der ſich faſt bei jedem Schritt auf den Pelz trat, zu der Klauſe. Dort fehlte nichts zum Hausrate eines vollkommenen Waldbruders, ein weißer Totenſchädel glänzte aus der Grotte, an deren hinterer Felswand ein großes ſchmuckloſes Kruzifix aufgerichtet war, ein Brevier lag auf der Bank vor der Klauſe noch aufgeſchlagen. Manfred ſah lange finſter umher, endlich brach er los. „Das iſt kein bloßer Scherz," ſagte er, „es wäre zu frevelhaft. Aber auch der bitterſte Ernſt iſt hier ein Frevel. Armer, grillenhafter, wetterwendiſcher Menſch, gehe erſt zu den Einfältigen in die Lehre, erkenne erſt unten im Gedränge das unſichtbare Kreuz, das der Herr mitten im Leben aufgerichtet, eh' du es ſelbſt zu faſſen und in ſeinem Namen die Welt zu belehren und zu richten wagſt!" – „Amen, mein Sohn!" unterbrach ihn hier Dryander mit

milder Stimme, „aber nimmermehr wird es dir gelingen, durch loſe Worte mir das Rauhe meines Eremitenpelzes herauszukehren, denn mich erbarmt in tiefſter Seele deine Verblendung. Alſo von der Welt Rumor, mein Sohn, hoffſt du noch immer zu lernen, was nicht von der Welt iſt? Ich aber ſage dir: Da iſt nichts zu lernen, ſondern niederzuſtürzen auf die Knie, denn mitten in der Stille der Waldeseinſamkeit, plötzlich und von Waffen blitzend, kommt der Engel des Herrn!" – Hier zog und qualmte der Zelot ſo heftig aus ſeiner Tabakspfeife, die ihm über dem Reden ausgehen wollte, daß Manfred mitten in ſeinem Ärger in ein lautes Gelächter ausbrach. Das ſteckte Dryander an, er ſtimmte unaufhaltſam mit ein. Beide aber wandten ſich erſchrocken, als plötzlich hinter ihnen das herzhafte Lachen noch eines Dritten dareinſchallte.

Ein großer, ſtarkknochiger Mann mit gebräuntem Geſicht und herabhängendem Haar, eine grobe Kutte mit einem Strick um den Leib gebunden, trat aus dem Gebüſche hervor und konnte ſich, noch immer lachend, gar nicht ſatt ſehen an dem abenteuerlichen Aufzuge des Dichters. Es ergab ſich nun, daß der Neuangekommene der eigentliche Beſitzer der Klauſe ſei, und daß Dryander erſt vor wenigen Stunden, auf ſeiner Fußreiſe vom Gewitter überraſcht und ganz durchnäßt, ſich hierher geflüchtet und, während der Eremit in den Wald nach Holz gegangen, es ſich in deſſen trockenem Pelze bequem gemacht hatte.

Der Einſiedler machte ſich nun ſogleich mit Manfreds Pferd zu ſchaffen, er zäumte es ab, warf ihm Heu vor, ſtreichelte und betrachtete es mit großem Wohlgefallen. „Eine ſaubere Kreatur!" ſagte er, „da verſteh' ich mich noch darauf aus meinen jungen Jahren, als ich bei dem löblichen Küraſſierregimente ſtand." – Darauf traf er mit gleichem Eifer Anſtalten, ſeine Gäſte zu bewirten, die unterdes einige nähere Blicke in die kleine Wirtſchaft tun konnten. Im Garten hatten Kartoffeln und Kohl faſt alle Blumen verdrängt; am Eingange desſelben aber fiel ihnen ein friſch gegrabenes Grab auf. „Das iſt nur ſo gegen die überflüſſigen Weltgedanken,"

ſagte der Einſiedler – „succumbit humi bos et Caesar.“ Quer über dem Grabe waren zwei große Speckſchwarten auf Stangen befeſtigt. Der Einſiedler meinte, in der Hütte kämen ihm ſonſt die Ratten darüber.

Er ſetzte nun Weinflaſchen und Gläſer auf den ſteinernen Tiſch vor der Klauſe, die Gäſte mußten ſich auf der Bank herumſetzen, er wollte auch einmal etwas Neues aus der Welt hören. Dryander, den der viele Kohl im Garten ärgerte, nannte ihn einen Canonicus in herbis und ſprach wütend das tollſte Küchenlatein; der Einſiedler antwortete ebenſo und ſchien erſt recht vergnügt in dieſer barbariſchen Sprachverwirrung. Dazwiſchen rauchte er, heftig dampfend, ſtinkenden Tabak aus einer kurzen ungariſchen Pfeife; im Wein aber tat er wenig Beſcheid, er mache ihn, ſagte er, aufgeblaſen und zänkiſch. Er erzählte ihnen, daß er Frater Sammler in dem Kloſter oben geweſen, nach deſſen Aufhebung aber ſich hier angeſiedelt habe und bei den Bauern in der Runde, die ihn aus alter Bekanntſchaft mit allem, was er brauche, reichlich verſähen, ſehr gut ſeine Rechnung fände. Überhaupt ſei es ihm im Leben immer gut gegangen. Schon als Kind habe er mit ſeinem alten Vater, einem blinden Geiger, ſo viel erbettelt, daß er die Schule beſuchen konnte. Später ſei er zum Küraſſierregimente eingezogen, aber gleich in der erſten Bataille ſo übel zugerichtet worden, daß ſie ihn doch wieder hätten laufen laſſen müſſen. Als er darauf in ſein Dorf zurückgekommen, habe ſeine Braut unterdes einen andern geheiratet, den ſie nun halbtotkeife. „Laus Deo!“ ſchloß er, mit ſeinem Glaſe luſtig anſtoßend.

Manfred betrachtete nicht ohne tiefe Wehmut den fidelen Einſiedler, den das Leben mit allen ſeinen Stößen nicht hatte unterkriegen können und der nun die Frömmigkeit friſchweg wie ein löbliches Handwerk trieb. – „Es iſt ganz unmöglich,“ rief er endlich nach einigem Nachſinnen aus, „auch Sie ſind nicht der Vitalis!“

„Oho!“ erwiderte der Waldbruder, „ich und Herr Vitalis! wo denkt Ihr hin, nicht ſeine Schuhriemen aufzulöſen, bin

ich würdig, und ich tät's ihm gern heut und allezeit, wenn er es litte! Nein, nein, der wohnt dort im ehemaligen Konvente." – „Als Nachteule," ſagte Dryander, „um die Mäuſe wegzuſchnappen, die nach deinen Speckſchwarten gehen." – „Still," fiel ihm der Einſiedler mit überfliegender Röte ſchnell ins Wort, „ſchnattert nicht ſo ungewaſchen ins Zeug hinein, wenn Ihr nichts von der Geiſtlichkeit verſteht. ‚Contenti estote,' ſagte einmal ein Kapuziner in einer Komödie, die ich noch als Soldat geſehen habe, das heißt: begnügt euch mit euerm Kommißbrote, wenn ihr des Himmels Manna nicht vertragen könnt!" – „Na, ſeid nur nicht gleich ſo grob," lachte Dryander, den der Vorwurf heimlich wurmte.

„Abgemacht!" rief der gutmütige Klausner. „Aber vom Herrn Vitalis muß ich euch noch erzählen." – Er rückte voll Eifer näher und dampfte ſo haſtig aus der ungariſchen Pfeife, daß Dryander ſich an das andere Ende des Tiſches ſetzte. – „Seht," ſagte er, „es war gerade eine ſo ſchöne, ſternklare Sommernacht wie Anno 1814, da wir über den Rhein rückten. Ich hatte meinen Roſenkranz eben abgebetet und ſtand auf und zog, wie ich alle Mitternacht zu tun pflege, die Glocke über meiner Hütte, denn den Kranken unten in den Dörfern, wenn alles ſchläft, iſt es tröſtlich, das Glöcklein von den Bergen zu hören. Auch das Wild iſt's ſchon gewohnt, ich hab' jedesmal meine Freude daran, wie die Rehe dann im Mondenſcheine dort auf die Wieſe herauskommen und das Weiden vergeſſen und die Köpfe hoch nach dem Klange wenden, als wollten die armen Dinger auch Gott loben. Nun, jedes tut, was es kann. Aber diesmal ſchnaubten ſie auf einmal, und eh' ich mich's verſah, waren ſie plötzlich nach allen Seiten zerſtoben. Ich tret' heraus, da ſteht ein ſchöner, wilder Jägersmann dicht vor mir. ‚Laudatur Jesus Christus,' ſage ich. Er aber, ohne Amen zu ſagen: ‚Was machſt du da?' – ‚Wie Ihr ſeht, Herr, ich bin ein Einſiedler und bete, wenn die andern ſchlafen.' – ‚Und ſchläfſt, wenn die andern beten, das iſt alles eins!' – ‚Gewiß, ſo löſen wir einander ab auf der himmliſchen Schildwacht.' – Der Jäger drauf ſtöbert mir in der Hütte

herum, ſieht mein Moosbett, das Kreuz, den Totenkopf. ‚Vollſtändige Dekoration,‘ ſagt er, ‚biſt du ſo faul, daß dich der Kahlkopf da mit ſeinen gefletſchten Zähnen erſt jeden Abend ins Gewiſſen beißen muß, um zu beten?‘ – ‚Herr,‘ erwidere ich, ‚Ihr werdet mir nichts weismachen, ich bin Soldat und Mönch in dem Kloſter da droben geweſen und weiß wohl, daß es leichter iſt, eine Feſtung als das Himmelreich zu erobern. Nun möcht' ich doch den Prahlhans ſehen, der eine Feſtung ohne Bajonett, Leiter und Handwerkszeug nehmen wollte! Und Ihr wollt den Himmel, der höher liegt, ſtürmen, nackt und erbärmlich, wie Ihr ſeid, ohne Wehr und Rüſtung und tägliche Übung in den Waffen? Ich ſage Euch: Demut iſt der Anfang und das Ende, hochmütiger Menſch!‘ – Der Fremde ſah mich groß an mit funkelnden Augen, dann ſtützte er auf dem Tiſche den Kopf in die Hand, ich meint', er betrachtete den Totenkopf, der vor ihm lag, aber er mochte wohl andere Gedanken haben. Sitz' du, ſolange du willſt, dachte ich, ich fürcht' dich nicht, ich trau' dir nicht. Damit ſtreckt' ich mich auf meine Streu und behielt ihn in den Augen, bis ſie mir am Ende zufielen.

Als ich aufwachte, waren meine Augen noch immer auf den Tiſch gerichtet, aber der Jäger ſaß nicht mehr auf demſelben Punkte. Als ich aber vor die Klauſe trat, ſah ich ihn in der Morgendämmerung ſchon von dem alten Kloſter herabkommen. Es war ein prächtiger Morgen, die Hähne krähten unten in den Dörfern, hin und her klang ſchon eine Morgenglocke durch die ſtille Luft. Auch der Fremde, nachdem er mich freundlich gegrüßt hatte, blieb ſtehen und ſah lange ins Tal hinaus. ‚Sieh,‘ ſagte er, ‚das iſt ein Friede Gottes überall, als zögen die Engelſcharen ſingend über die Erde! Die armen Menſchenkinder! ſie hören's nur wie im Traum. Müde da unten, verirrt in der Fremde und Nacht, wie ſie weinend rufen und des Vaters Haus ſuchen, und wo ein Licht ſchimmert, klopfen ſie furchtſam an die Tür, und es wird ihnen aufgetan, aber ſie ſollen den Fremden dienen um das tägliche Brot; darüber werden ſie groß und alt und kennen die Heimat und

den Vater nicht mehr. Oh, wer ihnen allen den Frieden bringen könnte! Aber wer das ehrlich will, muß erſt Frieden ſtiften in ſich ſelbſt, und wenn er darüber zuſammenbräche, was tut's! – Sieh, Geſell, und das iſt geiſtliches Recht und Tagewerk.'

Ich alter Kerl ſtand ganz verblüfft vor ihm, denn ich verſtand ſchon gleich damals ſo viel davon, daß ich bisher eigentlich noch gar nichts verſtanden hatte von meinem Metier. Vor meiner eigenen Tür wollt' ich kehren und die ewige Seligkeit für mich allein zuſammenknickern wie ein filziger Schuft, als wär's dem lieben Gott um mich allein zu tun in der Welt. – Und ſeht, von der Stund' ab blieb der Jäger hier auf den Bergen und wohnte im Kloſter droben und machte ſich gemein mit mir, wie ein treuer Kamerad, und iſt doch ein grundgelehrter Herr. ‚Denn du gefällſt mir,' ſagt er, ‚du machſt keine Flauſen mit deiner Frömmigkeit.' Und wenn ich faſte, ſo hungert er, und wenn ich aufwache, ſo hat er die ganze Nacht gewacht und gebetet und trinkt keinen Wein und mag keinen Speck, und will ich alter Narr manchmal verzagen, ſo ſingt er ein ſchönes Lied, und – kurz, das iſt der Herr Vitalis, von dem ihr unten gehört habt."

Der Einſiedler wandte ſich hier und machte ſich etwas mit dem Tiſche zu tun, denn er ſchämte ſich, weil ihm die Tränen in den Augen ſtanden. Manfred aber ſtand auf, ein überraſchender Gedanke ſchien durch ſeine Seele zu fliegen. „Führt mich zu Vitalis hinauf," ſagte er, „ich muß ihn durchaus ſprechen!" Der Einſiedler ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Ich will's wohl tun," meinte er, „aber ſeht Euch vor, wenn Euch bloß die Neugier treibt. – Da war erſt neulich einer, ein junges Blut, der wollte durchaus mit Einſiedler werden. – Aber ich dacht' mir's gleich – denn zum gottſeligen Leben gehört eine gute, feſte Natur – wenn er nachts mit mir im Walde ſtand, da ſchauerte ihn wie ein Mädchen, unſere alten Gebete waren ihm noch nicht ſchön genug, er ſetzte ſie in künſtliche Verſe, dann weinte er auch zu viel und hatte ſo allerhand Sehnſuchten. Zuletzt hatte er gar ein junges hübſches Hirtenmädchen

aufgeſpürt, die wollt' er mit Gewalt bekehren, aber ſie war ſchon frömmer als er, und eh' er ſich's verſah, verliebt' er ſich in ſie, da wurde er ganz traurig – und kurz, wie ich's vorausgeſagt hatte, mit dem Herrn Vitalis iſt nicht zu ſpaßen, der jagt' ihn wieder fort – "

„Hieß der junge Mann nicht Otto?" fragte Dryander. – „Wahrhaftig, ſo nannte er ſich," erwiderte der Einſiedler verwundert. –

Die Nacht war indes völlig hereingebrochen, als ſich alle drei auf den Weg nach dem Kloſter machten. Der Eremit ſchritt mit einer Fackel auf einem ſchmalen, halbverwachſenen Fußſteige voran, die andern folgten ſchweigend und erwartungsvoll. Unterwegs fragte Manfred den Doktor, wo er denn ſeine kleine Frau gelaſſen. – „Sie iſt unter die Huſaren gegangen," ſagte Dryander trocken und mochte durchaus nicht nähere Auskunft geben.

So waren ſie nach einem mühſeligen Gange zu der Ruine gekommen, der Widerſchein der Fackel, als ſie durch das Tor gingen, beleuchtete den ſtillen Kloſterhof mit ſeinen alten Bäumen und dem verfallenen Brunnen in der Mitte. Ihr Führer ſah ſich nach allen Seiten um. „Sollte er noch im Gebirge ſein?" ſagte er und öffnete knarrend eine eichene Tür. Sie kamen in eine kleine Halle, aber auch dort war niemand zu finden. Nur ein Strohſack auf dem Boden, ein Kreuz auf dem Tiſche und einige Bücher bezeichneten Vitalis' Wohnung, durch das verfallene Fenſter aber ſah wunderbar die Nacht herein. Als ſie an die Öffnung traten, flatterte verſtörtes Nachtgevögel ſcheu aus den Mauerritzen empor, einzelne Mauerſtücke hatten unter ihren Füßen ſich abgelöſt, ſie lauſchten, wie es ſchallend tiefer und immer tiefer hinabrollte. Da trat auf einmal der Mond drüben zwiſchen den Wolken hervor, ſie ſahen nichts als ſtille Schlünde unter ſich und das dunkle Chaos uralter Wipfel. – „Entſetzlich!" rief Manfred, in Gedanken hinabſchauend.

Hier aber wurden ſie plötzlich durch Dryanders Geſchrei unterbrochen. Er war neugierig vorgetreten, da hatte ihn

der Schwindel gefaßt, er griff krampfhaft in des Einſiedlers Kutte. „Sagt' ich's doch," rief dieſer, „iſt dir wohl, ſo bleibe unten, arbeite und lobe Gott und laß allen Vorwitz!" Damit packte er den Doktor beim Kragen und ſchleuderte ihn von dem Abgrund zurück und zur Zelle hinaus.

Indem ſie aber nun ins Freie wieder heraustraten, ſahen ſie auf einmal zu ihrem Erſtaunen zwei fremde Geſtalten erſchrocken über den Kloſterhof hinwegſtreichen. „Er iſt's, um Gottes willen, nur ſchnell!" flüſterte der eine, und in demſelben Augenblicke waren beide zwiſchen dem alten Gemäuer in der Nacht wieder verſchwunden. Bei dem Klang der Stimme fuhr Manfred ſichtbar zuſammen, er hatte die Flüchtlinge in der ſcharfen Beleuchtung der Fackel unausgeſetzt mit den Augen verfolgt, jetzt ſtürzte er ihnen ſelbſt nach. Aber der Einſiedler ſchritt mit ſeinen langen Beinen aus, daß die Kutte rauſchte, und faßte ihn mächtig am Arme. „Seid Ihr toll," rief er, „ich weiß nicht, wer es war, aber das weiß ich, daß Ihr bei Nacht im unbekannten Gebirge das Geſindel nicht fangt, ſondern den Hals brecht, wenn Ihr kein Gemsbock ſeid!" — Manfred mußte ihm nach kurzem Beſinnen recht geben, dann aber trieb er plötzlich mit auffallender Haſt zur ungeſäumten Rückkehr und blieb ſtill und nachdenklich, während ſie vorſichtig zwiſchen den Felſen hinabſtiegen.

„Ich muß noch dieſe Stunde fort, ſuche aber bald noch einmal den Vitalis auf," ſagte er, als ſie endlich bei der Einſiedelei wieder ankamen, ſchüttelte ſeinem Wirte herzlich die Hand und ſchwang ſich ſogleich auf ſein Pferd. — Der Einſiedler hatte kaum die Zeit, ihm den nächſten Weg zu bezeichnen, und ſah ihm dann ganz verwundert lange nach. — „Daß ich ein Narr wäre, in dieſer Spuknacht weiterzuziehen," meinte Dryander und bat ſich noch eine lange Pfeife Tabak aus, er freute ſich darauf, die ganze Nacht einmal das Einſiedlerleben recht gemächlich mit durchzumachen, auch wollte er noch einige von den Nachtliedern des Eremiten abſchreiben.

Manfred aber ritt eilig den Tälern zu, da hörte er nach einiger Zeit, wie im Traume, oben noch des Einſiedlers Glöck-

lein ſchallen, die Rehe weideten wieder zur Seite, ſeine ganze Seele fühlte ſich von der Todesſtille wie in ein Grab verſchüttet. Die Mitternacht aber hatte unterdes den Himmel weit aufgetan und ihre wunderbaren Schleier über die Erde geworfen. So immer tiefer und freudiger ſtieg er eratmend in die träumende Sommernacht hinunter; ſchon hörte er unten von fern die Ströme wieder rauſchen, und die Nachtigallen ſchlugen, von einem einſamen Schloſſe klang noch eine Gitarre herüber, und Düfte wehten erquickend aus den blühenden Gärten herauf. Von dem letzten Abhang des Berges rief er wie erlöſt hinab: „Gegrüßt, du ſchönes Leben, ja ich ſpür's, ich habe dich wieder!"

Zweiundzwanzigſtes Kapitel

Auf der Donau glitt bei dem heiterſten Wetter ein Schiff zwiſchen den ſchönen waldigen Bergen und Burgen hinab. Von Zeit zu Zeit erſchallte ein ſo herzhaftes Lachen von dem Schiffe, daß die Vorübergehenden am Ufer ſtehenbleiben und vor Luſt mitlachen mußten, ohne zu wiſſen, warum. Es waren reiſende Kaufleute, Studenten und Jäger, die auf dem Verdecke im Kreiſe umherlagen, in ihrer Mitte ein kleiner, ſtämmiger Mann mit Reiſetaſche und breitkrempigem Pilgerhute, der ihnen aus ſeinem eigenen Leben die unerhörteſten Abenteuer erzählte und jedesmal ganz entrüſtet war, wenn ſie lachten und ihm nicht glauben wollten. Abgeſondert aber von dem luſtigen Häuflein ſtand mitten im Schiffe ein wunderſchöner Jüngling in zierlicher Jägertracht an den Maſt gelehnt; er hatte eine Zither im Arme, die er in der Kajüte gefunden, ihm zu Füßen ſaß ein anderer hübſcher Junge. Beide konnte man für Schüler halten, die zur Vakanz reiſen, und es war anmutig zu ſehen, wie die fröhlichen Bilder bald im kühlen Schatten der Felſen, bald von der Abendſonne hell beſchienen, zwiſchen den wechſelnden Landſchaften dahinflogen. Der eine am Maſte blickte friſch unter ſeinem Reiſehute in das Grün hinaus und ſang:

„Sie ſtand wohl am Fenſterbogen
Und flocht ſich traurig ihr Haar,
Der Jäger war fortgezogen,
Der Jäger ihr Liebſter war.

Und als der Frühling gekommen,
Die Welt war von Blüten verſchneit,
Da hat ſie ein Herz ſich genommen
Und ging in die grüne Heid'.

Sie legt das Ohr an den Raſen,
Hört ferner Hufe Klang –
Das ſind die Rehe, die graſen
Am ſchattigen Bergeshang.

Und abends die Wälder rauſchen,
Von fern nur fällt noch ein Schuß,
Da ſteht ſie ſtille, zu lauſchen:
‚Das war meines Liebſten Gruß!'

Da ſprangen vom Fels die Quellen,
Da flogen die Vöglein ins Tal,
‚Und wo ihr ihn trefft, ihr Geſellen,
Grüßt mir ihn tauſendmal!'"

Die Geſellſchaft war längſt auf den ſchönen Geſang aufmerkſam geworden, der abenteuerliche Pilger trat vor den Sänger und ſang ihm ſogleich nach derſelben Melodie zu:

„Das klingt wie ein Waldhorn in Träumen,
Was irrſt du durch das Geſtein,
Mein Rehlein, unter den Bäumen?
Ich will dein Jäger ſein!"

Der Sänger ſah ihn einen Augenblick von der Seite an und antwortete, ohne ſich lange zu beſinnen:

„Sie aber lachte im Wandern:
‚Du haſt einen kecken Mund,
Ich aber mein' einen andern,
Du biſt mir zu kurz und rund!'"

Hier erſchallte ein allgemeines Gelächter, der Sänger erſchrak darüber, warf ſchnell die Zither fort und ſetzte ſich zu ſeinem Geſellen. Die Runde aber war nicht ſo leicht aus dem Felde zu ſchlagen; er machte ſich, ſehr vergnügt, ſogleich mit Witzen an die beiden und wollte ſie ins Bockshorn jagen. „Mein zärtlicher Herr Jäger," ſagte er, „mir ſcheint, Ihr ſeid viel mehr geſchoſſen, als Ihr jemals geſchoſſen habt." – „Und Ihr, ſcheint mir, habt Euch verſchoſſen," verſetzte das muntere Jägerbürſchchen, „denn der Witz brennt Euch von der Pfanne." – „Wird Euch wenigſtens kein Härchen über der Oberlippe verſengen! Wett' ich doch, Ihr hättet gar zu gern einen Schnauzbart an Eurem Mund." – „Wenn die Schnauze darunter hübſcher wär' als Eure!" – „Ich bitt' Euch, ſchnauzt mich nur nicht ſo an. Aber, Bart beiſeite, ich fürcht', er wird gleich grau ſproſſen, denn nach Eurem verliebten Liede macht Euch ein Mädchen viel Not." – „Nein, zwei, ſo närriſch ſie ſind, ich hab' ſie ſchon ganz müde gejagt." – „Daß die Jungfern nur dabei nicht fallen! wo jagt Ihr ſie hin?" – „Unter die Haube." – „Was, führt Ihr Hauben mit Euch?" – „Gewiß, da guckt her!" – Hier lüftete der Jäger ein Felleiſen, das hinter ihm lag. Der Pilgrim, der etwas kurzſichtig war, fuhr neugierig mit der Naſe hinzu, und eh' er ſich's verſah, hatte ihm das Bürſchchen von hinten eine ſchneeweiße Schlafmütze über den Kopf geſtülpt.

Nun aber war der aufrechtſtehende Zipfel der Nachtmütze nicht anders als wie ein Blitzableiter, in den plötzlich von allen Seiten alle Witze, matte und feurige, durcheinander einſchlugen. Darüber wurde der Pilger ganz hirnſchellig, man wußte bei ſeinem wunderlichen Weſen nicht recht, ob es im Ernſt oder Spaß war mit der Wut. Der junge Jäger, da er unverhofft ſolche Wirtſchaft angerichtet, ſaß unterdes mäuschenſtill und blickte nur ein paarmal ſcheu herüber. Als er aber den Pilger ſo auf das allerluſtigſte ſchimpfen hörte und unter ſeiner Schlafhaube wohl die Haſenohren ſah, konnt' er's doch nicht laſſen; er ſprang von neuem auf, ſchnalzte mit ſeiner Reitgerte und parlierte immerfort keck mit drein.

Die luſtigen Vögel im Schiff hetzten: ſie ſollten ſich miteinander ſchießen, der Abend brach auch herein und vermehrte die Verwirrung, der Pilger ſchwor, er wolle noch heute mit der Degenſpitze aus dem ſchönen Jungen eine junge Schöne herauskitzeln! Das Jägerbürſchchen aber flüſterte heimlich ſeinem Geſellen zu: „Was fangen wir nun an? Ich bitt' dich, Hänschen, rat' mir!" – Da ſtieß das Schiff ans Land.

Während die andern nun ihre Bündel, Tabakspfeifen und Feldflaſchen noch zuſammenrafften, eilte Dryander – denn niemand anders war der abenteuerliche Pilgrim – ſchon voraus und flog in größter Haſt nach dem Wirtshaus an dem breiten Gaſtwirt vorüber, der das Schiff gemächlich an der Tür erwartete und ihm verwundert nachſah. In der Gaſtſtube fand er einen jungen Mann, der auf der Brüſtung des offenen Fenſters ſaß und in das fröhliche abendliche Getümmel hinausſchaute, dieſer wandte ſich ſchnell – er erkannte ſeinen Fortunat. Ohne in der Konfuſion ſich zu verwundern oder ihn erſt zu begrüßen, rief ihm Dryander ſogleich entgegen: „Verfluchte Teufelsgeſchichte! haſt du deine Kuchenreiter mit? So ein Mädchen von Junge! Aber ich will ihm den Bart unter der Naſe wegputzen, wenn er nur einen hätt'! Da iſt nichts zu lachen dabei! Er hat gut treffen, ich bin wie ein Bienenkorb gegen ſeine Taille, und –" „Halt ein!" unterbrach ihn Fortunat, immer heftiger lachend, „du zerplatzeſt ja wie eine Bombe, was gibt's denn da auf einmal?" – Aber Dryander war zu erboſt, er ſchimpfte unaufhaltſam über die Albernheit der Ritterlichkeit, der Duelle, der Ehre, die, wie eine Regimentsfahne, erſt von Kugeln zerfetzt und lumpig ſein ſollte, um ein Anſehen zu haben. Indem er ſich aber ſo in Vergleichungen erſchöpfte, kam das Getümmel draußen wachſend immer näher und näher. „Dummes Zeug!" ſchloß er endlich und entwiſchte mit ſolcher Geſchwindigkeit aus der Türe, daß er ſeinen Hut im Zimmer vergaß.

Fortunat ließ ihn laufen. Was wird es ſein! dachte er, die alte Poſſe: Sorgen ohne Not und Not ohne Sorgen.

Die Rakete wird draußen verpraſſeln, ohne eben den Erdkreis in Brand zu ſtecken. — Unterdes hatte die Stube ſich nach und nach lärmend gefüllt, Felleiſen, Mäntel und Tabaksbeutel lagen auf Stühlen und Tiſchen umher, die muntere Schiffsgeſellſchaft machte ſich behaglich breit, der eine ſchrie nach Wein, der andere nach Kaffee, alle waren noch ganz voll von den luſtigen Händeln, und da ſie vom Wirt erfuhren, daß die beiden Jäger ein eigenes Zimmer bezogen, beredeten ſie ſich, wie ſie morgen zum Duell die Piſtolen blind laden, dem Pilger Knallkugeln unter die Füße legen wollten uſw. Als aber nun allmählich aus mehreren Schlünden dicker Tabaksqualm emporzuwirbeln begann, zog Fortunat, nachdem er in dem Lärm vergeblich nach einem Leuchter gerufen, auch über Dryander keine nähere Auskunft erhalten hatte, ſich ohne Licht in ſein Zimmer zurück, da er morgen mit Sonnenaufgang wieder aufzubrechen gedachte.

Seine Stube ging nach dem Garten hinaus, die Glastüre ſtand noch weit offen, wie er ſie vor einigen Stunden verlaſſen. Alle Bewohner des Hauſes hatten mit den Gäſten vollauf zu tun, es war ſo ſtill draußen, daß man den Ruderſchlag einzelner Fiſcher aus der Ferne hören konnte. Ermüdet ſetzte er ſich auf die Schwelle hin. Da hörte er Stimmen im Garten, in einer fremden Sprache, wie es ihm ſchien. Bald bemerkte er beim hellen Mondenſcheine zwei unbekannte Geſtalten, die ſich hier wohl für unbelauſcht halten mochten. Der eine, wie ein Jäger gekleidet, ſaß mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Raſen, er hatte den Hut abgenommen und in der Kühle ſein Wämschen gelüftet, ſein wunderſchönes Haar floß in reichen Locken herab, der Mond glänzte blendend auf ſeiner entblößten Schulter. Der andere kniete hinter ihm und ſchien die Locken zu ordnen, während ſie leiſe und lebhaft miteinander ſchwatzten. Ein Brunnen, den Fortunat vor dem Gebüſch nicht ſehen konnte, plauderte um die Wette mit ihnen, und je nachdem die Luft ſich bewegte, klang bald das Plätſchern, bald die liebliche Stimme wie ein Glöcklein aus der ſtillen Mondnacht herüber. Die

Nacht aber hatte unterdes die Gegend draußen wunderbar verwandelt, zwiſchen den alten Bäumen hindurch ſah man weit in die Täler hinaus; da lag es verworren im Mondenſchein, wie glänzende Kuppeln, Trümmer und prächtige Gärten, in dem nahen Städtchen unten ſang ein Student noch vor ſeiner Liebſten Tür, dazwiſchen immerfort wieder das Rauſchen des Brunnens – Fortunat ſaß wie im Traum, er dachte an Italien, an Rom, und unwillkürlich in Gedanken rief er: „Fiametta!"

Bei dem Klange reckten die beiden wie Rehe, wenn das Laub raſchelt, plötzlich die Köpfchen in die Höh', ſprangen ſcheu auf und flogen dem Hauſe zu. Fortunat trat ihnen erſtaunt entgegen, da ſtutzte das Jägerbürſchchen plötzlich und ſah ihn einen Augenblick durchdringend an, dann aber warf es ſich auf einmal atemlos an ſeinen Hals, ihn feſt umklammernd und ſchluchzend, er fühlte des Jünglings Tränen unaufhaltſam über ſeine Wangen rinnen, ſeine Locken rollten rings um ihn her, es war, als würde er in ſeinen Armen ganz und gar vergehen. Nun aber wußt' er's wohl, wen er im Arme hielt. „Meine liebe, liebe Fiametta!" rief er aus tiefſtem Herzensgrunde. Da ließ das ſchöne verkleidete Mädchen los, ſtellte ſich, ihre Locken aus dem Geſicht ſchüttelnd, dicht vor ihn und blickte ihn aus den Tränen ſo fröhlich an, daß es ihm recht durch die Seele ging. Darauf ſchnell wieder beſonnen, zog ſie ihn ſchweigend mit ſich in ſein Zimmer hinein. Er ſah im Vorüberſchweifen dem andern Geſellen ins Geſicht und erkannte ſeines Liebchens Kammerjungfer, die über und über rot wurde. In der Stube aber ſteckte Fiametta ihr Haar wieder auf, während ſie die Kammerjungfer mit einem heimlichen Auftrage fortſchickte. Dann trieb ſie Fortunat, in ſichtbarer Furcht, geheimnisvoll und ohne ihm Rede und Antwort zu ſtehen, zur unverzüglichen Abreiſe, half ihm unter tauſend Späßen mitten in ihrer Angſt und Haſt ſeine Sachen raſch in ein Bündel ſchnüren und drängte ihn fort, fort aus dem Hauſe, aus dem Garten und immer weiter. Draußen auf einem abgelegenen Platz fanden ſie

Fortunats Diener mit ſeinen beiden geſattelten Pferden, die Kammerjungfer hatte ihn hergeführt. Sie ſollte mit dem Diener auf dem Schiffe weiterreiſen, Fiametta ſelbſt aber ſchwang ſich ſchnell auf das eine Pferd. Fortunat wußte nicht, wie ihm geſchah, und ehe er ſich faſſen konnte, waren Kammerjungfer und Wirtshaus ſchon hinter ihnen verſchwunden.

Als ſie im Freien waren, fragte Fiametta mit tief geſenkten Augen kaum hörbar: „Was macht denn Annidi?" Fortunat mußte ſich faſt auf den Namen beſinnen. „Annidi?" – ſagte er, „ſie hat in Rom den Studenten Otto geheiratet. Aber wie kommſt du auf die?" – Fiametta ſah ihn groß an: „Iſt ſie denn nicht deine Liebſte geweſen?" – „Mein Gott," erwiderte Fortunat nach einigem Nachdenken, „ſo warſt du es wohl, die an jenem Abend im ſchwarzen Mäntelchen an mir vorüberſtreifte, als mich Otto zu ſeinem Mädchen führte, das ich damals noch gar nicht kannte?" – „Ja freilich," entgegnete Fiametta lebhaft, „und ich ſpielte dann einmal des Abends die Annidi in unſerm Garten, die Kammerjungfer mußte deine Kleider anziehen und ſo über den Gartenzaun zu mir kommen, da kamſt du auf einmal ſelber, wir hatten dich nicht ſo früh zurückerwartet." – „O vernagelter Kopf, der ich war!" rief Fortunat, ſich vor die Stirn ſchlagend, aus, „hätt' ich das damals gewußt!" – Sie lachte ſeelenvergnügt, und ihre Augen glänzten von Tränen.

Währenddes ritten ſie eilig an dem Städtchen vorüber, zwiſchen den ſchlafenden Gärten und Landhäuſern immer tiefer in die weite, ſternhelle Nacht hinein. Die Nachtigallen ſchlugen von den waldigen Bergen, über das ſtille Feld hörte man die Hunde von fern bellen, Fiametta ſah ſich öfters ängſtlich um. „Sieh," ſagte Fortunat, „mir iſt wie einem Vogel in der Luft, ich folge dir über die ganze Erde! Jetzt aber ſage mir auch, warum blickſt du ſo ſcheu zurück? wie kamſt du vorhin auf das Schiff? was in aller Welt haſt du vor?" – „Ach, das iſt eine lange, traurige Geſchichte," entgegnete Fiametta, „die muß ich vom Anfang anfangen." – Sie ritt dicht neben ihm und, ſelbſt wie in Träumen in der

träumeriſchen Nacht, halb an ihn gelehnt, begann ſie folgendermaßen zu erzählen:

„Als du in Rom auf einmal verſchwunden warſt und nun der Winter kam, und es regnete Tag und Nacht, und der Vater ſaß abends in dem großen Saale am Kaminfeuer und ſprach kein Wort, und alles war ſo ſtill im ganzen Hauſe, daß man die Turmuhr gehen hörte, da wurde ich plötzlich krank. Da träumte mir, ich wäre auf einer Anhöhe über Rom im Abendglanze eingeſchlafen. Als ich aber erwachte, war es ſchon finſtere Nacht, mich fror, und ich kannte die Gegend nicht wieder. Da kam durch das Dunkel ein Jäger vom Berge herab. ‚Ach, führ' mich zur Stadt hinunter,' rief ich, ‚horch, da klingt in der Ferne noch die Glocke vom Kapitol.' – ‚Das iſt die Turmuhr, die ſchlägt auf meinem Schloſſe im Walde,' ſagte der Jäger. – ‚Kennſt du denn nicht das Schloß des Marcheſe A.?' fragte ich wieder. – ‚Wo Fiametta wohnt? ach, das iſt lange her,' ſagte der Jäger, dann wandt' er ſich plötzlich – du ſelbſt warſt der Jäger, aber du kannteſt mich nicht mehr. – Nun ſtiegſt du weiter den Berg hinab, ich rief voll Angſt und konnte dir ſo ſchnell nicht folgen. Da ging gegenüber der Mond auf, und auf einmal, ſoweit ich ſehen konnte, lag die ganze fremde Gegend tief verſchneit und flimmerte im hellen Mondenſchein, als ſollt' ich ſterben vor Wehmut.

Als ich mich von der Krankheit wieder erholte, ſtand eines Morgens der Vater vor meinem Bett, das Fenſter ſtand offen, die Bäume draußen ſtanden ſchon wieder grün, und die Vögel ſangen. ‚Steh nur auf,' ſagte mein Vater, ‚wir reiſen nach Deutſchland!' – Er hatte ſein Vermögen verloren, das Haus, unſer Garten ſollten verkauft werden, er mochte das nicht mit anſehen. So fuhren wir in einer ſchönen Frühlingsnacht von Rom fort, die Brunnen rauſchten auf den ſtillen Gaſſen, in unſerem Garten ſchlugen die Nachtigallen, als wüßten ſie's auch, und als die Paläſte und Kuppeln allmählich hinter uns im Mondglanz verſanken, ſah ich meinen Vater zum erſten Male weinen."

„Wo iſt der Vater jetzt?" unterbrach ſie Fortunat hier. Fiametta aber ritt ein Weilchen ſchweigend vor ſich hin; er merkte, daß ſie ſelber weinte. Dann ſah ſie ſich plötzlich wieder nach allen Seiten um und fuhr gefaßter fort:

„Mein armer Vater fand's in Deutſchland nicht ſo, wie er ſich's gedacht. Die mächtigen Verwandten, auf die er gerechnet hatte, weil ſie in der Jugend brüderlich zuſammengelebt, waren ſeitdem alt und anders geworden, die meiſten lange tot, ihre Kinder, die ihn nicht mehr kannten, ſahen ihn verwundert und neugierig an; er konnte ſich in der verwandelten Welt nicht zurechtfinden und ſtarb vor Gram. — Das war eine furchtbare Nacht, ich erinnere mich nur der ſchwarzbehangenen Pferde und Geſtalten und des Fackelſcheins zwiſchen den dunklen Bäumen — und als die Glockentöne allmählich verhallten, ſaß ich allein mit einer alten, ſchwarzgekleideten Dame im Wagen; wir fuhren raſch durch unbekannte Gegenden, ſie ſprach immerfort Franzöſiſch zu mir, aber ich hörte nur das dumpfe Rollen des Wagens in der Nacht; mir war's, als führen wir ſelber ins Grab. Die Dame aber war eine reiche, kinderloſe Tante, die mich nun zu ſich genommen hatte. Sie wohnte auf einem großen Schloß, das einſam am Abhange des Gebirges mitten in einem prächtigen Parke lag; der wimmelte von ſeltſamen Tauben und Pfauen, in dem klaren Baſſin vor dem Schloß ſpielten bunte ausländiſche Fiſche wie Vögel in der Luft; weiterhin in einem zierlich vergitterten Wäldchen weidete ein ſchöner Goldfaſan. Die Tante hatte ihre Freude daran, mich recht auszuputzen, obgleich wir nur ſelten Beſuch hatten; da ging ich denn in prächtigen Kleidern, und wenn ich manchmal ſo allein im Garten ſtand, kam ich mir ſelber in der Einſamkeit wie ein verzauberter Goldfaſan vor. An den Sommernachmittagen aber pflegte die Tante mit mir im Garten auf einem ſchattigen Hügel zu ſitzen, von dem man weit hinausſehen konnte, wie der Strom und die Straßen glänzend durchs Land gingen; Reiter und Wagen zogen da wie in einem Schattenſpiele raſch vorbei, manchmal kam der Klang

eines Posthorns aus der Ferne herüber. ‚Dort geht es nach Italien hinaus,‘ sagte die Tante – mir war zum Sterben bange.

Eines Abends saßen wir auch dort, ich zerpflückte in Gedanken eine Sternblume: ob du kommst oder nicht kommst? ‚Er kommt!‘ rief ich auf einmal erschrocken aus, warf die Blume fort und flog vom Hügel, am Schlosse vorüber, immerfort ins Tal hinab. Denn zwei Reiter kamen unten vom Walde, der eine im grünen Reiserocke, gerade wie du! Als ich atemlos unten anlange, stutzt sein Pferd – es war ein ganz fremdes Gesicht. Er mocht' es wohl erraten, wer ich bin, er schwang sich schnell vom Pferde, und indem er die Zügel seinem Bedienten zuwarf, reichte er mir höflich den Arm und führte mich wie eine Gefangene zurück. Ich glaubte, die Tante würde schmälen, aber sie besorgte nur, daß mir die Erhitzung nicht schade, strich mir die Locken aus der Stirn und nannte mich ein artiges Kind, daß ich ihren Vetter, den sie viele Jahre nicht gesehen, so freundlich empfangen. Sie nannte ihn Baron Manfred."

„Manfred?" sagte Fortunat erstaunt, „den Namen habe ich oft von Lothario gehört. Doch den kennst du ja nicht." – Fiametta schüttelte das Köpfchen und fuhr weiter fort:

„Bisher hatte ich fast wie im Traume gelebt, mit dem Fremden aber kam auf einmal Hast und Unruhe in unsere ländliche Stille. Nichts war ihm recht in unserer Wirtschaft, alles wollte er gescheiter einrichten und sah mich dabei oft so sonderbar an, daß ich erschrak, denn er schaute so klug drein, als könnte er meine Gedanken lesen. Vor Verdruß darüber hatte ich mich eines Tages in der schwülen Mittagszeit mitten ins Gras gelegt, alle Vögel schwiegen, nur die Bienen summten, einzelne Wolken flogen über die stille Gegend fort; ich dachte an die alten Zeiten, an dich, an unsern Garten in Rom. Da kam auf einmal die Tante mit ihrem Vetter im Buchengange herunter. Ich hob mich im Grase halb empor, sie bemerkten mich nicht. ‚Ich habe auch schon daran gedacht,‘ sagte die Tante, ‚so kann es mit Fiametta nicht länger blei-

ben, ſie vergeht mir hier in der Einſamkeit wie eine Blume.' —‚Abgeſehen ſelbſt von allem, was ich Ihnen eben erzählt habe,' erwiderte der Vetter, ‚ſo wüßte ich in der Tat keine beſſere Partie für das Fräulein als den Baron, jung, reich, unabhängig.' —‚Und Sie übernehmen es alſo,' fragte die Tante wieder, ‚ihn zu uns zu bringen?'

Ich konnte ſeine Antwort nicht mehr verſtehen. Aber wie wenn der Blitz neben mir eingeſchlagen hätte, ſprang ich ſchnell auf und flog zu meiner italieniſchen Kammerjungfer und erzählte ihr alles. Da war nicht lange Zeit zum Beſinnen, ihr war hier ſo bang auf dem Schloſſe wie mir, ſie wollte unter dem Vorwande einer Maskerade Jägerkleider für uns beide herbeiſchaffen, und wir beſchloſſen, zu einer jungen, fröhlichen Tante in Wien zu entfliehen, die ich noch aus Rom kannte und die mich vor der dummen Partie beſchützen ſollte.

Seitdem ſahen mich die Tante und der Vetter noch häufiger geheimnisvoll und ſchmunzelnd an. Beſonders abſcheulich aber war mir nun der kluge Vetter, wenn er mit ſeinen ſpitzigen Blicken, wie eine Spinne mit ihren langen Beinen, nach mir zielte. Ja, ſpinne und laure du nur! dachte ich. Und als er nun wirklich abreiſte, um den Bräutigam zu holen, da fuhren wir, während alles ſchon ſchlief, in unſere Jägerkleider und ſtiegen in der ſchönſten Sommernacht mit klopfendem Herzen ſacht die Treppen hinab durchs leere Schloß, den ſtillen Garten entlang, bis wir endlich im freien Felde tief aufatmeten. Da ſah's draußen ſo friſch und waldkühl aus! — Noch dieſelbe Nacht aber hatten wir uns im Gebirge verirrt. Fragen mochten wir nicht, ſo kamen wir zuletzt gar an ein verfallenes Schloß. Mich ſchauerte und fror, die Jungfer weinte, da tat ſich plötzlich eine Tür auf, drei Männer mit Windlichtern traten heraus — der eine war der Vetter, verwildert und bleich im Widerſcheine der Fackeln — ich glaube, er geht um bei Nacht, was hätt' er ſonſt zu tun da droben? Aber erkannt hat er mich und ſetzt mir ſicherlich nach. Wie wir da heruntergekommen, weiß ich

nicht mehr; aber als der Tag endlich anbrach, ſahen wir die Donau im Tale funkeln, ein Schiff wollt' eben abgehen, wir ſtiegen mit ein, und ſo fuhr ich in Luſt und Angſt und bekam Händel und ſollte mich duellieren und" – „Und ich", fiel Fortunat ein, „habe den verflogenen Goldfaſan wieder eingefangen und laſſ' ihn nun nimmermehr los!"

Fortunat war voller Freude und doch verwirrt, er wußte gar nicht, was er mit dem lieblichen Kinde nun anfangen ſollte, das ſich ſo ganz in ſeine Arme geworfen; auch war die Angſt vor dem Entwiſchen nicht gering.

Unterdeſſen flogen ſchon einzelne Streiflichter durch die ſtille Luſt. „Wie biſt du ſchön geworden!" ſagte Fortunat, ſie faſt erſtaunt betrachtend. Da wurde ſie über und über rot; jetzt dachte ſie erſt daran, daß ſie ſo ganz allein mit ihm war. Aus den fernen Dörfern aber hörte man ſchon einzelne Stimmen, über die wogenden Kornfelder ſchoſſen ihnen die erſten Sonnenſtrahlen blitzend entgegen – ſo ritten ſie fröhlich in den prächtigen Morgen hinein.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel

Als Otto – von dem ſtrengen Vitalis verſtoßen – ſo einſam von dem Gebirge der Einſiedler hinabſtieg, weinte er ſich recht von Herzensgrunde aus. Dann wurde ihm erſt leichter. Er fühlte wieder einen rechten Trieb und Mut, nach dem Höchſten in der Welt zu ſtreben; er wollte endlich ehrlich Frieden ſtiften in ſeiner Seele und ſo neugeboren zu dem Einſiedler zurückkehren, ja es kam ihm in dieſen glücklichen Stunden gering vor, ſelbſt ſein Dichten zu laſſen, wenn es ihn wieder in Eitelkeit verſtricken wollte. Die ſtille Nacht ſah ihn dabei von den Bergen wie eine milde Mutter faſt wehmütig an. – Indeſſen verloſchen nach und nach die Sterne am Himmel, und wie nun die Morgenkühle über die Felder kam und unten der Strom und von drüben die Spiegelfenſter eines Schloſſes luſtig aufblitzten, da erſchien dem Verweinten die Erde wieder ſo jung und friſch wie nach einem Gewitterregen, in den tröpfelnden Bäumen über ihm

dehnten die Vögel erwachend die Flügel und ſahen ihn neugierig an, als wollten ſie fragen: „Geſell, wo biſt du ſolange geweſen?“ – Er wanderte fröhlich den ganzen Tag, und als er endlich auf dem letzten Berge aus dem Walde trat, erblickte er auf einmal in der Ferne mitten zwiſchen Gärten die alte, braune Stadt, wie eine von Efeu übergrünte Ruine. Ermüdet ſtreckte er ſich unter den Bäumen hin, er ſah Handwerksburſchen, Reiter und ſchlanke Bauernmädchen heiter durchs Grün auf dem Gebirgspfade hinabziehen, die Vögel ſangen im Walde, einzelne Wolkenſchatten flogen wechſelnd über die glänzende Landſchaft – ſo ſchlummerte er ein und träumte von der ſchönen, waldkühlen Jugendzeit.

Er mußte lange geſchlafen haben, denn als er erſchrocken wieder um ſich blickte, ging die Sonne ſchon unter und vergoldete die Giebel und Türme der Stadt. Voll Erſtaunen ſah er ſich ganz von Blumen bedeckt, als hätt' es Roſen geregnet. Da hörte er eine ſchöne Stimme luſtig durch die Abendluft klingen. Ein eleganter Reiſewagen ſtand tiefer am Saume des Waldes; zwei junge Damen, die, wie es ſchien, den ſteilen Berg zu Fuß herabgekommen, ſtiegen ſoeben wieder ein. Die eine wandte ſich noch einmal und blickte nach ihm herüber, er mußte verwirrt und geblendet niederſehen, ſo ſchön war ſie. „Nach der Bergvorſtadt!“ rief ſie dem Poſtillion zu – da flog der Wagen in den duftigen Abend hinein, er hörte das Poſthorn noch lange aus der Ferne ſchallen.

In der Stadt fand er ſeine Wohnung bereit: ein kleines, freundliches Stübchen im dritten Stock, alte Kupferſtiche an den Wänden, der Boden neu mit Sand beſtreut, ein Glas mit friſchen Blumen unter dem Spiegel. Eine alte Frau empfing ihn ſehr geſprächig und händigte ihm ein Briefchen ein. Sein Jugendfreund, der hier alles für ihn beſorgt hatte, meldete ihm, daß ihn leider unvorhergeſehene Geſchäfte über Land geführt, in wenigen Wochen hoffte er wieder zurück zu ſein – ſo befand ſich denn Otto unerwartet ganz allein in der fremden Stadt. Er konnte ſich nach der

langen Gebirgseinſamkeit gar nicht wieder zurechtfinden, alles kam ihm neu und wunderbar vor, der heitere Reiſetag hallte noch in ſeiner Seele nach, und als er das Fenſter öffnete, dämmerte die unbekannte Gegend ſo ſeltſam über die Dächer herauf; es war ihm, als hörte er noch immer das Poſthorn fern aus der Frühlingsnacht herübertönen. Er konnte nicht widerſtehen, er mußte noch einen Streifzug durch die Stadt machen.

Unten erkundigte er ſich nach der Bergvorſtadt, er hatte ſich geſchämt, die Alte danach zu fragen. Man wies ihn nach einer entfernten Anhöhe, die mit einzelnen Villen und weitläufigen Gärten geheimnisvoll in die Straße hereinſah. Das nächtliche Wandern in einer unbekannten großen Stadt hat etwas Märchenhaftes, die Häuſer und Türme ſtehen wie im Traum im Mondenſcheine, auf den Straßen ſchwärmt es noch laut und behaglich in der Maskenfreiheit der lauen Nacht, dann plötzlich alles wieder ſtill im engen, dunklen Gäßchen, nur die Dachluken klappen im Winde, eine Nachtigall ſchägt wehmütig am Fenſter. – Otto ſchlenderte in Gedanken immer fort, alte Reiſelieder fielen ihm ein, er ſang leiſe vor ſich hin, er wußte ſelbſt nicht, was er draußen wollte. Endlich hatte er die Höhe erreicht, je weiter er kam, je ſtiller und ländlicher wurde die Straße, ſeitwärts ſchienen ſich prächtige Gärten hinabzuſenken. Oft blieb er ſtehen und ſah zurück über die Stadt hin, zwiſchen den vielen verworrenen Lichtern ging das dumpfe Raſſeln der Wagen wie ein ferner Sturm, zuweilen brach ein Schwarm verſtörter Dohlen aus dem alten Kirchendach und durchkreiſte ſchreiend die Nacht, eine Spieluhr vom Turme ſang ihr frommes Lied in der Einſamkeit der Lüfte. Von der andern Seite aber war die Gaſſe ſchon offen, ein friſcher Hauch wehte herüber, er hörte eine Mühle gehen, die er nicht ſah, dann Hundegebell von fern und da und dort noch Stimmen im dunklen Felde.

Auf einmal erklang eine Gitarre und einzelne Töne eines wunderſchönen Geſangs, träumeriſch vom Winde verweht, wie wenn die Nachtluft durch die Saiten einer Harfe geht.

Er eilte zu dem Garten, woher die Töne kamen, das Pförtchen war nur angelehnt, er trat hinein. Da ſtutzte er, denn es war, als flöge der Schatten einer fliehenden Geſtalt heimlich zwiſchen den Gebüſchen hin, ſonſt war alles ſtill. Neugierig ging er weiter in die dunklen Schatten der alten Bäume hinein, der Mondenſchein glänzte ſeitwärts über die Raſenplätze. Da bemerkte er einen Weiher, von Trauerweiden umhangen, eine weiße Statue ſchimmerte durch die Zweige herüber: eine Nymphe, die, halb abgewandt, am Weiher auf ihrem Arme ruhte, den andern verſchlafen über das Haupt gelehnt. — Er wollte eben näher hinzutreten, als plötzlich tiefer aus dem Garten ein heller Lichtſchimmer durch die Bäume funkelte und ebenſo ſchnell wieder verſchwand. Erſchrocken, zögernd wandte er ſich zurück; er ſuchte das Pförtchen wieder, aber die Streiflichter des Mondes und die ſchwankenden Schatten der Bäume dazwiſchen verwirrten ihn ganz, und eh' er ſich beſinnen konnte, ſtand er vor den Marmorſtufen eines hohen, altertümlichen Palaſtes. In demſelben Augenblick ſchüttelt ſich der Fliederſtrauch über ihm, daß er ganz von Tau und Blüten verſchneit wird, er hört ein heimliches Kichern hinter ſich, eine ſchlanke weiße Mädchengeſtalt guckt verſtohlen durch die Zweige und faßt ihn ſchnell an der Hand. „Siehſt du, das iſt der Willkomm, weil du mich überraſcht haſt," flüſtert ſie mit der lieblichſten Stimme, „das iſt ja prächtig, daß du ſchon heute kommſt." So führt ſie, vorangehend, den Erſtaunten über die Stufen durch eine dunkle Halle; plötzlich treten ſie in ein erleuchtetes Gemach, ſie wendet ſich raſch herum — er erkennt mit freudigem Schrecken die reiſende Dame von heute abend im Walde.

Sie ſah ihn erſtaunt an, indem ſie ſeine Hand losließ. Dann bemerkte ſie eine ihrer Roſen, die er noch im Knopfloche trug, eine flüchtige Röte flog über ihr ſchönes Geſicht. „Aber", ſagte ſie kopfſchüttelnd, „wie haben Sie mich denn ſo bald aufgefunden?" Er erzählte nun ſein Erwachen auf dem Berge, ſeine Unruhe darauf und den Streifzug durch

die ſchöne Nacht. Aber ſie war ganz zerſtreut, ſie ſchien auf etwas zu ſinnen. Dann ſprang ſie ſchnell zur Tür hinaus, er hörte ſie draußen lebhaft mit jemand ſprechen.

In dieſer ſeltſamen Lage ſchaute er betroffen im Zimmer umher. Eine Alabaſterlampe beleuchtete wunderbar das koſtbarſte Gerät, auf dem eine Gitarre und aufgeſchlagene Notenhefte unordentlich herumlagen. Hohe, ausländiſche Gewächſe rankten ſich ſchlangenartig an den Wänden empor und hingen mit ihren glühenden Blüten in die träumeriſche Dämmerung herein, als ſpiegelten ſie ſich in dem reichen Teppich am Boden.

„Armer Junge! du wirſt recht müde ſein," ſagte jetzt die Unbekannte, indem ſie fröhlich wieder hereintrat und ihn auf den Diwan niederzog. Sie ſetzte ſich dicht neben ihn, ein Bein über das andere geſchlagen; er mußte ihr erzählen, woher er gekommen, wer er ſei und was er hier treibe. — „Alſo ſo ſieht ein Dichter aus!" — rief ſie erſtaunt, als ſie ſeinen Namen hörte, dabei wandte ſie ihn an beiden Achſeln zu ſich herum und ſah ihm mit den großen, ſchönen Augen gerade ins Geſicht; er mußte die ſeinen errötend niederſchlagen. „Come è bello!" ſagte ſie kaum hörbar für ſich. Darauf nahm ſie eine Pfirſich aus der Kriſtallſchale vor ihnen, biß mit ihren weißen Zähnchen herzhaft hinein und reichte ſie ihm hin. Aber Otto war ganz verwirrt, aus ihren Augen leuchtete zuweilen eine irre, wilde Flamme, die ihn ſchreckte; in dieſer ſeltſamen Verſtimmung konnte er durchaus den rechten Ton nicht finden und ſaß blöde und unbeholfen neben der vornehmen, ſchönen Frau. Da lachte ſie plötzlich mutwillig auf, er wußte nicht worüber, dann ſprang ſie auf und brachte aus einem verborgenen Wandſchranke ein zierlich gebundenes Buch hervor. „Kennſt du das?" fragte ſie, ihm den funkelnden Goldſchnitt vorhaltend; es waren ſeine Gedichte. — „Ich kenn' ſie noch nicht," ſagte ſie, „lies mir was vor daraus."

Sie ſetzten ſich wieder, er blätterte unentſchloſſen und begann endlich eines ſeiner liebſten Gedichte von der ſchönen

Meerfei Meluſina. – „Und daß du's nur weißt," unterbrach ihn die Dame, „ich bin eigentlich ſelbſt die Meluſina; du darfſt nur in den Nächten vom Montag und Donnerstag in den Garten kommen. Frag' nicht nach mir und plaudere nicht davon; wenn du mich ein einziges Mal bei Tage erblickſt, ſehen wir uns niemals mehr wieder." Otto ſah ſie verwundert an, dann las er wieder weiter. Es war ein langer Romanzenzyklus, er hatte ihn in der glücklichſten Jugendzeit gedichtet und ſeitdem nicht wieder geſehen; jetzt nach ſo langer Zeit, in der märchenhaften Umgebung, ergriff es ihn ſelber wunderbar, er las aus ganzer Seele fort und immer fort. Zuletzt beim Umſchlagen des Blattes blickte er einmal flüchtig zur Seite – die ſchöne Frau lag feſt eingeſchlafen neben ihm. – Er ſchwieg, ihn ſchauerte heimlich, denn die ſchlanke Geſtalt in dem weißen Nachtgewande ruhte halb abgewendet, den einen Arm nachläſſig über ihr Haupt geſchlagen, gerade wie die Statue vorhin am Weiher. In dieſer plötzlichen Stille öffnete ſich auf einmal leiſe die Tür, ein ſchwarzgelocktes Mädchenköpfchen guckte herein, überblickte ſpöttiſch den Schauplatz dieſer tiefen Ruhe und winkte ihm dann, ihr zu folgen. „Still, ſtill" – ſagte ſie, als er heraustrat, ihn an der Hand ſchnell fortführend – „jetzt müſſen Sie ſacht fort, der Mond iſt eben untergegangen vor Langweile." Draußen ſang ſie halb für ſich:

„Ein Fink ſaß ſchlank auf grünem Reis:
Pink, pink!
Der Jäger da mit rechtem Fleiß
Zu zielen an und meſſen fing,
Und zielt' und dacht': Jetzt biſt du mein –
Fort war das luſt'ge Vögelein:
Pink, pink! mußt flinker ſein!"

„Was ſingſt du da ſo luſtig?" fragte Otto. – „Ich pink' nur ein wenig Feuer an im Dunkeln," entgegnete das Mädchen, „wollen Sie ſich vielleicht ein Pfeifchen dran anſtekken und noch etwas leſen von den zwölf ſchlafenden Jung-

frauen?" – Sie plauderte mutwillig noch vielerlei in den Wind hinein – so gingen sie rasch durch den stillen Garten. Otto blickte im Vorbeigehen noch einmal nach dem Weiher hinüber, dort ruhte die Statue wieder auf ihrem Marmorpfühl, ein eingeschlummerter Schwan fuhr bei ihren Tritten mit dem Kopfe aus den Flügeldecken hervor, sah sie schlaftrunken an und träumte dann weiter. – „Gute Nacht, Herr Morpheus!" sagte das Mädchen an der Gartentür mit einem schnippischen Knicks und schob ihn lachend hinaus.

Er hörte das Pförtchen hinter sich zuklappen; es war ihm wunderbar, so plötzlich allein unter dem stillen, weiten Sternenhimmel. In der ganzen Gegend regte sich kein Laut mehr, nur die Uhren schlugen fern in der Stadt, es war lange Mitternacht vorüber.

Seit dieser Zeit war es um ihn geschehen; die schönen Mondnächte beleuchteten noch oft seinen einsamen Gang zu dem stillen Zaubergarten. Das geheimnisvolle Grauen in der Luft verlockte ihn nur noch mehr; er mochte nicht nach dem Namen der schönen Frau fragen, ja, er hütete sich, ihr Revier bei Tage zu betreten – war sie ja doch sein mit Leib und Seele! Aber in seiner stillen Stube dann, nach solchen durchschwelgten Nächten, überkam es ihn oft wie Alphornsklänge den Schweizer in der Fremde. Da befiel ihn eine tiefe Angst, er dichtete hastig oft ganze Nächte hindurch, er wollte mit Poesie sich selbst überflügeln – als wäre das Talent ein Ding für sich ohne den ganzen Menschen! – So, zwischen halber Lust und Reue, versank er nach und nach immer tiefer in Melancholie, Verzagen an sich selbst, in Liederlichkeit und Armut, bis zuletzt ein zehrendes Fieber die müde Seele in seinen Trauermantel einhüllte: da hörte er in seinen Phantasien das Posthorn wieder durch die Frühlingsnacht, dazwischen Waldesrauschen und das Glöcklein aus der Ferne. –

Er hatte mehrere Wochen krank gelegen. Als er endlich wieder zu sich kam, konnte er sich gar nicht besinnen, wo er war. Die Sonne schien über die Dächer freundlich durch das kleine Zimmer, eine Katze nickte auf dem Fensterbrett, neben-

an hörte er einen Kanarienvogel ſingen, dann wieder eine Wanduhr dazwiſchen picken, ſeine alte Wirtin ſaß auf einem alten Lehnſtuhle neben ihm am Bett und war über ihrem Strickzeug eingeſchlummert. Er ſah lange verwirrt in dieſer Stille umher, eh' er ſie weckte. Nun fuhr ſie freudig empor und erzählte ihm, wie ſie ſchon für ſeine Seele gebetet, wie er irre geredet im Fieber, daß ſein Freund noch immer nicht zurück ſei, aber ein unbekanntes junges Mädchen ſei vor langer Zeit einmal ins Haus gekommen und habe nach ihm gefragt. – Da dämmerte ihm allmählich alles wieder auf. „Kam das Mädchen nicht aus der Bergvorſtadt?" fragte er und beſchrieb ausführlich Schloß und Garten. Aber die Alte ſchüttelte den Kopf. „Der Palaſt", ſagte ſie, „iſt ja ſchon ſeit vielen Jahren unbewohnt" – ſie glaubte, er phantaſiere wieder. Otto fuhr mit der Hand über ſeine Stirn, er war wie im Traume.

Eines Abends aber, als die Alte ausgegangen war, hatte er ſich raſch angekleidet und ging heimlich die Treppe hinab, über die wohlbekannten Gaſſen und Plätze in die Vorſtadt hinaus. Die Abendſonne funkelte luſtig durch die Straße, Kinder ſpielten vor den Toren, die Mädchen plauderten an den Brunnen, und Lerchen hingen jubelnd hoch im rötlichen Dufte, er taumelte wie berauſcht in der ungewohnten Luft. So kam er an den Garten der Geliebten, das Pförtchen war zu, aber er hatte den Schlüſſel noch ſeit dem letzten Gange in der Rocktaſche. Er ſchloß haſtig auf und trat mit klopfendem Herzen hinein. Unterdes war die Sonne untergegangen, es war ſchon tiefes Abendrot. In der wunderbaren Beleuchtung kam ihm alles wie verwandelt vor, die Gänge, die er bisher nur bei Nacht flüchtig geſehen, ſchienen wüſt und verwildert, und mit Schrecken fielen ihm die Worte der Alten wieder ein, als er endlich den Palaſt erblickte, denn kein Laut regte ſich im ganzen Hauſe. Das Gras wuchs aus den Ritzen der Marmorſtufen, die Türen und Fenſter waren alle feſt verſchloſſen, nur der Wind klappte eben mit einem halbzerbrochenen Laden, ſeitwärts ſchlug eine Nachtigall im Gebüſch, er hatte ſie oft gehört, wenn er in den ſchwülen Sommernächten

hier zum Liebchen ſchlich. – „Mein Gott, wo bin ich denn ſo lange geweſen!“ ſagte er in Gedanken verſunken. – Da hörte er plötzlich in einiger Entfernung ein wohlbekanntes Lied aus alter Zeit:

„Jetzt wandr' ich erſt gern!
Am Fenſter nun lauſchen
Die Mädchen, es rauſchen
Die Brunnen von fern –“

Voll Freude antwortete er ſogleich mit den folgenden Worten desſelben Liedes:

„Aus ſchimmernden Büſchen
Dein Plaudern, ſo lieb,
Erkenn' ich dazwiſchen –
Ich höre mein Lieb!“

„Barmherziger Gott – Kordelchen!“ rief er auf einmal erſchrocken aus. Die Schauſpielerin ſtand vor ihm, ſorgfältig geſchmückt, friſchgepflückte bunte Blumen im Haar! – „Iſt er noch immer nicht zu Hauſe?“ fragte ſie, nach dem Palaſte ſchauend. – „Wer denn?“ entgegnete Otto ganz verwirrt. – Bei dem Klange ſeiner Stimme horchte ſie hoch auf und ſah ihn lange unverwandt an. „Ich kenn' dich recht gut,“ ſagte ſie dann mit einem ſchlauen Lächeln, „weißt du noch, wie du uns in jener regnichten Nacht zum erſten Male trafſt, als wir nach einem kleinen Städtchen zogen? Damals hatt' ich ein Loch im Strumpfe; Kamilla ſtichelte darauf, denn Kamillen ſind bitter – ach nein, du biſt's nicht!“ ſchloß ſie traurig. Dann hing ſie ſich in ſeinen Arm und flüſterte ihm geheimnisvoll zu: „Ich weiß wohl, wie er eigentlich heißt, aber ich verrat's nicht; ſag' du's auch nicht weiter, denn die Nacht hat Ohren – Ohren –

„Und Augen verſtohlen,
Wenn alles im Schlaf,
Da kommt er mich holen –
's iſt ein vornehmer Graf.“

„Kordelchen! Kordelchen!" rief jetzt eine Stimme außerhalb des Gartens. Das Mädchen riß ſich ſchnell los und verſchwand wie ein aufgeſcheuchtes Reh zwiſchen den Bäumen. – Otto ſah ihr lange nach, dann, plötzlich vom Entſetzen ergriffen, floh er unaufhaltſam über die öden Gänge, aus dem Garten, durch die einſame Vorſtadt fort. Es war indes ſchon völlig dunkel geworden, die Sterne ſpielten munter am Himmel, von dem fernen Turme in der Stadt ſang die Spieluhr wieder ihr frommes Lied; er mußte ſein Geſicht mit beiden Händen verdecken, es war, als zögen Engel über ihm ſingend durch die ſtille Nacht.

Zu Hauſe aber ſchnürte er haſtig ſein Reiſebündel; noch denſelben Abend, ungeachtet der Vorſtellungen der beſorgten Alten, verließ er die Stadt.

*

Der Eilwagen rollte auf der glänzenden Straße in die ſchöne Sommernacht hinaus, der Poſtillion knallte luſtig, daß es weit über die ſtillen Felder ſchallte. Vorn im Kabriolett plauderte ein Knabe, der zum erſten Male von Hauſe fuhr, munter mit dem Kondukteur; dann ſah er wieder lange ſtumm in die Gegend, wie da die dunklen Schatten der Pappeln und ſeitwärts Büſche, Wälder und Dörfer im Mondenſchein vorüberflogen, und wenn das Poſthorn erklang, ſtiegen allmählich prächtige Schlöſſer und wunderbare Gärten und Gebirge mit Waſſerfällen in der dämmernden Ferne vor ihm auf. Dann dachte er nach Hauſe, wie die Seinigen jetzt alle ruhig ſchlafen, der Mond ſcheint durchs Fenſter über die Bilder an der Wand, nur eine Fliege ſummt tönend durch die ſtille Stube – da kam er ſich auf einmal ſo verlaſſen vor hier draußen und doch ſo tapfer und frei in der Fremde. – So reiſefriſch war auch Otto früher gar manche ſchöne Frühlingsnacht zumute geweſen; heute ſaß er ſtill vor ſich hinbrütend im dunklen Wagen, es war ihm bei dem einförmigen, ſchlaftrunkenen Raſſeln, als ginge es immerfort bergunter, unaufhaltſam einem unbekannten Abgrunde zu. Zuweilen blitzte der Mond oder das vorüberfliegende Licht eines

Bauernhauſes durch den Wagen und ſtreifte flüchtig bald eine bleiche Naſe, bald einen martialiſchen Schnurrbart, bald die Glasaugen einer Brille. Sie ſchwatzten viel von einer wunderſchönen Opernſängerin und einem reichen Grafen S., einem lockern Zeiſig. – „Nein, ein Dompfaff," rief der eine, „denn ſie hat ihn pfeifen gelehrt." – „Vogel iſt Vogel," meinte ein anderer kurz; „ſie hatte ihn tüchtig gerupft, nun iſt ſie ſelber davongeflogen." – „Eine barocke Idee," ſagte der mit der Brille, „ſich da in dem verfallenen Palaſte in der Vorſtadt einzuniſten!" – Otto, aus ſeinen Gedanken auffahrend, horchte plötzlich auf. – „Niſten!" fiel der Schnurrbart ein, „Turteltauben niſten gerade am liebſten in alten Ruinen, da iſt's hübſch düſter und nachtigallenhaft. Ja, mein Lieber, das hatte alles ſeine guten Wege, nämlich ſo unter den Bäumen ſacht fort, die plaudern nichts aus. Konnte man wohl diskreter handeln als der Graf? er ließ ihrer Treue ein Hinterpförtchen offen. Nun, nun, er iſt ein Mann von koſtbaren Erfahrungen, ſie war wenigſtens nicht ſeine prima Donna, und, ich denke, er hatte eben auch keine Solopartie bei ihr." – Ein ſchallendes Gelächter erfolgte hier. Otto ſchnitt es durch die Seele, ſie ſprachen offenbar von ſeiner wunderſamen Meluſina! Es war ihm, als hätten die Geſellen mit ihren ſchmutzigen Reiſeſtiefeln auf einmal einen köſtlichen Teppich umgeſchlagen und er ſähe nun die groben, rohen Fäden der glühenden Traumblumen – ihm graute recht vor dieſer faden Kehrſeite des Lebens.

Hier hielt der Wagen plötzlich vor einem Hauſe mitten im Felde, ein Mann in Nachtmütze und Pelz trat verſchlafen mit einer Laterne heraus, um einige Pakete zu übergeben und andere in Empfang zu nehmen. Währenddes öffnete ſich hinter ihm leiſe der Schieber des kleinen Fenſters, der Widerſchein der Laterne beleuchtete flüchtig ein wunderſchönes Mädchengeſicht, das ſchnell wieder zurückfuhr. Otto erſchrak, die Züge waren ihm bekannt, er konnte ſich aber durchaus nicht beſinnen. Da gähnte der Mann im Pelz. „Friß mich nicht, Mauſchel!" rief ihm der luſtige Kondukteur vom Kutſch-

bocke zu. – „Ich eſſe kein Schweinefleiſch," entgegnete der Jude trocken. Die Paſſagiere lachten, der Poſtillion knallte, und raſſelnd flog der Wagen wieder in die ſtille Nacht hinaus.

Auf der nächſten Mittagsſtation verließ Otto ſeine Reiſegeſellſchaft, die jetzt ſchlummernd in allen Winkeln der Paſſagierſtube umherlag, während die Rüſtigeren, überwacht und verdrießlich, nach Kaffee, Rum und Butterbroten durcheinander ſchrien. Von hier aus gingen Seitenwege nach Hohenſtein, dort im ſchattigen Grün wollte er ausruhen; er hoffte es noch vor Nacht zu erreichen, ſo matt und krank er ſich auch fühlte. Er fragte nach dem nächſten Wege; man wies ihn auf einen Fußſteig, der gerade durch die Wälder führen ſollte. Einſam ſchritt er nun zwiſchen die Berge hinein. Wie ſo anders, dachte er, als ich vor vielen Jahren hier auswanderte! Nun iſt es Schlafenszeit, und alles iſt vorüber. – Die ſchleichende Gewalt der Krankheit, von der durchwachten Nacht und Anſtrengung neu geſchürt, brach und reckte und dehnte ihn heimlich in allen Gliedern; er mußte öfters raſten und verließ endlich vor Ermüdung den Fußſteig, um womöglich ein Dorf zu erlangen. Aber kein Haus wollte ſich zeigen, es war ſo ſtill den Wald entlang, daß man die Spechte picken hörte. So hatte er Zeit und Wege verloren; der Abend funkelte ſchon durch die Wipfel, die Gegend wurde ihm immer fremder, je weiter er fortging.

Da erblickte er ſeitwärts ein kleines Mädchen, das im Walde Blumen pflückte. Als er hinzutrat, wandte ſie ſich ſchnell herum; es war ihm plötzlich vor den klaren, unſchuldigen Augen, wie in den Himmelsgrund zu ſehen. Die Abendſonne ſchimmerte durch die blonden Locken, er ſtreichelte und küßte es herzlich auf die blanke Stirn.

Das ſchien dem armen Kinde ſelten zu begegnen, es ſuchte emſig in ſeiner Schürze und reichte ihm eine wilde weiße Roſe; und als er fragte, ob es ihm den Weg aus dem Walde weiſen könne, gab es ihm vertraulich die Hand, während es mit der andern ſorgfältig das Schürzchen zuſammenhielt, um ſeine Blumen nicht zu verlieren. Wie ſie ſo miteinander

fortgingen, wurde das ſchöne Kind immer vergnügter und geſprächiger. Es erzählte, es wäre gar nicht mehr ſo lange hin, da käme wieder Weihnachten, wo die vielen Lichter in den vornehmen Häuſern brennten, dann ſäß' es in der Kammer auf ſeinem Bettchen am Fenſter, da flimmerten draußen die Sterne ſo ſchön über dem Schnee, und das Chriſtkindlein flöge durch die Nacht über den ſtillen Garten hin und brächt' ihm von ſeinen Eltern viele koſtbare Sachen: neue rote Schuhe und ein Mützchen. – „Wo wohnen denn deine Eltern?" fragte Otto. – Die Kleine ſah ihn erſtaunt an, dann wies ſie nach dem Himmel. – „Aber wo führſt du mich denn jetzt hin?" fragte er faſt betroffen wieder. – „Nach Hauſe," entgegnete das Kind. – Ihn ſchauerte unwillkürlich bei dem Doppelſinn der Antwort.

Auf einmal traten ſie an einem Abhange aus dem Walde heraus, Otto ſtand wie geblendet. Denn tief unter ihm lag plötzlich ſeine Heimatsgegend im ſtillen Abendglanze ausgebreitet: das ſchattige Städtchen, jenſeits ſeiner Eltern Garten und Haus, der vergoldete Strom dann im Wieſengrunde und die fernen blauen Berge dahinter – alles, wie er's in der Fremde wohl manchmal im Traume geſehen. Ganz erſchöpft ſank er unter dem Baume hin. „O ſtille, alte Zeit," rief er aus, „wie liegſt du ſo weit, weit von hier!" – Die Kleine hatte ſich zu ſeinen Füßen ins Gras geſetzt. „Nein, nein," ſagte ſie, „ſo iſt es nicht, ich will dich's lehren." Und bei dem Vogelſchall, ſelbſt wie ein Waldvöglein, ſang ſie mit dem kindiſchen Stimmchen:

„Waldeinſamkeit,
Du grünes Revier,
Wie liegt ſo weit
Die Welt von hier!
Schlaf nur, wie bald
Kommt der Abend ſchön,
Durch den ſtillen Wald
Die Quellen gehn,
Die Mutter Gottes wacht,

Mit ihrem Sternenkleid
Bedeckt ſie dich ſacht
In der Waldeinſamkeit,
Gute Nacht, gute Nacht!" –

Otto dunkelte es vor den Augen, da ging auf einmal ein Leuchten über die Gegend wie ein Blitz in der Nacht: ſtille Abgründe fernab, Gärten und Paläſte wunderbar im Mondglanz, er erkannte unten die goldenen Kuppeln und hörte durch die ſtille Luft herüber die Glocken wieder gehen und die Brunnen rauſchen in Rom, und das Kind ſang wieder dazwiſchen:

„O du ſtille Zeit!
Kommſt, eh' wir's gedacht,
Über die Berge weit
Nun rauſchet es ſo ſacht
In der Waldeinſamkeit,
Gute Nacht –"

„Still, ſtill," lachte die Kleine, „er ſchläft" – aber der müde Wandersmann wachte nimmermehr auf.

Vierundzwanzigſtes Kapitel

Wir aber, da es nun ſo ſtill geworden im Tal und auf den Höhen, laſſen die Blicke weit über das ſchöne Land hinſchweifen, um nicht in Wehmut zu vergehen. Da rauſchten die Wälder ſo friſch über Luſt und Not, als riefe es: Menſchenkind! blick' auf zum weiten Sternenhimmel, da iſt ja doch alles eitel und nichts dagegen! – Und fern im Gebirge, wo der Mond ſo hell über die Waldwieſe ſcheint, gewahren wir plötzlich zwei Wanderer, die fröhlich niederſteigen: es ſind die beiden Liebesleute auf ihrer abenteuerlichen Fahrt. Fortunat hat ſoeben die Pferde in einem Dörfchen untergebracht und wendet ſich mit Fiametta auf einem Fußſteig zwiſchen die leiſe bewegten Kornfelder hinein, die Nacht kühlt ſich am Horizont mit Wetterleuchten, eine Wachtel ſchlägt fern im Felde. Vor ihnen aber breiten ſich dunkle Höhen

aus, der Mond beleuchtet nur einzelne Abhänge, da erkennt er nach und nach Lauben und Gänge; zuweilen blitzt ein Springbrunnen auf, aus den duftigen Gebüſchen hören ſie ſchon die Nachtigallen über das Feld herübertönen. Auf einmal hält Fortunat ſtill und ſchwenkt voll Freuden ſeinen Hut. „Grüß' dich Gott, du kühler Wald!" ruft er aus Herzensgrunde. Fiametta ſieht ihn einen Augenblick fragend an, dann ſchwenkt auch ſie jubelnd ihr Hütchen, ohne zu wiſſen warum. — Es iſt Hohenſtein, das vor ihnen liegt.

Fortunat wußte, daß Walter jetzt ganz hier wohne; zu dem Hilfreichen, Beſonnenen, Ratvollen wollte er zunächſt das Mädchen bringen. Er hatte gehofft, die Berge noch am Abend zu erreichen, nun aber mochte er kein Aufſehen machen; ſie beſchloſſen, die kurze Sommernacht im Garten zu verweilen, um ſogleich am früheſten Morgen dem alten Freunde alles zu vertrauen.

Er kannte noch aus alter Zeit den Steg im Gartenzaun, ſie ſchwangen ſich hinüber und ſtiegen mit klopfendem Herzen den Waldberg hinan. Fortunat blickte oft ſeitwärts zwiſchen die Bäume hinein nach den ſtillen Gängen, wo er ſo oft gewandelt; es war alles ſo fremd und unheimlich im Mondenſcheine. „Das iſt Jakobs Traumleiter," ſagte er fröhlich, „wie ſie der liebe Gott zuweilen in ſolchen Frühlingsnächten herunterläßt. Nur friſch! wir ſteigen ins Himmelreich, ich ſeh' ſchon die Sterne durch die Wipfel flimmern." — Jetzt hatten ſie die letzten Stufen erreicht, auf einmal traten ſie zwiſchen dem dunklen Laub, wie Bergleute aus einem Schacht, ins Freie hinaus. Da ſahen ſie rechts das alte Schloß und vor ihm die weiten, duftigen Blumenplätze, ſtille Lauben und Büſche; ein Springbrunnen plätſcherte ſchläfrig dazwiſchen, weiterhin dämmerte eine unermeßliche Ausſicht im Mondglanze durch die wunderbare Einſamkeit herauf. Fortunat ſchaute ſchweigend in die Runde, und eh' die kleine Marcheſin ſich noch beſinnen konnte, hatte er ſchon eine weitgebreitete Linde beſtiegen, die am äußerſten Abhange über den ſchimmernden Abgrund hinaushing. „Fiametta!" rief

er von oben, „wär's nicht um dich, ich möchte alles wachschreien vor Freude! Sieh, da unten blickt der Strom manchmal so heimlich auf, drüben grasen Damhirsche am mondbeschienenen Abhange, nun seh' ich auch das Dorf, wo die lustigen Mädchen wohnen, mit denen ich hier oben getanzt; das schläft nun alles, alles — nur eine Turmuhr schlägt dort von fern herüber, ich hörte sie damals oft bei stiller Nacht. Und Gott Vater fährt über die Saiten seiner Harfe, wie eine leise Musik zieht's gnadenreich über die stille Gegend.

Fiametta aber sah sich nach allen Seiten um wie ein scheues Reh. In dem dunklen Buchengange, der vom Schlosse herabkam, schwankte das Mondlicht, als bewegten sich bleiche Gestalten; sie fürchtete sich so allein da unten. Fortunat bemerkte es endlich, er reichte ihr die Hand, sie stieg schnell auf die Bank, die unter dem Baume stand, und schwang sich so lachend mit hinauf. Dort setzten sie sich nun zusammen in dem dämmernden Laube bequem zwischen die Äste zurecht, vor ihnen schossen Sternschnuppen über das Land, manchmal bellte ein Hund fern in den Dörfern, Fiametta baumelte in Erwartung der Dinge zufrieden mit den Beinchen. „Nun erzähle was," sagte sie. Und Fortunat besann sich nicht lange, die alte phantastische Nacht flüsterte verworren durch die Zweige; er fing sogleich aus dem Stegreife an, als spräch' er im Traum:

„Es waren einmal zwei Kinder, Kasperl und Annerl, die hatten einander sehr lieb. Die saßen einmal vor dem Hause und besahen schöne Bilder in einem großen Bilderbuche, das die Annerl mitgebracht hatte; die Vögel sangen im Walde, und das Abendrot ging über die Berge vor ihnen. Auf dem Bilde war eine sehr schöne Gegend zu sehen, fruchtbare Auen, Flüsse, Dörfer und Schlösser, dahinter ein wunderbar gezacktes Gebirge mit einsamen Kapellen und Wäldern, an deren Saum eine Prozession mit bunten Fahnen dahinzog. Das Abendrot schien über das Bild, und wie sie es so mit rechtem Fleiße betrachteten, da fingen auf einmal die gemalten Bäume an leise zu rauschen, schöne bunte Vögel

flogen über die Landſchaft, die Brünnlein glitzerten im Gebirge, die Fahnen wehten, ſie hörten die Prozeſſion aus weiter Ferne ſingen. Und eh' ſich der Knabe noch beſinnen konnte, ſah er zu ſeinem Erſtaunen auch das kleine Annchen ſchon mitten drin, ſie winkte ihm fröhlich, er faßte ſich endlich ein Herz und ſprang ihr nach, ſo liefen ſie beide voller Freuden in das Buch und in die Landſchaft hinein. — Als Kaſperl einmal zurückſah, war ihr Haus und die Gegend, wo es ſtand, ſchon hinter ihnen verſchwunden, von der Prozeſſion hörten ſie nur noch manchmal den Geſang herübertönen, die Sonne war lange untergegangen; je weiter ſie kamen, je einſamer und prächtiger wurde alles. Auf einmal, da ſie eben durch einen Felſenbogen traten, erblickten ſie ein himmelhohes Gebirge vor ſich, daß es ihnen ordentlich den Atem verhielt. Auf dem höchſten Berge ſtand ein herrliches Schloß, das war von lauter Silber, mit Gold gedeckt; vor dem Schloßtor aber ſaß eine wunderſchöne Frau, die war über einer Harfe eingeſchlummert. Aus ihren langen Locken und Gewändern kam ein prächtiger Mondenſchein und beleuchtete die Alpen und die wunderſamen Klüfte, Wälder und Abgründe ringsumher. Unten, wo die Strahlen nicht mehr hinlangen konnten, ſahen ſie kleine bucklichte Männchen in der Dämmerung luſtig von den Felſenzacken Purzelbäume ſchießen, von fern klang das Glöcklein eines Einſiedlers; ein Jäger, der ſich verirrt hatte, ſtand auf dem Felſen gegenüber und gab zuweilen mit ſeinem Waldhorn Antwort. Oben aber am Schloſſe weideten weiße Schäfchen auf den Abhängen, hoch vom Turme der Burg bliſen Engel auf ſilbernen Zinken wunderſchön über die ſtillen Gründe."

„Ach, da möcht' ich auch einmal hin!" rief hier Fiametta freudig aus. — „Es iſt nur gar zu weit von hier," erwiderte Fortunat — „aber wackle nicht ſo mit den Beinchen, wir fallen ſonſt beide vom Baume." — Sie rückte ſich nun näher zum Hören zurecht, und Fortunat fuhr wieder fort:

„‚Das iſt die Göttin Luna,' ſagte nun Annerl, auf die Frau vom Schloſſe weiſend. — ‚Kennſt du ſie denn?' fragte

Kaſperl verwundert. – Sie lachte: ‚Du biſt doch noch ſehr dumm für dein Alter, bleib' jetzt nur dicht bei mir, ſonſt verirrſt du dich hier.' – Kaſperl aber ſah nun einen alten, großen, geduckten Mann ſeitwärts am Wege ſitzen, der hatte einen Sack voll prächtiger Äpfel umhängen. Da wurde er ganz genaſchig, er wollte nur geſchwind noch ein paar Äpfel auf den Weg kaufen; wie er aber in den Sack hineinguckt, erwiſcht ihn der Mann ſchnell bei den Füßen, wippt ihn ſo hinein und ſchnürt den Sack über ihm feſt zu. ‚Aha, nun hab' ich dich!' ſagte er und ſtreckte zufrieden die Beine aus, um ein wenig auszuruhen."

„Pfui, der abſcheuliche Kerl!" unterbrach ihn hier Fiametta von neuem, „ich möchte ſo einen Menſchenfreſſer am liebſten gleich zerpflücken! Nun kommen gewiß die armen Kinder auseinander."

„Ja freilich," entgegnete Fortunat. „In der Angſt und Finſternis arbeitete Kaſperl wütend mit ſeinen Ellbogen in den Äpfeln herum. ‚Aber ſeien Sie doch nicht ſo ſackgrob, Sie erdrücken mich ja,' wiſperte da plötzlich ein feines Stimmchen neben ihm. – ‚Biſt du's?' fragte er leiſe. ‚Jawohl,' antwortete das Stimmchen, ‚ich bin auch gefangen und nage ſchon lange an dem Sack, daß mir die Zähne weh tun. Jetzt iſt der Alte eingeſchlafen, hören Sie nur, wie er ſchnarcht. Sie haben ſo ſtarke, dicke Finger, ſeien Sie doch ſo gütig und helfen Sie mir ein wenig reißen.' – Es war ein allerliebſtes, kleinwinziges Mäuschen, das ſo artig ſprach. Kaſperl riß nun ganz vorſichtig an dem Sack, das Mäuschen wiſchte heraus, biß ihn im Fortſpringen noch ſchelmiſch in den Finger und verſchlüpfte dann ſchnell im Mondenſchein; er hörte es noch fern zwiſchen den Steinen kichern. Jetzt kroch er ſelber ſacht hervor, ſteckte noch geſchwind einen hübſchen Apfel in die Taſche und nahm dann eilig Reißaus. – Aber, Gott weiß, der Alte mußte einen groben Flausrock anhaben, denn Kaſperl geriet auf einmal in ein verworrenes, ungebürſtetes Geſtrüpp, in der Eile hatte er den Weg verloren und war, anſtatt herabzuklettern, an dem alten Rockärmel

gerade hinaufgelaufen. Als er aber oben ſtand, erſtaunt' er erſt recht! Da war der Morgen ſchon angebrochen, der Menſchenfreſſer unter ihm war nichts anderes als der alte, graue Fels vor ſeines Vaters Hauſe, und wo er das prächtige Schloß geſehen hatte und die wunderbaren Klüfte im Mondenſchein, da lagen jetzt fahle dicke Wolken übereinander und dehnten ſich noch halb im Schlaf. Er ſah die Schornſteine in ſeinem Dorfe rauchen, der Nachbar trat gähnend in die Tür. ‚Kikeriki!' rief er, ‚Kaſperl, du willſt wohl den Tag auskrähen, daß du dich da ſo früh auf den alten Steinjürgen geſtellt haſt.'" –

„Aber das arme Annerl?" rief Fiametta wieder ein. – „Wart' nur, es wird gleich noch viel ſchöner kommen," erwiderte Fortunat. „Das ſchöne Annerl war fort und kam nicht wieder, und niemand wußte was von ihr, denn ſie war immer nur gegen Abend heimlich aus dem Walde mit ihm zu ſpielen gekommen. Da war Kaſperl ganz traurig, er mußte viel lernen und ſehnte ſich ſehr und wurde darüber nach und nach groß und ſtark. Einmal des Nachts aber, als der Mondenſchein über die Wälder glänzte, da kam es ihm vor, als ſäße die wunderſchöne Frau draußen auf dem Berg vor dem Hauſe und blätterte in dem alten Bilderbuche, daß der Goldſchnitt beim Umwenden zuweilen ſeltſam über die Bäume am Fenſter funkelte. Da wurde er ſehr unruhig, und als kaum noch der Morgen dämmerte, ſaß er ſchon angezogen in ſeiner Kammer am Tiſch, den Kopf in die Hand geſtützt. Da fiel es ihm erſt ein, daß er den Apfel, den er damals aus dem Sacke mitgenommen, noch immer in der Taſche hatte. Er nahm ihn heraus und biß vor Schwermut drein, um ihn aufzueſſen. Da ſchreit auf einmal etwas drin, und ein Köpfchen ſtreckt und zwingt ſich hervor, und wie er endlich verwundert den Apfel aufbricht, ſteigt ein kleines braunes Kerlchen mit Wanderſtab und Taſche aus dem Kernhauſe. – ‚Wer biſt du?' – ‚Der Apfelmann. Adieu!' – Das Männchen ging über den Tiſch fort, blieb aber plötzlich am Rande ſtehen, weil es nicht herunterkonnte. – ‚Ich will dir

wohl herunterhelfen, du armer Wicht,' ſagte Kaſperl, ‚aber du mußt mir dagegen etwas verſprechen. Kannſt du mich zu der Göttin Luna führen?' – ‚Warum nicht?' erwiderte das Kerlchen. Da nahm er es ſauber zwiſchen die Finger und ſetzte es draußen auf den Raſen. Nun traten ſie ſogleich ihre Wanderſchaft an. Der Kleine hinkte, denn Kaſperl hatte ihn vorhin im Apfel in die große Zehe gebiſſen. Kaum aber waren ſie weiter in die Heide gekommen, ſo humpelte das Kerlchen ſo ungeheuer ſchnell fort wie ein Grashüpfer und lachte und rief immer zurück: ‚Komm mir doch nach, komm mir doch nach, haſt ja ſo lange Beine!' und ehe ſich's Kaſperl verſah, hatt' er das Kerlchen in dem hohen Graſe verloren. Da war er nun ſo klug wie vorher. – Es war aber gerade ein ſchöner Sonntagsmorgen. Ein Birnbaum ging eben übers Feld zur Kirche und rauſchte Gottes Lob. ‚Gelobt ſei Jeſus Chriſt!' grüßte ihn Kaſperl, ‚habt Ihr nicht ſo einen kleinen braunen Pilgrim geſehen?' – ‚In Ewigkeit,' entgegnete der Birnbaum, ‚ich glaube, ich habe vorhin ſo was im Graſe zertreten.' – ‚Ach Gott,' klagte Kaſperl, ‚der hat mich irregeführt, nun weiß ich nicht, wo ich bin! wenn ich nur einen Felſen oder Turm wüßte, um mich ein wenig umzuſehen in der Welt.' – ‚Jetzt hab' ich keine Zeit zu Narreteien,' meinte der Birnbaum, da aber Kaſperl betrübt weitergehen wollte, tat es ihm leid. ‚Nun, komm nur ſchon, komm, was man auch für Not hat mit euch Kindern,' ſagte er und ſtieg ſchnaufend und ächzend auf einen hohen Berg hinauf, wo er ſich breit zurechtſtellte und ſeine grünen Äſte luſtig in die blaue Luft hinausſtreckte. Das ließ ſich Kaſperl nicht zweimal ſagen, er kletterte ſchnell bis zum Wipfel hinan – da aber warf er plötzlich ſeinen Hut hoch in die Luft und ſchrie hurra! aus Leibeskräften, denn jenſeits ſah er auf einmal das wunderbare Gebirge wieder, daß ihm ordentlich ſchwindelte vor großer Freude. – ‚Nun, zauſ' mich doch nicht ſo grob, das tut ja weh,' ſagte der Baum. Aber Kaſperl ſchwang ſich ſchon haſtig wieder hinab, ‚Gott's Lohn! Gott's Lohn!' rief er einmal übers andre. Der gute Birnbaum aber ſchüttelte ſich zum

Valet im Morgenhauch, daß der ganze Raſen voll ſchöner, goldener Früchte lag, die kollerten und hüpften luſtig über den grünen Abhang hinunter, und Kaſperl ſprang ihnen nach zwiſchen den Morgenlichtern in die prächtige Gegend hinein. – War nun das Gebirge beim Mondglanz ſchön geweſen, ſo war jetzt alles noch viel tauſendmal ſchöner im funkelnden Morgenlicht. Das prächtige Schloß mit ſeinen ſtillen Türmen ſtand ganz in roſenroter Glut, die Bäche waren von purem Gold, die Wälder rauſchten und blitzten von Rubinen und Smaragden, auf den Alpen ſtanden Engel umher und fachten mit ihren langen, regenbogenfarbenen Flügeln das Morgenrot an. Und als er endlich zum Walde kam, da erblickte er auf einmal ein wunderſchönes Mädchen auf einem weißen Hirſch, die hatte ein luſtiges, funkelndes Krönlein im Haar. ‚Mein Gott! die ſollt' ich ja kennen,' dacht' er bei ſich – es war ſein liebes Annerl! – Sie hielt lachend ſtill und ſagte: ‚Die ſchöne Frau Luna iſt verwichene Nacht untergegangen, ſie läßt dich noch grüßen, ich aber bin ihre Tochter Aurora, die Königin der Wälder.' – ‚So will ich König ſein,' rief Kaſperl und ſchwang ſich hinter ſie auf den Hirſch, und hui! ging's nun durch die Waldesnacht unter einſamen Burgen, an kühlen Strömen und Gärten und ſchimmernden Fernen vorüber, und jedem ging das Herz auf, der ſie von fern vorüberfliegen ſah. – So hauſten ſie fortan miteinander in freudenreichem Schalle, und da ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch heute – denn ich bin der verliebte Kaſperl und du die Waldkönigin Aurora, mein liebes, liebes Dichterweibchen!"

So ſchloß Fortunat und küßte herzlich Fiametta auf die verſchlafenen Augen. Da ſtieß ſie ihn leiſe an und wies in das Land hinaus. Ein leiſer Schimmer flog über die Gegend, wie wenn ein Kind im Traume lächelt; eine früherwachte Lerche hing ſchon liedertrunken über ihnen hoch in der Dämmerung. „Grüß' dich Gott, du ſchöne, wunderbare Welt!" rief Fortunat; „jetzt friſch ans Werk!" – Sie ſchüttelten ſich ſchauernd in der Morgenkühle, er ſprang ſchnell vom Baum, Fiametta

folgte, er fing ſie unten in ſeine Arme auf. Dann gingen ſie ſchweigend miteinander durch den dämmernden Garten.

Fortunat hatte ſich ſchon im voraus alles klug ausgeſonnen. Fiametta ſollte fürs erſte ſich in der Nähe der Amtmannswohnung noch im Grün verborgen halten, er ſelber wollte unterdes in der Morgenluft wie ein Falke das Haus umkreiſen und auf Walter, den er als einen frühen Vogel kannte, wo er ſich blicken ließe, ſogleich niederſtoßen, um mit ihm das Weitere zu verabreden, bevor die andern dazukämen.

Aber der Menſch denkt, und Gott lenkt. Als ſie ſo unter den feierlich rauſchenden Wipfeln des Buchenwaldes fortgingen, zupfte und rückte Fiametta mit klopfendem Herzen ihr Wämschen zurecht wie ein Vöglein, das ſich im Morgenſchein die Flügel putzt, und fing italieniſch zu plaudern an, das klang wie ein Glöckchen durch die Stille. Fortunat aber gedachte des ſchönen Frühlingsmorgens, als er mit Walter zum erſten Male hier eingeſtiegen. Da war alles wieder ſo kühl und friſch wie damals. Bald erblickte er ſeitwärts die duftigen Blumenplätze, den Sitz unter der Linde, lauter alte Bekannte, nun guckten auch ſchon die weißen Schornſteine herüber — auf einmal ſtanden ſie unter den hohen Bäumen vor dem Hauſe. Da lag noch alles in tiefer Ruhe, durch das Weinlaub am Fenſter konnte er die untere Stube überſehen, den bunten Teppich im ungewiſſen Schimmer und die vergoldeten Rahmen der Bilder gegenüber an der Wand, die alte Stockuhr ſchlug drin ſoeben vier. Unter den Bäumen aber ſtand noch der große runde Tiſch mit den Stühlen umher, wie in der alten Zeit, der Amtmann hatte ſeine Pfeife draußen vergeſſen, auch Florentinens Gitarre hing wieder über dem Stuhl. Da überkam Fortunat unwiderſtehlich ſeine alte Reiſeluſtigkeit, der kluge Plan, Vorſicht, Geheimnis und alles war vergeſſen, er ergriff die Gitarre, ſprang auf den Tiſch hinauf und ſang recht aus Herzensgrunde:

„Wer ſteht hier draußen? — Macht auf geſchwind!
Schon funkelt das Feld wie geſchliffen,

Es iſt der luſt'ge Morgenwind,
Der kommt durch den Wald gepfiffen.

Ein Wandervöglein, die Wolken und ich
Wir reiſten um die Wette,
Und jedes dacht': Nur ſpute dich,
Wir treffen ſie noch im Bette!

Da ſind wir nun, jetzt alle heraus,
Die drin noch Küſſe tauſchen;
Wir brechen ſonſt mit der Tür ins Haus:
Klang, Duft und Waldesrauſchen."

Bei den letzten Klängen öffnete ſich oben leiſe ein Fenſter. Florentine fuhr mit dem verſchlafenen Köpfchen hervor; er hätte ſie beinahe nicht wiedererkannt, ſo prächtig, voll und blühend war ſie geworden. „Herr Jeſus! ſind Sie's, Herr Baron?" rief ſie ganz erſchrocken und ſchlug ſchnell das Fenſter wieder zu, denn der Morgenwind wollte ihr das leichte Halstuch nehmen. Nun hörte er im Hauſe die Türen gehen, rufen und rumoren. Draußen aber kletterte das Morgenrot ſchnell über die Spaliere und Weinranken das ſtille Haus bis zu den Schornſteinen hinan und guckte neugierig über die Bäume, und Fortunat ſang von neuem:

„Ich komme aus Italien fern
Und will euch alles berichten,
Vom Berg Veſuv und Romas Stern
Die alten Wundergeſchichten.

Da ſingt eine Fei auf blauem Meer,
Die Myrten trunken lauſchen —
Mir aber gefällt doch nichts ſo ſehr
Als das deutſche Waldesrauſchen!"

Als Walter von Italien hörte, zweifelte er nicht länger. Eilig in hohen Schmierſtiefeln, die er gegen den beißenden Tau zu gebrauchen pflegte, kam er atemlos aus dem Hauſe geſtürzt. „Mein Gott! du, Herzensbruder!" rief er ſchon von

weitem und flog, außer ſich vor Freude, in Fortunats Arme und ſtach ihn tüchtig mit ſeinem ſchlecht raſierten Bart. Fortunat war im erſten Augenblick ganz verblüfft, denn Walter kam ihm ſo verbauert vor, altmodiſch, beim Reden ſchreiend und gebräunt im Geſicht; aber die treuen Augen machten gleich alles wieder gut, man ſah bis in den Grund der Seele, er war doch durch und durch noch der alte. Jetzt fiel plötzlich ein Schuß hinter ihnen, daß alle zuſammenfuhren. Auf der Anhöhe wurde der tolle Förſter ſichtbar, der von dem Beſuche ſchon Wind bekommen. Er drehte den dünnen, flechſenreichen Hals weit aus der ſchmalen, engen Binde, und als er nun wirklich Fortunat recht erkannt hatte, feuerte er aus ſeiner Doppelbüchſe geſchwind noch einmal über ihre Köpfe weg und ſtürzte mit großem Vivatgeſchrei zu ihnen herab. Dann erwiſchte er unverſehens Fiametta, die nicht wußte, wie ihr geſchah, und walzte wütend mit ihr unter den Bäumen herum; ſeine langen Rockſchöße, die weit im Rade umherflogen, ſchleuderten einen von den Gartenſtühlen ſoeben in die Haustüre, als die Frau Amtmann feierlich heraustreten wollte. „Nun Gott behüt' uns, Herr Nachbar," rief ſie empfindlich, „was iſt das wieder für eine Aufführung!" — „Einführung, Frau Muhme," entgegnete der Förſter, „hohe Reiſende, bal à la fourchette, Sankt-Veits-Tanz, Apfelſinen und Italien! da hat mich ſo eine verfluchte Tarantul in die Füße gebiſſen." — Nun ſchwenkte auch der Amtmann ſeine ſchneeweiße Schlafmütze, hinter der das hübſche Geſichtchen Florentinens hervorguckte; alle ſchrien und fragten durcheinander, die Amtmann knickſte unter vielen Redensarten, die niemand hörte; ein aus dem Schlafe verſtörter kalekutiſcher Hahn hatte ſich ſchon während des Walzers in des Förſters fliegende Schöße verbiſſen — man konnte gar nicht zu Worte und ins rechte Geſchick kommen. — „Und der junge Herr? — mit wem hab' ich die Ehre?" — ſagte endlich die Frau Amtmann, mit einem halben, ungewiſſen Knicks gegen die hocherrötende Fiametta gewendet. — Himmeltauſend! da hab' ich nun was Schönes angerichtet! dachte Fortunat. Er be-

ſann ſich nicht lange. „Ein junger Vetter von mir aus Italien," ſagte er. – „Ah" – rief der Förſter erſtaunt und entſchuldigte nun mit abenteuerlicher Galanterie die ganz ergebenſte Erdreiſtung ſeiner nichtwiſſenden Keckheit. Er mühte ſich ſichtbar ab, in ſeinen überaus höflichen Diskurs eine Menge italieniſcher Worte zu miſchen, ſo glaubte er verſtändlicher zu werden, kam wieder auf die Tarantuln zu ſprechen, die eigentlich in Italien anſäſſig ſeien, ging dann auf die Skorpionen über, auf die er einen ganz beſonderen Haß geworfen zu haben ſchien, und bot ihr endlich eine lange, friſchgeſtopfte Pfeife an. – „Nicht doch, die Herren Italiener pflegen nicht zu rauchen," fiel die Amtmann vermittelnd herüber. – „Nun, ſo tu' ich's ſelbſt mit Erlaubnis," erwiderte der Förſter und fing in ſchnellen Zügen heftig an zu dampfen, während die allezeit heitere Fiametta, in dem dicken Tabaksqualm ſich manchmal verhuſtend, ihm in aller Geſchwindigkeit die ungeheuerſten Geſchichten erzählte von geflügelten Skorpionen und einer wahnſinnigen Tarantul, die den Sankt-Veits-Tanz erfunden.

Der Amtmann, als ſich endlich der erſte Jubellärm ein wenig gelegt hatte, blickte vergnügt in die Runde. „Im Kalender", ſagte er, „iſt heute kein Feiertag angemerkt, aber der liebe Gott hat ihn draußen rot angeſtrichen, ſoweit man nur ſehen kann." Und in der Tat, das alte Schloß, die Wälder, Strom und Täler glühten nun ringsum im ſchönſten Morgenrote. Die Frauen hatten unterdes den Tiſch gedeckt, die Vögel ſangen über ihnen im Walde, und die Morgenlichter funkelten luſtig über die Weinflaſchen und Gläſer auf dem blendend weißen Tiſchzeug. Walter legte in ſeiner Fröhlichkeit die Gitarre in Florentinens Arm, ſie mußte, nicht ohne häufiges Erröten, gleich zu Willkomm alle Lieblingslieder des Hauſes durchſingen. Eine tiefe Wehmut flog dabei durch Fortunats Seele: es waren noch immer dieſelben Lieder, die er damals hier geſungen und gedichtet – ſo lange hatten ſie nachgeklungen in dieſer Einſamkeit! – Dann mußte er ſelbſt ihnen von ſeinen Reiſen, von Rom und Sizilien erzählen, da-

zwiſchen kamen immer wieder hieſige Geſchichten aufs Tapet von alten Bekannten und von den hübſchen Mädchen, mit denen er damals im Garten getanzt, ſie zeigten ihm die Dörfer in der Ferne, wo ſie nun glücklich verheiratet waren, da ein grünverſchattetes Pfarrhaus, dort ein paar Schornſteine einſam über dem Wald. Der nach literariſchen Neuigkeiten ausgehungerte Walter verſuchte mehrere Male vergeblich, ein wiſſenſchaftliches Geſpräch mit Fortunat anzuknüpfen. Er hatte noch immer die alte Angſt, mit der Bildung fortzuſchreiten, und hielt eine Menge Journale, die aber meiſt ungeleſen blieben und von ſeiner hübſchen Frau zum Kuchenbacken verbraucht wurden. Dieſe hatte ſich jetzt mit ihrem Kinde an der Bruſt vor die Haustüre geſetzt, die Morgenſonne ſpielte zwiſchen dem Weinlaub lieblich über Mutter und Kind. Zuweilen blickte ſie unter ihren langen, dunklen Augenwimpern ſcharf nach Fiametta hinüber, die unterdes, das Köpfchen auf beide Arme gelegt, über dem Schwirren und Summen der Gläſer, Teller und Reden am Tiſche eingeſchlafen war.

So war es unter den munteren Geſprächen faſt völlig Tag geworden, als auf einmal Walter, einen erbrochenen Brief in der Hand, eilig aus dem Hauſe trat. „Das iſt heut ein wahrer Wundermorgen!“ rief er lachend aus, „denkt euch, da ſchreibt mir eben unſer Rechtsfreund aus der Stadt, ich möchte ihm kollegialiſch beiſtehen, eine junge, adelige Dame auszukundſchaften, die mit ihrer Kammerjungfer ihrer alten Tante entflohen und deren Spur zwiſchen unſern Bergen verlorengegangen ſein ſoll.“ — „Kurios,“ ſagte der Amtmann, „ja, wilde Waſſer lieben die Berge.“ — „Was!“ — rief der Förſter, der eben eine neue Pfeife geſtopft und nur halb hingehört hatte — „eine alte, wilde Tante iſt im Waſſer verlorengegangen?“ — „Ja,“ fiel Fortunat ein, „und der Rechtsfreund mit ihrer Kammerjungfer entflohen.“ — Walter hatte Mühe, die Konfuſion zu berichtigen. „Ein angeſehener Mann“, fuhr er dann fort, „verfolgt nun die Flüchtlinge im Auftrag der Tante und hat in der Stadt amtliche

Hilfe in Anſpruch genommen. Da biſt du uns eben zur rechten Stunde gekommen, Fortunat." – „Ich? wieſo?" fragte dieſer betroffen. – „Ich meine, als Dichter in ſolchen romantiſchen Fällen." – „Ach, teurer Freund," entgegnete Fortunat, „ich wollte, die Romantik wäre lieber gar nicht erfunden worden! Solche romantiſche Verliebte – und das iſt die adelige Dame gewiß ſamt der alten Tante und dem Rechtsfreund und ſeiner Kammerjungfer – die machen zuſammen an einem Morgen mehr dumme Streiche, als ein geſetzter Autor im letzten Kapitel jemals wieder gutmachen kann!" – Da hatte er nun eben recht das Kapitel der Frau Amtmann getroffen. Sie nickte ihm freundlich zu, klagte über den jetzigen Leichtſinn der Jugend und ſchob alles auf die Poeſie. Fortunat ſtimmte ihr in ſeiner Not gern bei und hetzte noch immer mehr gegen die Poeten. Der Förſter aber, nachdem er endlich alles begriffen, ſaß währenddeſſen wie in Konvulſionen des heftigſten Nachdenkens, bald ſtarrte er in den Himmel, bald wieder in die dicken Tabakswolken vor ſich hin. – „Topp, ſie iſt's," rief er plötzlich aufſpringend aus und ſchlug mit der Hand auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten. „Wer?!" – wandte ſich Fortunat erſchrocken herum. Über den Lärm war Fiametta aus dem Schlafe aufgefahren, Florentine ſah ihr wieder ſcharf in die verträumten Augen – es hing alles an einem Haar.

Aber der Förſter legte ſchnell die Pfeife hin und ſetzte martialiſch ſeinen dreieckigen Hut auf. „Jetzt kommt nur mit, alle, die ihr hier ſeid, zur Mühle dort im Wald, aber ſogleich, damit wir die Vögel noch im Neſt erwiſchen." – Fortunat atmete wieder leichter auf. – Vergebens drang man nun in den Geheimnisvollen, ſich näher zu erklären. „Ich will die alte Tante ſein," ſagte er nur, „wenn ich euch nicht das Fräulein ſchaffe, und ſollte ſie wie ein Eichhörnchen von Baum zu Baum ſpringen." – Die Amtmann mochte von dem Abenteuer nichts wiſſen und blieb mit Florentinen zurück, die andern aber wanderten erwartungsvoll dem Walde zu. In dem allgemeinen Aufruhr konnte Fortunat

durchaus keinen Augenblick gewinnen, Walter auf die Seite zu nehmen, sooft er ihm auch heimlich zuwinkte.

Nach einem kurzen Gange erblickten sie die Mühle in einer einsamen Waldschlucht. Von einem Bergeshange tief verschattet war in dem kühlen Grunde kaum noch der Tag angebrochen, die Vögel erwachten eben erst in dem stillen Gärtchen, nur die Tauben schimmerten vom Dach, das schon von der Morgensonne beleuchtet war. Hier verteilte der Förster seine Begleitung vorsichtig an allen Ausgängen und gebot ihnen, sich still zu halten; er selbst aber ging eilig in die Mühle. Da sahen sie, wie sich im Hause ein Dachfenster halb und leise öffnete, sie glaubten oben ein junges Mädchen zu bemerken, das bei ihrem Anblick schnell den Laden wieder zuschlug. „Was ist denn das?" — flüsterte Fiametta ängstlich Fortunat zu. — „Ich glaube," erwiderte dieser, „der ganze Morgen ist toll geworden und spiegelt unsere eigene Geschichte närrisch in der Luft." — Jetzt entstand ein Tumult im Hause, der Waldbach stürzte plötzlich brausend über das Mühlrad; zwischen dem Rauschen hörten sie rennen, klappen und zanken. Auf einmal sprang die Haustür auf, und der Förster trat mit triumphierendem Anstande hervor, er führte feierlich eine fremde, wohlgekleidete Dame am Arm; der Morgenwind schlug ihren grünen Schleier zurück und zeigte ein junges, schönes Gesicht. — Da besann sich Fortunat nicht lange. „Welche Überraschung, mein Fräulein!" rief er schnell hinzuspringend aus — „als ich das Glück hatte, Sie bei Ihrer verehrungswürdigen Tante zu sehen, wer hätte da an diese verwünschte Mühle gedacht! Ich bedaure nur, wenn dieser vorwitzige Morgenwind zu früh den Schleier gelüftet und das harte Gebirg manchen Stein des Anstoßes" — Nun war auch Fiametta dazugekommen und drückte die Hand der Dame zärtlich an ihr Herz. „Himmlisches Mädchen," sagte sie, „und das alles um mich! — Aber wie war es möglich? wie erfuhrst du, wo ich Unglückliche umherschweife? Ja, leugne nur nicht länger, ich weiß es ja doch, du Liebe, Arme! um

mich verließeſt du Schloß und Tante – oh, es geht mir alles wie ein Mühlrad im Kopfe herum!" – Die Dame ſah in höchſter Verwirrung bald den einen, bald den andern an und wußte nicht, was ſie erwidern ſollte. Die beiden ließen ſie aber nicht mehr los, ſie führten ſie in ihrer Mitte ſo raſch der Amtmannswohnung zu, daß die andern kaum folgen konnten, dabei ſprachen ſie unterwegs oft heimlich untereinander. Walter war ganz verdutzt, auch der Amtman ſchüttelte bedenklich den Kopf, der Förſter aber ſchimpfte voller Zorn. „So eine ſchöne Dame," ſagte er, „und einem ſolchen welſchen Milchbart nachzulaufen, dem die Eierſchalen noch am Schnabel hängen! Da iſt keine Gerechtigkeit in dem Handel, ebenſogut könnte ſich der Herr Amtmann da in mich verlieben." Dann pfiff er mit großem Lärm auf dem Finger nach ſeinen Hunden, warf die Büchſe auf den Rücken und ſchritt ohne Abſchied in den Wald.

Unterdes waren die andern zu Hauſe angelangt, wo Fiametta ſehr fröhlich den erſtaunten Frauen ihre unverhofft wiedergefundene Freundin vorſtellte. Walter wollte folgen, aber Fortunat faßte ihn am Arm und führte ihn raſch in den Garten hinein. „Nun hilf aus der Konfuſion!" rief er aus, da ſie allein waren, „denn die gefangene Dame iſt eigentlich die Kammerjungfer meines Vetters, und mein Vetter iſt meine Geliebte, und meine Liebſte iſt die entſprungene Nichte der alten Tante." Er erzählte nun kurz den ganzen Hergang der Sache, und wie die Kammerjungfer, plötzlich ſo verlaſſen in der Fremde, heimlich ihre Spur im Gebirge verfolgt und geſtern abend – was der Förſter zufällig erfahren haben müſſe – in der Waldmühle eingekehrt ſei, um erſt das Terrain auszuforſchen und des Morgens auf eine geſchickte Art wieder mit ihnen ſich zu vereinigen. –

Als er geendigt hatte, hüllte er ſich in ſich ſelbſt, um den Hagelſchauer freundſchaftlicher Vorwürfe geduldig abzuwarten. Walter aber, aus ſeiner einförmigen Einſamkeit ſo auf einmal mitten in das romantiſchſte Abenteuer mit hineingeworfen, rief zu ſeinem Erſtaunen: „Deine kleine Marcheſin

will ich mit Gut und Blut wie meinen Augapfel beſchützen," und rannte dann voll Begeiſterung ſogleich nach dem Hauſe zu. Unterwegs begegnete ihnen Florentine und fragte, was ſie vorhätten. Walter in ſeiner Freude erwiſchte ſie bloß beim Kopf, küßte ſie tüchtig ab und wollte weiter. Aber ſie hielt ihn feſt. „Tut mir nur nicht ſo wichtig und geheimnisvoll," ſagte ſie, „merkt' ich's doch längſt!" — Walter ſah ſie groß an. — „Dieſer Herr Vetter aus Italien," fuhr ſie fort, „wie er ſich gleich anfangs vorſichtig auf den Stuhl ſetzte, als wollt' er ſich die Röcke nicht zerknittern — ſein Gang, die Stimme — dann" — hier ſtockte ſie plötzlich — „Nun?" fragte Fortunat. — „Dann ſah er Sie einmal lange, lange an, als Sie eben mit den andern ſprachen und niemand achtgab." — Jetzt ſtanden ſie eben auf einer freien Anhöhe. Jenſeits von den Waldbergen leuchtete die alte Burg in der Morgenſonne herüber, wo Florentine ihm auf jener Spazierfahrt einmal flüchtig einen Kuß gegeben hatte — ſie dachten beide daran. Die ſchöne Frau ſchlug verwirrt und errötend die Augen nieder — dann reichte ſie ihm freundlich lächelnd die Hand, in die er recht herzlich einſchlug. Währenddes ging Walter eifrig auf und nieder und zerbrach ſich den Kopf. „Wär' nur der fremde Herr nicht, der euch verfolgt!" rief er ärgerlich aus. — „Ei was!" entgegnete Fortunat luſtig, „ich habe das Mädchen und er die Tante, laß ihn die heiraten!"

Sie ſetzten ſich nun auf die Bank unter der Linde und beratſchlagten miteinander, was jetzt zunächſt zu tun ſei. Nach vielem Hin- und Herſinnen wurde endlich einmütig beſchloſſen, vor dem Förſter und den andern das einmal eingeleitete Mißverſtändnis zu benutzen und die Kammerjungfer für die entflohene Geliebte des Vetters auszugeben, beide aber einſtweilen im Hauſe zu verwahren. Fortunat dagegen ſollte ſchleunigſt zu der Tante aufbrechen und dort, bevor er ihr den Aufenthalt Fiamettas entdeckte, nach den Umſtänden alles ſelbſt vorſichtig ins rechte Gleis zu bringen ſuchen. „Du haſt Rang, Vermögen", ſagte Walter, „und biſt eine ſo gute Partie für die Marcheſin als irgendeine im Lande; es müßte wahrlich

mit dem Eigenſinne eines Romanſchreibers zugehen, wenn ihr euch zuletzt nicht noch kriegtet."

Währenddes hörten ſie Fiametta im Hauſe luſtig plaudern und lachen. Der Förſter, den ſie weit im Walde wähnten, hatte nämlich ſorgfältig ſeinen neuen Frack und eine lange, weiße Buſenkrauſe angelegt und wandelte unter allerlei aus der Luft gegriffenen Vorwänden um das Haus, den Hals nach den oberen Fenſtern verdrehend. „Ich glaube wahrhaftig," ſagte die Amtmann, „der alte Narr iſt in das gnädige Fräulein geſchoſſen." Fiametta aber hatte geſchwind die Kammerjungfer beredet, ans offene Fenſter zu treten, warf ihr einen großen Schal um und fing hinter derſelben an, zu agieren und den Förſter anzureden, indem ſie ihm gerührt für ſeine Mühewaltung dankte, wodurch er ein von der Tarantel der Liebe gebiſſenes Herz ſo frühzeitig von den Holzwegen des Leichtſinnes zurückgeführt. — Als er nun ſeinerſeits ſich anſchickte, verbindlich zu antworten, konnte ſie vor Lachen nicht weiter, winkte ihn geheimnisvoll fort, als ob ſie belauſcht würden, und ſchlug ſchnell das Fenſter wieder zu. — Florentine ſchüttelte bedenklich den Kopf und konnte ſich durchaus in das buntfarbige Weſen nicht finden.

Fiametta aber, da die Männer ihr jetzt ihren Plan mitteilten, war von der Ausſicht einer endlichen, baldigen Entſcheidung ihres verwickelten Liebeshandels wie berauſcht. Und als nun Florentine noch in aller Eile anfing, Kuchen zu backen, die ſie morgen Fortunat auf die Reiſe mitgeben wollten, half ſie ihr mit großer Geſchäftigkeit und naſchte die ſchönſten Roſinen weg. Zuletzt aber, da ſie ſelbſt den Teig angefaßt, mußte auf ihr klägliches Geſchrei alles zu Hilfe eilen, um ihre Finger wieder rein zu machen. — Nun ließ ſie das Backen ganz und gar und zeigte Fortunat die Wohnung, die ſie ihr oben angewieſen hatten. Es war die ſchönſte Stube im ganzen Hauſe, ſie lag nach dem Walde zu, der durch alle Fenſter hereinſah. Da ging es nun luſtig ans Einpacken für morgen, die Vögel ſangen draußen in den Wipfeln, Fiametta kniete in der grünen Dämmerung vor Fortunats Felleiſen und plauderte vergnügt

von den ſchönen Bergen, über die er kommen würde, von dem prächtigen Schloſſe und dem Garten der Tante; dabei packte ſie heimlich allerlei Kleinigkeiten von ſich unter ſeine Wäſche und wurde über und über rot, als er's bemerkte.

So war unter munteren Verabredungen und Vorbereitungen der Tag verfloſſen. Walter hatte, die Müdigkeit ſeiner Gäſte vorſchützend, für den Abend jeden Beſuch entfernt gehalten; die Hausgenoſſen ſelbſt, nach der halbdurchwachten Nacht, waren ſchon früh zur Ruhe gegangen. Nur Fortunat und Fiametta ſaßen noch vor der Haustür und hörten zu, wie die Mädchen unten im Dorfe vor dem Johannesbilde und die Heimchen von der fernen Wieſe ſangen. Fiametta ſaß zu ſeinen Füßen im Graſe, ſie hatte die Gitarre auf ihren Knien und ſah ſtill in die mondbeſchienene Gegend hinaus; er hatte ſie noch nie ſo nachdenklich geſehen. — Da erklang auf einmal weiter oben ein Waldhorn. Es war der verliebte Förſter, der den Herrſchaften ein Ständchen blies. Und als nun allmählich Waldhorn und Johanneslieder verklangen und alles ſtill geworden war im Hauſe und im Tale, da nahm Fiametta ihre Gitarre und ſang:

„Es ſchienen ſo golden die Sterne,
Am Fenſter ich einſam ſtand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Poſthorn im ſtillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreiſen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Geſellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern ſie ſingen
Die ſtille Gegend entlang:
Von ſchwindelnden Felſenſchlüften,
Wo die Wälder rauſchen ſo ſacht,

Von Quellen, die von den Klüften
Sich ſtürzen in die Waldesnacht.

Sie ſangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Geſtein
In dämmernden Lauben verwildern,
Paläſten im Mondenſchein,
Wo die Mädchen am Fenſter lauſchen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verſchlafen rauſchen
In der prächtigen Sommernacht. –"

Fiametta legte die Gitarre ſchnell weg, verbarg ihr Geſicht an Fortunats Knien und weinte bitterlich. – „Wir reiſen wieder hin!" flüſterte ihr Fortunat zu. Da hob ſie das Köpfchen und ſah ihn groß an. „Nein," ſagte ſie, „betrüg' mich nicht! –"

Fünfundzwanzigſtes Kapitel

Zur Mittagszeit des folgenden Tages war Fortunat auf ſeiner Reiſe ſchon fern von Hohenſtein und raſtete eben vor der Tür einer Dorfſchenke. Die Bienen ſummten in der blühenden Linde am Hauſe, vor ihm über den niedrigen Zäunen und Gärten bezeichnete ein blauer Duftſtreif kaum noch die Berge, wo er ſein Liebchen zurückgelaſſen. Ein Mädchen mit friſchen Augen brachte Wein und Brot heraus, ſtutzte aber, da ſie ihn erblickte, und ſprang ſchnell wieder in das Haus zurück. Drin hörte er ſie lebhaft reden und zu ſeinem Erſtaunen ſeine Haare, Rock und Stiefeln ausführlich beſchreiben. Nun trat auch der Wirt heraus, nickte ihr zu, und Fortunat erfuhr endlich, daß vor kurzem zwei fremde Herren zu Pferde hier nach einem Reiter von ſeinem Ausſehen ſich angelegentlich erkundigt und dann ſehr eilig, der eine dieſe, der andere jene Straße eingeſchlagen hätten. Vergebens fragte er nach Namen und näheren Kennzeichen, er konnte aus der konfuſen Perſonbeſchreibung durchaus nicht klug werden, die eine hätte gar beinah auf Walter gepaßt. – Ihr fangt mich doch nicht! dachte er, als es ihm plötz-

lich aufs Herz fiel, daß er jedenfalls freiwillig und aus eigenem Entſchluß vor Fiamettas Tante erſcheinen müſſe, wenn ſein ganzer Plan nicht ſcheitern ſollte. – In dieſer Unruhe trank er noch raſch auf des Wirtes Geſundheit, ſchwang ſich wieder auf ſein Pferd und ſprengte durchs Dorf den fremden Herren nach. Draußen aber nahm er ſogleich die entgegengeſetzte Richtung und atmete erſt wieder frei auf, als ein Bauer im Felde ihm einen näheren Holzweg gerade durchs Gebirge bezeichnete, auf dem er jene Reiter zu vermeiden, ihnen wohl gar zuvorzukommen hoffen durfte.

Die Luft war ſchwül, er ritt lange am Rande eines waldigen Bergrückens fort, an einſamen Klüften und melancholiſchen Tälern vorüber. Auf einmal leuchtete ſeitwärts ein luſtiger Grund zwiſchen den Bäumen herauf: rote Ziegeldächer und Gärtchen im ſchillernden Sonnenſcheine an den Felſen hängend, unten ein glitzender Bach mit badenden Kindern, und auf der Wieſe daneben fröhlich Getümmel der Heuernte, Lachen und das Klirren der Senſen dazwiſchen. Und wie er noch ſo freudig überraſcht hinabſchaut, erſchallt jenſeits plötzlich ein Peitſchenknall, und um die Waldecke herum fliegt ein ſchöner Reiſewagen über die glänzende Landſchaft. Eine Dame beugt ſich aus dem Wagen – Fortunat fährt erſchrocken zuſammen, es iſt offenbar Fiametta, aber in Frauenkleidern, luſtig ſchwatzend mit einem Unbekannten, der neben dem Schlage reitet. Jetzt ſenkt ſich der Weg plötzlich wieder in den Wald, und zwiſchen den dunklen Tannen iſt alles verſchwunden und verklungen.

Fortunat ſtand wie verſteinert, im erſten Augenblicke kam ihm Fiametta faſt wie ein lieblicher Kobold vor, der neckend durchs Gebirge ſtreifte. Dann dachte er ſie ſich wieder in Hohenſtein entdeckt und mit roher Gewalt fortgeführt; aber wie konnte ſie dann noch ſo fröhlich plaudern! – er war ganz verwirrt. – So lenkte er raſch auf einem Fußſteige den Berg hinab, über die Wieſe dem Hohlwege zu, wo die Erſcheinung verſunken. Bald teilten ſich die Wege; auf dem

einen glaubte er eine friſche Wagenſpur zu bemerken und ſetzte munter die Sporen ein.

Aber je weiter er kam, je wilder und einſamer wurde die Gegend. Sie konnten auf dem ſteinigen Wege unmöglich ſo raſch gefahren ſein, als er ritt. Oft hielt er lauſchend ſtill, da glaubte er einmal wieder ihre Stimme zu hören, es war der fremde Schall eines Waldvogels aus der Ferne. Er ſang laut alle Lieder, die er wußte; dann horchte er wieder und lachte und ſchimpfte und ritt immerfort, bis er zuletzt mit Entſetzen bemerkte, daß ein Unwetter raſch im Anzuge war, um die Verwirrung vollkommen zu machen. Schon durchkreuzten Möwen mit ihren weißen, ſpitzigen Flügeln pfeilſchnell die ſchwüle Stille. Vergeblich blickte er nach einem Obdache umher, nicht einmal der Klang einer Holzaxt ließ ſich im Walde vernehmen. Nur einzelne Nebelgeſtalten ſtiegen nun langſam aus den Klüften empor und ſetzten ſich mit ihren langen, grauen Gewändern in die Wipfel der Tannen; über dem Berge vor ihm aber hatte das Gewitter allmählich ſein bleifarbenes Dunkel ausgebreitet, in das die Mauerſpitzen einer Ruine faſt grauenhaft hineinragten. —

Indem er noch ſo zögernd ſtand und unentſchloſſen war, wohin er ſich wenden ſollte, hörte er auf einmal den Schall einer Glocke weit aus der Höhe herüberklingen. „O du göttlicher Aberglaube!“ rief er freudig aus, „was ſind alle Blitzableiter der Welt gegen dieſen tröſtlichen Klang, der wie ein ſingender Engel mit gefalteten Händen über die Wälder zieht und die Wetter wendet. Ja, die Erde iſt noch immer voll ſchöner Wunder, wir betrachten ſie nur nicht mehr!“ — Er folgte nun eilig den Klängen, die bald ſchwächer, bald deutlicher durch den Gewitterwind von dem Berge herabzukommen ſchienen, wo er vorhin die Ruine erblickt. Ein wildverwachſener, wenig betretener Fußſteig ſchlang ſich zwiſchen den Klippen gerade in der Richtung hinauf. Der Pfad wurde immer enger und ſteiler, bald hörte er auch die Glocke nicht mehr; er mußte endlich abſteigen und, ſein Pferd am Zügel faſſend, mühſam von Stein zu Stein hinanklimmen. Manch-

mal wendete er ſich raſtend zurück und ſah durch die Wolkenriſſe tief unten die Landſchaft vorüberfliegen.

So war es völlig Nacht geworden, als er atemlos droben ins Freie trat. Ein Licht ſchimmerte ihm aus der Ferne freundlich entgegen; indem er darauf losging, glaubte er im Dunkel ein großes Schloß zu erkennen mit Türmen, Zinnen und wunderlichen Erkern. Dann, je näher er kam, verwandelte ſich allmählich alles wieder; es war wildumhergeworfenes Geſtein und phantaſtiſche Baumgruppen, was ihm ſo prächtig erſchienen, und voll Erſtaunen ſtand er auf einmal vor einer Einſiedlerklauſe, halb in den Felſen gehauen, ein Türmchen mit einer Glocke darüber. Eine Lampe von der Decke warf ungewiß flackernde Scheine über die leeren Wände und den hölzernen Tiſch und Stuhl in der Mitte. Plötzlich fuhr ſein Pferd ſchnaubend zuſammen, aus einem Winkel der Halle blinkte ihnen ein hochaufgerichtetes, weißes Totengerippe entgegen. — „Schauerlicher Geſell!“ ſagte Fortunat, „biſt du der Einſiedler hier und ziehſt bei Nacht heimlich die Glocke?“ — Er rief nun laut nach allen Seiten, aber nur ſeine eigene Stimme gab zwiſchen den Klüften Antwort. Da faßt' er ſich ein Herz, band ſein Pferd vor der Hütte an und trat hinein.

Er fand ſie wohnlicher, als er erwartet hatte. Ein großes Buch lag auf dem Tiſche, er ſchlug es auf, es war ein altes Brevier; zu ſeiner Verwunderung fand er eine kurze, ungariſche Tabaksfeife drin als Zeichen eingelegt. Nun, die Toten ſchmauchen doch nicht, dachte er, und ſpähte eifriger umher. Da entdeckte er in einer Ecke einen Vorrat köſtlichen Heues, weiterhin auch einen vollen Weinkrug und Gläſer daneben. Erfreut über den unverhofften Fund zäumte er vor allem ſein müdes Pferd ab und verſah es reichlich mit Futter. Das ungewohnte Hantieren in dieſer Abgeſchiedenheit, das Brauſen der Wipfel, die ganze unerhörte Lage, in der er ſich hier befand, verſetzte ihn in eine ſeltſame Heiterkeit. „Gute Nacht!“ rief er fröhlich vom Berge hinab, „wie hat der Herr nun alles untergetaucht in den wunderbaren Strom der Träume! Was

iſt das für ein Traumlied in den Wäldern, gleichwie die Saiten einer Harfe, die der Finger Gottes geſtreift. Wahrlich, wen Gott liebhat, den ſtellt er einmal über allen Plunder auf die einſame Zinne der Nacht, daß er nichts als die Glocken von der Erde und vom Jenſeits zuſammenſchlagen hört und ſchauernd nicht weiß, ob es Abend bedeute oder ſchon Morgen." –

Darauf ſetzte ſich Fortunat zufrieden vor die Klauſe, doch ſo, daß er ſeitwärts die eine Wand im Auge behielt; er traute dem dürren Geſellen im Winkel doch nicht recht, daß er ſich nicht unverſehens erhübe und murmelnd am Tiſche aus dem Buche zu leſen anfinge. Draußen aber war es ſo endlos ſtill, er hörte nur manchmal das Schnauben des Pferdes und den Schrei des Wildes tiefer im Walde; vor ihm ſtreiften durchſichtige Wolken geſpenſterhaft leiſe den Raſen wie Schleppen fliehender Feen.

In dieſer Einſamkeit überwältigte endlich der Schlaf den Erſchöpften, und als er mitten in der Nacht plötzlich wieder aufwachte, waren die Wetter unterdes verzogen, der Mond ſchien prächtig über die Wälder. Da war's ihm, als hörte er in einiger Entfernung zwei Männer eifrig miteinander ſprechen, und im zitternden Mondlichte unter den Bäumen bemerkte er einen rieſengroßen Mönch, der mit einem Unbekannten ſchnell durch den Wald fortging. Vor dem Rauſchen der Wipfel konnte er nur einzelne abgebrochene Laute vernehmen, er hörte aber deutlich, wie ſie im Geſpräche mehrmals ſeinen und Fiamettas Namen nannten. – „Träume ich denn, oder träumt dieſe phantaſtiſche Nacht von mir?" – rief er erſchrocken aufſpringend aus, aber die Stimmen waren ſchon weit, und auf der ſtillen Höh', wo ſie ſich endlich im Dunkel ganz verloren hatten, ſah er nun plötzlich eine Fackel aufleuchten. Mehrere dunkle Geſtalten folgten, ſie trugen lautlos einen Sarg. Die roten Widerſcheine ſchweiften wunderbar zwiſchen den Tannen über ein Felſentor, in welchem auf einmal alles wieder verſchwand. – Da war's ihm, als trügen ſie Fiametta fort, er ſtürzte haſtig nach in den Wald.

Aber vergebens ſuchte er einen Steg durch die Wildnis; in der flimmernden Dämmerung des Mondenſcheines ſtarrten ihm überall zackige Klüfte entgegen, er mußte wieder umkehren. „Nur zu," ſagte er ganz verſtört, „nur immer zu! der Spuk und die Nacht müſſen doch einmal ein Ende nehmen!" – Dann lehnte er ſich über den Hals ſeines ſchlummernden Pferdes und ſtarrte gedankenvoll in die weite Einſamkeit hinaus.

So hatte er lange halb im Traume geſtanden, als er auf einmal von fern den luſtigen Schrei eines Waldvogels zu hören glaubte. Erfreut blickte er umher, da ſchweifte wirklich ſchon ein ungewiſſer Morgenſchein leiſe über den Himmel, wie ein Hauch über den Spiegel; ſeitwärts, als er ſich bewegte, fuhr ein Reh auf und flog ſcheu durch die Dämmerung. Nun dacht' er dran, daß heute Sonntag war. Da rannte er ſchnell in die Klauſe. „Schau' nicht ſo grämlich in dieſer gnadenreichen Stunde," rief er dem knöchernen Klausner zu, „jetzt iſt's ja Licht und alles, alles wieder gut!" Dann zog er fröhlich die Glocke, als wollt' er den Tag anbrechen, und das Herz wurde ihm ſtill und weit, als der Schall ſo hell durch die Waldesnacht ging; er hatte ſchon lange nicht ſo fromm in Gedanken gebetet.

Jetzt fiel ihm erſt ein, daß der Glockenklang wohl die rätſelhaften Nachtwandler herbeigelockt haben könnte. Er trat hinaus und ſpähte nach allen Seiten umher. Aber es rührte ſich nichts, der Wind hatte die Klänge nach den Tälern geweht, die noch im tiefen Schatten lagen. Auf dem Gipfel des Berges aber, an deſſen Lehne die Klauſe ſich befand, bemerkte er jetzt im falben Zwielichte die Mauertrümmer wieder, die er geſtern aus dem Tale geſehen. Dort zogen ſie hinauf, dachte er, und ſchwang ſich eilig auf ſein Pferd. Bald hatte er nun auch den verſchlungenen Pfad und das Felſentor entdeckt, das von der andern Seite nach der Höhe führte, und verfolgte unterdeſſen die Spur, um droben womöglich nähere Auskunft über die Vorgänge der Nacht und die einzuſchlagende Reiſerichtung zu erhalten.

So ritt er wohlgemut in den wachſenden Morgen hinein, auf dem Berge vor ihm trat allmählich das alte Gemäuer immer deutlicher zwiſchen den Tannen hervor. Schon unterſchied er eine halbverfallene Kirche, leere Fenſterbogen und einzelnſtehende Pfeiler, von Efeu üppig umrankt; Ziegen kletterten in der grünen Wildnis, alles von der Morgenſonne wunderbar beleuchtet. Da erſchien auf einmal ein hoher, ſchlanker Jäger auf der Wand, der Morgen funkelte glutrot darüber, es war, als ſtünd' er ganz im Feuer. Auf ſeine Büchſe gelehnt, ſchaute er von der andern Seite in die Täler hinab, er hörte ihn oben ſingen:

„Hier ſteh' ich wie auf treuer Wacht,
Vergangen iſt die dunkle Nacht,
Wie blitzt nun auf der Länder Pracht!
Du ſchöne Welt, nimm dich in acht!"

Jetzt wandt' er ſich herum – es war Lotharío! Auch er hatte nun den Ankommenden bemerkt, ſprang raſch herab, und die beiden Freunde lagen einander in den Armen. Der wilde Jäger ſah bleich, gebräunt und dennoch ſchöner aus als ehemals; Fortunat erſchrak faſt vor der wunderſamen Tiefe der dunklen Augen, in die er ſo lange nicht geſehen. – „Aber wie kommſt du hier herauf?" fragte er endlich aufs höchſte überraſcht. – „Ich ſpiele den letzten Akt," erwiderte jener lächelnd, „Gräber, Hochzeit, Gottes grüne Zinnen und die aufgehende Sonne als Schlußdekoration." – Hier waren ſie am Gipfel bei den Trümmern angelangt, er band Fortunats Pferd an einen Baum. „Laß unterdes hier alles ſtehen und komm nur ſchnell mit mir." – „Du biſt nicht allein hier oben," meinte Fortunat, „wen habt ihr heute nacht im Walde begraben?" – „Den armen Otto." – „O Gott! du fröhliches Liederherz, ſo friſch wie eine Lerche ſingend aus der Luft zu fallen! mir iſt's, als hört' ich's noch im Ohre klingen." – „Wohl ihm," entgegnete der Begleiter, „er hatte raſch gelebt und ſtand ſchon müd und ſchlaftrunken im tiefen Abendrote, dort ruht er aus."

Sie traten durch ein halbverfallenes Bogentor auf einen freien, grünen Platz, es ſchien ein ehemaliger Kloſterkirchhof zu ſein. Ein neues Grab, ſoeben erſt mit ſchönem Raſen belegt, ſchimmerte ihnen taufriſch entgegen. Ein Mönch kniete betend daneben zwiſchen wilden, bunten Blumen, und Vögel flatterten und ſangen luſtig in dem Grün, das aus allen Mauerritzen rankte; über die Gräber aber leuchtete auf einmal eine unermeßliche, prächtige Ausſicht aus der rauſchenden Tiefe herauf. – „Gott gebe jedem Dichter ſolch ein Grab!“ rief Fortunat freudig überraſcht.

Bei dem Klange ſeiner Stimme aber hob ſich's plötzlich unter den Blumen, er ſtand wie im Traum – es war Fiametta. „Iſt er da!“ rief ſie emporfahrend aus, ſchüttelte die Locken aus dem Geſicht und ſprang fröhlich zu ihm. Nun kam zu ſeinem Erſtaunen auch Walter eilig zwiſchen den Steinen hervor mit einem Einſiedler und einem Fremden, der Fortunat mit den klugen, ſcharfen Augen freundlich betrachtete. „Wie haben wir dich geſucht,“ rief Walter ſchon von weitem, „wer von uns hätte das gedacht!“ – Aber Fortunat konnte ſich noch gar nichts denken, er blickte verwirrt in dem Kreiſe umher. Da glänzten unten die Täler in der ſchönen Sonntagsſtille und die Morgenglocken klangen von fern herauf. – „Nun lobet alle Gott!“ ſagte Lotharío, faßte Fortunat und Fiametta bei der Hand und führte ſie in die alte Kirche neben dem grünen Platze; die andern folgten ſchweigend. Der Mönch ſtand ſchon vor dem Altar, zu dem Lotharío ſie brachte. Die Morgenſonne ſchien ſeltſam durch das hohe, gemalte Bogenfenſter, die Pfeiler waren mit friſchen Birken verziert, durch die offene Tür rauſchten die Bäume herein. Jetzt bemerkte Fortunat erſt, daß Fiametta feſtlich geſchmückt war und ein Myrtenkränzchen im Haare hatte; er wußte nicht, wie ihm geſchah. Und als nun der Mönch ſich zu ihnen wandte und fragte, ob ſie als getreue Eheleute einander lieben wollten bis in den Tod, ſagte Fiametta errötend aus Herzensgrunde: „Ja,“ und er legte ſegnend ihre Hände zuſammen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Jungen Eheleuten kommt am Hochzeitsmorgen die Welt wie verwandelt vor, als wäre über Nacht alles ſchöner und jünger geworden, denn die Erde putzt und ſpiegelt ſich gern in fröhlichen Augen. Wieviel luſtiger unſerem Paare, gleich Zugvöglein über der prächtigſten Gegend, da war des grünen Waldlebens genug, ſchattige Gründe, fliegende Schimmer über das Land und unabſehliche, ſelige Fernen! – Allmählich erſt tauchte Fortunat alles aus dem Morgenglanze auf. Er erfuhr nun, daß der ſeltſame Lotharío Graf Victor ſelber war und ſeit geraumer Zeit hier oben als Vitalis lebe, heiter und ſtreng, ein Einſiedler ohne Kutte, ein Jäger nach höherem Wild geſtellt. – Jetzt gab ſich auch jener Fremde als Baron Manfred kund, denſelben Vetter, der damals Fiamettas Tante auf ihrem Schloſſe beſucht. Er hatte von ihrer Liebe und ihrem Heimweh gehört und für Fortunat um ihre Hand bei der Tante geworben. Als aber darauf die ſcheue Marcheſin vor dem vermeintlich unbekannten Bräutigam ſo plötzlich die Flucht ergriffen, verfolgte er unausgeſetzt ihre Spur bis Hohenſtein, wo er unmittelbar nach Fortunats Abreiſe eintraf. Dort erfuhr Walter von ihm den ganzen Zuſammenhang ſowie den gegenwärtigen Aufenthalt des Grafen Victor, und voll Freude waren ſie nun alle noch denſelben Morgen aufgebrochen, um Fortunat eiligſt einzuholen. So hatte alſo Fortunat ſein Liebchen vor ſich ſelber entführt und ein jeder vor lauter Klugheit die möglichſt größte Konfuſion angerichtet, der liebe Gott aber unverſehens alles wieder geſcheiter gemacht.

Morgen wollten die Gäſte wieder weiterziehen. Unerwartet waren ſie hier auf einer jener Zinnen des Lebens zuſammengekommen, die immer nur für wenige Raum hat – das fühlten ſie wohl. Was hatten die Freunde nun alles einander zu erzählen in der kurzen Zeit! Luſt und Leid, Vergangenes und Künftiges. So war ihnen der Tag in der ſchönen Einſamkeit ſchnell verfloſſen. Als es aber ſchon wieder abendkühl wurde, ſaßen ſie alle zuſammen vor der großen

Aussicht unter den hohen Buchen, welche den Abhang an der Klosterruine beschatteten. Spuren von Kiesgängen, sorgfältig mit Buchsbaum umzäunt, Lauben und halbzerworfene Rasenbänke bezeichneten ringsumher den ehemaligen Klostergarten; nur einzeln zerstreute Blumen, wie verlorene Kinder, schimmerten noch aus der alten Zeit durch das wuchernde Unkraut. Hier hatte der geschäftige Einsiedler einen Tisch gedeckt und Stühle gesetzt; er ließ es sich durchaus nicht nehmen, die Herrschaften aufs beste zu traktieren mit Wein, Obst, Honig und Nüssen, was er nur hatte. Für Fiametta aber hatte er einen Kranz von lustigen Waldnelken besorgt. Er blätterte emsig in seinem Brevier und schenkte ihr die schönsten Heiligenbilder daraus; dabei steckte er ihr immerfort das Beste von dem Naschwerk zu und hatte seine herzinnige Freude, wie sie so schön mit dem Kränzlein aussah und fröhlich plaudernd die Nüsse knackte. — Da hörten sie auf einmal in geringer Entfernung einige Saitenklänge. „Dacht' ich's doch," fuhr der Einsiedler auf, „da hat er mir doch meine alte Zither in der Klause aufgestöbert!" — Im Gebüsche aber hörten sie singen:

„Wir zogen manchen Wald entlang,
Viel fröhliche Gesellen,
Und salutierten mit Gesang
Die Burgen und die Quellen.

Nun sang man den zu Grabe still,
Dem sie zur Hochzeit geigen,
Der andre in den Himmel will
Auf wilden Felsen steigen.

Von den einsamen Felsensteigen
Schau' ich ins Land so weit,
Da dunkelt und rauscht's so eigen
Von der alten, schönen Zeit."

„Da kriegen wir alle was ab," sagte Fiametta. — „Nun, nun, wir wollen's ihm schon zurückzahlen," meinte der Ein-

ſiedler, „aber er ſingt eine ſchöne Note, es iſt mir ganz wie in meiner Soldatenzeit, wenn ich ſo bei ſtiller Nacht mit der Zither im Biwak lag.“ – Es ſang wieder:

„Was das für ein Gezwitſcher iſt!
Durchs Blau die Schwalben zucken
Und ſchrein: ‚Sie haben ſich geküßt!‘
Vom Baum Rotkehlchen gucken.

Der Storch ſtolziert von Bein zu Bein:
‚Da muß ich fiſchen gehen –‘
Der Abend wie im Traum darein
Schaut von den ſtillen Höhen.

Und wie im Traum von den Höhen
Seh' ich nachts meiner Liebſten Haus,
Die Wolken darüber gehen
Und löſchen die Sterne aus.“

Fiametta flüſterte wieder: „Iſt ihm denn ſeine Liebſte geſtorben?“

„Ach, das iſt eine dumme Geſchichte mit ſeiner Amour,“ erwiderte der Einſiedler, „tut mir den Gefallen und bedauert ihn nicht lange, das will er nur, ſonſt macht er noch immer mehr Flauſen davon.“ – „Wer iſt's denn?“ fragte Fiametta. Aber der Spielmann ſang von neuem:

„Im Schloß ihr wohl am Fenſter ſteht
Und herzt euch nach Gefallen,
Der Herbſt ſchon durch die Felder geht,
Da hört ihr's unten ſchallen.

Das klingt ja wie vom Felſenrand
Einſt bei des Klausners Buchen,
Ich glaub', das iſt der Muſikant,
Der kommt zum Kindtaufskuchen.

Und die Vögel ziehn über die Buchen,
Der Sommer der iſt vorbei,
Ich aber muß wandern und ſuchen,
Wo der ewige Frühling ſei.“

Hier entſtand plötzlich ein heftiges Geräuſch, und ehe ſie ſich's verſahen, kam der Sänger in haſtiger Flucht durch Laub und Äſte geradezu über die alte Gartenmauer dahergeflogen, daß die loſen Steine hinter ihm dreinkollerten. Fiametta drängte ſich ſcheu an Fortunat; dieſer erkannte zu ſeinem Erſtaunen in dem Flüchtling Dryander. Der Doktor aber blickte noch immer wild zurück, ſetzte ſeinen Hut, der vor Eile ganz ſchief ſaß, auf dem Kopfe zurecht und ſchimpfte, außer ſich vor Zorn und Schreck, über die dumme Romantik: kaum beträte man das Revier eines Poeten, ſo ſchöſſen verſtorbene Doppelgänger, gleich wahnſinnigen Pilzen, aus dem unvernünftigen Boden und ſäßen auf den Klippen umher und wackelten mit den Köpfen.

Da erkannte er auf einmal in Fiamettas Augen das hübſche Jägerbürſchchen vom Donauſchiff, und ſeine ganze Gedankenfolge bekam dadurch plötzlich einen andern Zug. Fiametta errötete und fragte ihn lächelnd, ob er ſich noch mit ihr ſchlagen wolle? Er aber beſann ſich nicht lange. „Oh," entgegnete er tapfer, „ich habe damals auf dem Schiffe alles recht gut gewußt und wollte nur die Damen ein wenig ſchrecken." — „Ja, ja, das hat die Schiffsgeſellſchaft wohl gemerkt," ſagte Fortunat, „denn ſie haben deinen zurückgelaſſenen Hut über der Tür des Wirtshauſes angenagelt zum ewigen Gedächtnis eines verwegenen Duellanten, der vor Zorn und Wut plötzlich die Verſchwindſucht bekommen."

Unterdes hatte der Einſiedler das Gebüſch hinter der Mauer unterſucht und kam nun mit großem Gelächter zurück. Gerade in dem wildverwachſenen Verſteck, wo Dryander das Ständchen gebracht, befand ſich der zertrümmerte Eingang zur Kloſtergruft; dort ſaß ſeit alter Zeit ein Totengerippe wie ein Wächter zwiſchen den Steinen, dem der Einſiedler, als er vorhin Tiſch und Stühle abräumte, in der Eile des Doktors Schlafpelz umgehangen. Mitten im Geſange nun ſich umwendend, hatte Dryander plötzlich ſich ſelbſt zu erblicken geglaubt und ſo mit größter Behendigkeit die Flucht ergriffen.

Jetzt erfuhr Fortunat auch, daß der Doktor ſchon ſeit längerer Zeit in einem angeblichen Bußanfall bei dem Einſiedler ſich aufgehalten, der ihm ſehr gut war und immer tauſend Spaß und Händel hatte mit dem kurioſen Geſellen. Heut noch vor Tagesanbruch aber war Dryander gleichfalls voll Eifer ausgezogen, um Fortunat aufzuſuchen, ohne in ſeiner Zerſtreuung vorher erſt die Braut zu betrachten. Unterwegs aber hatte er bald die ganze Geſchichte wieder vergeſſen und ſchlenderte wohlgemut nach dem nächſten Städtchen, wo er ſich im Gaſthauſe tüchtig reſtaurierte. Das gefiel ihm ſo wohl, daß er unverzüglich einen großen Einkauf an Wein, Braten und Kuchen machte und einen Burſchen zum Tragen mietete, der ſoeben zu allgemeinem Ergötzen aus ſeinem Korbe den Markt hervorlangte und ſich dann ermüdet neben ſie ins Gras ſetzte.

Wer Dryander genau kannte, konnte bald bemerken, daß er ſich wieder einmal in jener phantaſtiſchen Faſelei befand, wo er ſich und andere überredete, ganz beſonders unglücklich zu ſein. Victor ſah ihn ſcharf an. „Nun beichte nur gleich," ſagte er, „was iſt wieder paſſiert?" — Der Doktor zögerte erſt, dann begann er mit einer gewiſſen weichen Feierlichkeit: „Ihr wißt alle, daß meine liebe, kleine Frau mich verlaſſen." — „Sie wußte wohl," fiel ihm Victor ins Wort, „du wollteſt ihre geſunde, herbe, klare Proſa durchaus auf die poetiſche Lyra ſpannen; was Wunder, wenn endlich die Saite ſprang!" — „Und einem Haſarenleutnant an den Schnurrbart flog," ſagte der Doktor, ärgerlich über die Unterbrechung. „Kurz, ich wußte wohl ein Jahr lang nicht, wohin ſie gekommen. Heute nun, als ich mit dieſem guten Jungen da ſoeben zu den Bergen zurückkehren will, ſehen wir ein rotes Ziegeldach durchs Grün ſchimmern. Wir treten näher, da ſteht ein Brunnen unter einem blühenden Apfelbaum, die Bienen ſummen drin in der ſchwülen Mittagſtille, an dem Brunnen aber ſitzt ein junges Weib, ihr Kindlein auf dem Arm — es war mein liebes Trudchen. ‚Gott grüß' dich, ſchöne Frau,' ſag' ich, und bitt' um einen friſchen Trunk. Da blickt ſie erſchrocken auf —

ſie kannte mich nicht mehr." – „Nein, Herr," fiel hier der Burſch mit dem Korbe ein, „ſie erkannte Euch gleich und ſchrie: ‚Herrje, Fritz, komm geſchwind, da iſt mein alter Mann!'" – „Ganz recht," fuhr Dryander fort, „und da kommt ihr neuer Mann, der verabſchiedete Huſarenleutnant, in hohen Schmierſtiefeln und Hemdsärmeln, Heu und Häckſel in den Haaren, und fährt in der Eile in ſeinem alten Flauſchrocke mit der Fauſt zum Ellbogen heraus, ein Kernwirt, ſonſt ein guter Kerl. Wir gingen nun miteinander ins Haus, ich lobte alles nach Kräften." – „Ihr erzählt alles ſo konfus," ſagte der Burſch wieder, „Ihr fragtet zuerſt, was in der Stadt der Spieß Lerchen koſte, die draußen ſo hübſch ſängen?" – „Kann ſein!" – „Nein, ich weiß noch alles ganz genau. ‚Und, einmal als Philoſoph geſprochen,' ſagtet Ihr dann, ‚was braucht ein fühlendes Herz mehr: ein ländliches Schloß mit wackeligen Manſarden, ein ſanfter, unter dreijährigen Dünger geſetzter Hügel daneben, ein ſchlängelnder Bach aus dem Kuhſtall nach der lachenden Wieſe'" – „Halt das Maul," fuhr ihn Dryander an. „Ich ſtand in der Haustür; mit tiefer Wehmut überblickte ich noch einmal den Apfelbaum, das ſtille Gärtchen und Trudchens Geſtalt – dann wandt' ich mich" – Hier konnte der Burſche das Lachen nicht halten. – „Was haſt du?" fragten die andern. – „Mit Erlaubnis," ſagte er, „und als der Herr ſo von dem ſchlängelnden Bach ſprach, erwiſchte ihn der Herr Leutnant am Flügel und ſchmiß ihn zum Hauſe heraus, daß er mir bald in den Korb gefallen wäre." – „Nun, wenn Ihr's beſſer wißt, ſo iſt mir's auch recht," entgegnete der Doktor, ergriff eine Flaſche und wollte fort, kehrte aber wieder um, nahm noch eine zweite unter den Arm und ging eilig in die Ruine. „Wahrhaftig," ſagte Fortunat lachend, „da iſt Lug und Einbildung, Wahrheit und Dichtung ſo durcheinander gefilzt und gewickelt, daß er ſelber nicht mehr heraus kann! Ich wette, er iſt nun auf acht Tage in allem Ernſte wieder in ſeine kleine Frau verliebt!"

Während dieſer Geſpräche war es völlig dunkel geworden. Für Fiametta hatte man unterdes zwiſchen den Trümmern

eine Lagerſtatt von duftendem Heu bereitet, und ihre müden Augen waren ſchon untergegangen, als der Mond über die ſtillen Wälder aufging. Der Einſiedler, über ſeinem Roſenkranze nickend, bewachte ſie von fern, die andern ſaßen noch zuſammen bis tief in die Nacht. – Dryander aber hatte mit großer Umſtändlichkeit Papier, Federn, Wein und geſtopfte Pfeifen in eine Zelle zuſammengeſchleppt, wo man ihn öfters eifrig auf und nieder gehen ſah. Er wollte die ſchöne Nacht benutzen, um ein großes Gedicht, mit dem er ſich ſchon lange in Gedanken herumtrug, endlich recht mit Ruhe niederzuſchreiben. Da hatte er aber lauter Störungen. Erſt nickte ihn aus irgendeinem Mauerloch unaufhörlich ein melancholiſcher Schuhu an, gegen den er ſich ſehr erboſte, weil er es für eine üble Vorbedeutung hielt. Dann erwachte eine Nachtigall und ſchmetterte gerade vor ſeinem Fenſter. Er wollte ſie mit dem Schnupftuche verjagen, darüber verlor er ſeine beſte Feder hinterm Ohr, die Zugluft durchs Fenſter fuhr in die beſchriebenen Blätter, und als er um ſich griff, ſchimpfte und haſchte, löſchte ihm gar der Wind das Licht aus. Da ballte er voller Zorn alle Papiere in ſeine Taſche zuſammen, ſetzte den Hut auf den Kopf und nahm draußen, da alles ſchon ſchlief, mit wenigen Worten nur von dem Einſiedler Abſchied, der, halb im Traum, nicht wußte, was geſchah. Dann raffte er noch geſchwind die Viktualien vom Tiſche in den Korb und rüttelte den Burſchen auf. Der mußte ohne weiteres voraus, und ſo wanderte er mit langen Schritten den Wald hinab, um nie mehr auf dieſen Berg zurückzukehren, wo ihm die ungeheure Tugendwirtſchaft auf einmal unglaublich langweilig vorkam.

Wir aber laſſen das Irrlicht wandern und überſchauen noch einmal das nächtliche Gebirge. Die Wälder und Abgründe liegen noch geheimnisvoll umher in der tiefen Stille, nur das ungewiſſe Flimmern der Sterne verkündet die Nähe des Morgens. Durch die weite Einſamkeit aber tönt ein Geſang; es iſt Victors Stimme:

„Nächtlich macht der Herr die Rund',
Sucht die Seinen unverdroſſen,

Aber überall verſchloſſen
Trifft er Tür und Herzensgrund.

Und er wendet ſich voll Trauer:
Niemand iſt, der mit mir wacht –
Nur der Wald vernimmt's mit Schauer,
Rauſchet fromm die ganze Nacht.

Waldwärts durch die Einſamkeit
Hört' ich über Tal und Klüften
Glocken in den ſtillen Lüften,
Wie aus fernem Morgen weit. –

An die Tore will ich ſchlagen,
An Palaſt und Hütten: Auf!
Flammend ſchon die Wipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!"

Da regt ſich's nach und nach immer lauter und lauter vor dem verfallenen Kloſter, geſattelte Pferde wiehern durch die Dämmerung, Walter treibt geſchäftig zur Eile, um noch vor der Mittagshitze ins Tal zu kommen; Fiametta ſitzt ſchon auf ihrem Zelter und ſchüttelt ſich und plaudert reiſeluſtig in der Kühle. Jetzt tritt zu aller Erſtaunen auch Victor mit dem Einſiedler ganz wanderfertig aus dem Kloſter. „Glückauf!" ruft er ihnen fröhlich entgegen, indem er Fiamettas Pferd am Zügel faßt und den Zug beginnt; der wegekundige Einſiedler, eine Reiſetaſche umgehängt und einen dicken Wanderſtab in der Hand, ſchreitet im Zwielicht rüſtig voran.

„Nun, das iſt einmal ein Wort!" rief Fortunat freudig aus, während ſie ſo langſam den Wald hinabzogen, „du wanderſt alſo mit?" – „Was haſt du vor?" fragte Manfred faſt betroffen. – „Beſchloſſen war es längſt," ſagte Victor, „und heute leuchten ſchöne, gute Sterne. Ihr wißt's noch nicht: ich bin auch Bräutigam." – Hier öffnete er den Reiſerock, unter dem die Kleidung eines katholiſchen Prieſters ſichtbar wurde. – „Mein Lieb iſt ſtreng und ernſt," fuhr er lächelnd fort, „drum wollt' ich hier oben mich erſt zuſammenraffen

und innerlich beſinnen. Glaubt mir, ein herrlich Ding iſt's um die Einſamkeit auf hohen Bergen, das Buch des Lebens verſteht doch nur, wer um Gottes willen lernt und nicht um der Welt Gunſt." — Manfred ſah ihn lange ſchweigend an. „Nun wahrlich," ſagte er dann, „wenn ich dich auf dem Schlachtfelde wiedergefunden hätte, hoch zu Roß mit der Fahne voran!" — „Du ſprichſt ja wie ein Mädchen davon," entgegnete Victor, „wie wenn es keinen Krieg gäbe, als den die ſchmucken Leutnants führen." — „Und dein großes poetiſches Talent," unterbrach ihn Manfred wieder, „du wirfſt es fort wie ein Verſchwender?" — „Was wär' denn Poeſie," meinte Victor unwillig, „wenn ſie in feinem Goldſchnitt auf einer Morgentoilette durchzublättern wäre? Talent! das iſt nur ein Blitz, den der Herr fortſchleudert in die Nacht, um zu leuchten, und der ſich ſelbſt verzehrt, indem er zündet. Nein, Freunde, genug endlich iſt des weiblichen Sehnens, wer gibt uns das Recht zu klagen, wenn niemand helfen mag! Nicht morſche Mönche, Quäker und alte Weiber, die Morgenfriſchen, Kühnen will ich werben, die recht aus Herzensgrund nach Krieg verlangt. Auch nicht übers Meer hinüber blick' ich, wo unſchuldige Völker unter Palmen vom künftigen Morgenrot träumen, mitten auf den alten, ſchwülen, ſtaubigen Markt von Europa will ich hinunterſteigen, die ſelbſtgemachten Götzen, um die das Volk der Renegaten tanzt, gelüſtet's mich umzuſtürzen und Luft zu hauen durch den dicken Qualm, daß ſie ſchauernd das treue Auge Gottes wiederſehen im tiefen Himmelsgrunde." — Manfred konnte ſich lange nicht erholen. „Iſt mir's doch," ſagte er endlich, „wie von einem hohen Berg ins Meer zu ſehen, wo mir dein Schiff in der Morgenglut verſchwindet. Der Anblick ſchreckt und blendet mich, ich muß den feſten Boden fühlen unter mir, ein nahes Ziel von Tag zu Tag im Auge haben." — „Geht, geht," fiel Fortunat hier ein, „über euren Reden verlier' ich mich ſelber ganz. Du, Victor, zumal verwirrſt mir ſchon ſeit geſtern, wie ein nächtliches Wetterleuchten, der Seele Grund: tiefe Klüfte mit kühnen Stegen darüber und manche alte, geliebte Gegend

fernab, aber alles ſo fremd und wunderbar wie in Träumen. Zuletzt iſt's doch dasſelbe, was ich eigentlich auch meine in der Welt, ich habe nur kein anderes Metier dafür als meine Dichtkunſt, und bei der will ich leben und ſterben!"

Jetzt ſtanden ſie auf einem Abhange, von dem verſchiedene Pfade auseinandergingen. Hier hielt Victor plötzlich an, ſein Weg führte ihn noch weiter über den Gebirgskamm nach der Stadt, wo die neuen Gefährten ſeiner harrten. Er ſchien tief bewegt. — „Wie's da unten nebelhaft ſich durcheinanderſchlingt" — ſagte er, in die Täler ſchauend —, „man hört ſchon Stimmen da und dort verworren aus dem Grund, Kommandoruf und Trompetenklänge durch die ſtille Luft und Morgenglocken dazwiſchen und den Geſang verirrter Wanderer. Und wo die Nebel auf einen Augenblick ſich teilen, ſieht man Engel ernſt mit blanken Schwertern auf den Bergen ſtehen und unten weite Geſchwader ſtill kampfbereit aufblitzend, und der Teufel in funkelndem Ritterſchmuck reitet die Reihen entlang und zeigt den Völkern durch den Wolkenriß die Herrlichkeit der Länder und ruft ihnen zu: Seid frei, und alles iſt euer! — O Freunde, das iſt eine Zeit! glückſelig, wer drin geboren ward, ſie auszufechten!" — Hier reichte er ihnen noch einmal die Hand und wandte ſich ſchnell zum Walde.

„Ade, du geiſtliches Soldatenherz!" rief Fortunat erſchüttert aus. Sie ſahen ihm alle noch lange ſchweigend nach, dann ſchieden auch ſie voneinander. Manfred wollte dem Rufe zu einem bedeutenden Staatsdienſte folgen, da hoffte er, wenn auch auf anderer Bahn, auf den friſchen Gipfeln des Lebens mit Victor wieder zuſammenzutreffen. Walter aber begleitete das junge Ehepaar zunächſt noch nach Hohenſtein, ihm war's, als ſei ſeit ſeiner Jugendzeit die Welt zu groß und weit geworden für ihn, er ſehnte ſich recht aus Herzensgrunde nach ſeinem ſtillen, ſchattigen Gärtchen zurück. — Und ſo ſehen wir denn die rüſtigen Geſellen auf verſchiedenen Wegen das Gebirge langſam hinabreiten, und eine tiefe Wehmut befällt uns unter den leiſe rauſchenden Bäu-

men, da nun alle die lieben, langgewohnten Stimmen nach und nach verhallen, wie wenn wir im Herbſt die bunten Wandervögel über uns fortziehen hören.

Fiametta aber ritt voll ſtiller Freude und Erwartung neben Fortunat in den dämmernden Morgen hinein, denn er hatte ihr nun entdeckt, daß er ihren Palaſt in Rom angekauft habe; dort wollten ſie wieder hin. – Vor ihnen glänzte ſchon manchmal die Landſtraße unermeßlich herauf, alle Ströme zogen da hinaus, Wolken und Vögel ſchwangen ſich durchs heitere Blau ihnen nach, und die Wälder neigten ſich im Morgenwind nach der prächtigen Ferne. – „Weißt du noch dein Märchen im Baum?“ ſagte Fiametta lachend, „nun bin ich wirklich Aurora.“ –

Und als Victor ſich noch einmal auf der Höhe zurückwandte, waren ſchon alle im Morgenrot verſchwunden. Durch eine Waldſchlucht nur ſah er unten einen ſchwerbepackten Rüſtwagen und ein Häuflein Wanderer zu Fuß und zu Roß am Walde vorüberziehen; er erkannte ſeine alten Komödianten, Dryander ſchritt mit der Geige wieder voran. – So ſtand er noch lange in Gedanken oben – da ging die Sonne prächtig auf, die Morgenglocken klangen über die ſtille Gegend, und der Einſiedler ſang:

„Wir ziehen treulich auf die Wacht,
Wie bald kommt nicht die ew'ge Nacht
Und löſchet aus der Länder Pracht,
Du ſchöne Welt, nimm dich in acht!“

Aus dem Leben eines Taugenichts

Erſtes Kapitel

Das Rad an meines Vaters Mühle brauſte und rauſchte ſchon wieder recht luſtig, der Schnee tröpfelte emſig vom Dache, die Sperlinge zwitſcherten und tummelten ſich dazwiſchen, ich ſaß auf der Türſchwelle und wiſchte mir den Schlaf aus den Augen, mir war ſo recht wohl in dem warmen Sonnenſcheine. Da trat der Vater aus dem Hauſe, er hatte ſchon ſeit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze ſchief auf dem Kopfe, der ſagte zu mir: „Du Taugenichts! da ſonnſt du dich ſchon wieder und dehnſt und reckſt dir die Knochen müde und läßt mich alle Arbeit allein tun. Ich kann dich hier nicht länger füttern. Der Frühling iſt vor der Tür, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb dir ſelber dein Brot!" – „Nun," ſagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, ſo iſt's gut, ſo will ich in die Welt gehen und mein Glück machen." Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher ſelber eingefallen, auf Reiſen zu gehen, da ich die Goldammer, welche im Herbſt und Winter immer betrübt an unſerm Fenſter ſang: „Bauer, miet' mich, Bauer, miet' mich!" nun in der ſchönen Frühlingszeit wieder ganz ſtolz und luſtig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt deinen Dienſt!" – Ich ging alſo in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig ſpielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groſchen Geld mit auf den Weg, und ſo ſchlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie geſtern und vorgeſtern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen ſah, während ich ſo in die freie Welt hinausſtrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht ſtolz und zufrieden Adjes zu, aber es kümmerte ſich eben keiner ſehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte. Und als ich endlich ins freie Feld hinauskam, da nahm ich meine liebe Geige vor und ſpielte und ſang, auf der Landſtraße fortgehend:

„Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
Den ſchickt er in die weite Welt,
Dem will er ſeine Wunder weiſen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hauſe liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wiſſen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Laſt und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen ſpringen,
Die Lerchen ſchwirren hoch vor Luſt,
Was ſollt' ich nicht mit ihnen ſingen
Aus voller Kehl' und friſcher Bruſt?

Den lieben Gott laſſ' ich nur walten,
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs beſt' beſtellt!"

Indem, wie ich mich ſo umſehe, kommt ein köſtlicher Reiſewagen ganz nahe an mich heran, der mochte wohl ſchon einige Zeit hinter mir drein gefahren ſein, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz ſo voller Klang war, denn es ging ganz langſam, und zwei vornehme Damen ſteckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine war beſonders ſchön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen ſie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu ſingen, ließ die ältere ſtill halten und redete mich holdſelig an: „Ei, luſtiger Geſell, Er weiß ja recht hübſche Lieder zu ſingen." Ich nicht zu faul dagegen: „Euer Gnaden aufzuwarten, wüßt' ich noch viel ſchönere." Darauf fragte ſie mich wieder: „Wohin wandert Er denn ſchon ſo am frühen Morgen?" Da ſchämte ich mich, daß ich das ſelber nicht wußte, und ſagte dreiſt: „Nach Wien." Nun ſprachen beide miteinander in einer fremden Sprache, die ich nicht verſtand. Die jüngere ſchüttelte einigemal mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: „Spring' Er nur hinten mit auf, wir fahren auch

nach Wien." Wer war froher als ich! Ich machte eine Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutſcher knallte, und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchtürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlöſſer und Berge auf, unter mir Saaten, Büſche und Wieſen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren blauen Luft — ich ſchämte mich, laut zu ſchreien, aber innerlichſt jauchzte ich und ſtrampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber dann die Sonne immer höher ſtieg, rings am Horizont ſchwere weiße Mittagswolken aufſtiegen und alles in der Luft und auf der weiten Fläche ſo leer und ſchwül und ſtill wurde über den leiſe wogenden Kornfeldern, da fiel mir erſt wieder mein Dorf ein und mein Vater und unſere Mühle, wie es da ſo heimlich kühl war an dem ſchattigen Weiher, und daß nun alles ſo weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei ſo kurios zumute, als müßt' ich wieder umkehren, ich ſteckte meine Geige zwiſchen Rock und Weſte, ſetzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und ſchlief ein.

Als ich die Augen aufſchlug, ſtand der Wagen ſtill unter hohen Lindenbäumen, hinter denen eine breite Treppe zwiſchen Säulen in ein prächtiges Schloß führte. Seitwärts durch die Bäume ſah ich die Türme von Wien. Die Damen waren, wie es ſchien, längſt ausgeſtiegen, die Pferde abgeſpannt. Ich erſchrak ſehr, da ich auf einmal ſo allein ſaß, und ſprang geſchwind in das Schloß hinein, da hörte ich von oben aus dem Fenſter lachen.

In dieſem Schloſſe ging es mir wunderlich. Zuerſt, wie ich mich in der weiten kühlen Vorhalle umſchaue, klopft mir jemand mit dem Stocke auf die Schulter. Ich kehre mich ſchnell um, da ſteht ein großer Herr in Staatskleidern, ein breites Bandelier von Gold und Seide bis an die Hüften übergehängt, mit einem oben verſilberten Stabe in der Hand und einer außerordentlich langen, gebogenen kurfürſtlichen

Naſe im Geſicht, breit und prächtig wie ein aufgeblaſener Puter, der mich fragt, was ich hier will. Ich war ganz verblüfft und konnte vor Schreck und Erſtaunen nichts hervorbringen. Darauf kamen mehrere Bedienten die Treppe herauf und herunter gerannt, die ſagten gar nichts, ſondern ſahen mich nur von oben bis unten an. Sodann kam eine Kammerjungfer (wie ich nachher hörte) gerade auf mich los und ſagte: ich wäre ein ſcharmanter Junge, und die gnädigſte Herrſchaft ließe mich fragen, ob ich hier als Gärtnerburſche dienen wollte. — Ich griff nach der Weſte, meine paar Groſchen, weiß Gott, ſie müſſen beim Herumtanzen auf dem Wagen aus der Taſche geſprungen ſein, waren weg, ich hatte nichts als mein Geigenſpiel, für das mir überdies auch der Herr mit dem Stabe, wie er mir im Vorbeigehn ſagte, nicht einen Heller geben wollte. Ich ſagte daher in meiner Herzensangſt zu der Kammerjungfer: „Ja", noch immer die Augen von der Seite auf die unheimliche Geſtalt gerichtet, die immerfort wie der Perpendikel einer Turmuhr in der Halle auf und ab wandelte und eben wieder majeſtätiſch und ſchauerlich aus dem Hintergrunde heraufgezogen kam. Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Geſindel und Bauernlümmel unterm Bart und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs noch eine lange Predigt hielt: wie ich nur fein nüchtern und arbeitſam ſein, nicht in der Welt herumvagieren, keine brotloſen Künſte und unnützes Zeug treiben ſolle, da könnt' ich es mit der Zeit auch einmal zu was Rechtem bringen. — Es waren noch mehr ſehr hübſche, gutgeſetzte, nützliche Lehren, ich habe nur ſeitdem faſt alles wieder vergeſſen. Überhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie doch alles ſo gekommen war, ich ſagte nur immerfort zu allem: „Ja", — denn mir war wie einem Vogel, dem die Flügel begoſſen worden ſind. — So war ich denn, Gott ſei Dank, im Brote. —

In dem Garten war ſchön leben, ich hatte täglich mein warmes Eſſen vollauf und mehr Geld, als ich zum Weine brauchte, nur hatte ich leider ziemlich viel zu tun. Auch die

Tempel, Lauben und ſchönen grünen Gänge, das gefiel mir alles recht gut, wenn ich nur hätte ruhig drin herumſpazieren können und vernünftig diskurrieren, wie die Herren und Damen, die alle Tage dahin kamen. So oft der Gärtner fort und ich allein war, zog ich ſogleich mein kurzes Tabakspfeifchen heraus, ſetzte mich hin und ſann auf ſchöne höfliche Redensarten, wie ich die eine junge ſchöne Dame, die mich in das Schloß mitbrachte, unterhalten wollte, wenn ich ein Kavalier wäre und mit ihr hier herumginge. Oder ich legte mich an ſchwülen Nachmittagen auf den Rücken hin, wenn alles ſo ſtill war, daß man nur die Bienen ſumſen hörte, und ſah zu, wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zu flogen und die Gräſer und Blumen ſich hin und her bewegten, und gedachte an die Dame, und da geſchah es denn oft, daß die ſchöne Frau mit der Gitarre oder einem Buche in der Ferne wirklich durch den Garten zog, ſo ſtill, groß und freundlich wie ein Engelsbild, ſo daß ich nicht recht wußte, ob ich träumte oder wachte.

So ſang ich auch einmal, wie ich eben bei einem Luſthauſe zur Arbeit vorbeiging, für mich hin:

„Wohin ich geh' und ſchaue,
In Feld und Wald und Tal,
Vom Berg ins Himmelsblaue,
Vielſchöne gnäd'ge Fraue,
Grüß' ich dich tauſendmal."

Da ſeh' ich aus dem dunkelkühlen Luſthauſe zwiſchen den halbgeöffneten Jalouſien und Blumen, die dort ſtanden, zwei ſchöne, junge, friſche Augen hervorfunkeln. Ich war ganz erſchrocken, ich ſang das Lied nicht aus, ſondern ging, ohne mich umzuſehen, fort an die Arbeit.

Abends, es war gerade an einem Sonnabend, und ich ſtand eben in der Vorfreude kommenden Sonntags mit der Geige im Gartenhauſe am Fenſter und dachte noch an die funkelnden Augen, da kommt auf einmal die Kammerjungfer durch die Dämmerung dahergeſtrichen. „Da ſchickt Euch die

vielſchöne gnädige Frau was, das ſollt Ihr auf ihre Geſundheit trinken. Eine gute Nacht auch!" Damit ſetzte ſie mir fix eine Flaſche Wein aufs Fenſter und war ſogleich wieder zwiſchen den Blumen und Hecken verſchwunden, wie eine Eidechſe.

Ich aber ſtand noch lange vor der wunderſamen Flaſche und wußte nicht, wie mir geſchehen war. — Und hatte ich vorher luſtig die Geige geſtrichen, ſo ſpielt' und ſang ich jetzt erſt recht und ſang das Lied von der ſchönen Frau ganz aus und alle meine Lieder, die ich nur wußte, bis alle Nachtigallen draußen erwachten und Mond und Sterne ſchon lange über dem Garten ſtanden. Ja, das war einmal eine gute ſchöne Nacht!

Es wird keinem an der Wiege geſungen, was künftig aus ihm wird, eine blinde Henne findet manchmal auch ein Korn, wer zuletzt lacht, lacht am beſten, unverhofft kommt oft, der Menſch denkt, und Gott lenkt, ſo meditiert' ich, als ich am folgenden Tage wieder mit meiner Pfeife im Garten ſaß und es mir dabei, da ich ſo aufmerkſam an mir herunter ſah, faſt vorkommen wollte, als wäre ich doch eigentlich ein rechter Lump. — Ich ſtand nunmehr, ganz wider meine ſonſtige Gewohnheit, alle Tage ſehr zeitig auf, eh' ſich noch der Gärtner und die andern Arbeiter rührten. Da war es ſo wunderſchön draußen im Garten. Die Blumen, die Springbrunnen, die Roſenbüſche und der ganze Garten funkelten von der Morgenſonne wie lauter Gold und Edelſtein. Und in den hohen Buchenalleen, da war es noch ſo ſtill, kühl und andächtig wie in einer Kirche, nur die Vögel flatterten und pickten auf dem Sande. Gleich vor dem Schloſſe, gerade unter den Fenſtern, wo die ſchöne Frau wohnte, war ein blühender Strauch. Dorthin ging ich dann immer am früheſten Morgen und duckte mich hinter die Äſte, um ſo nach den Fenſtern zu ſehen, denn mich im Freien zu produzieren, hatt' ich keine Courage. Da ſah ich nun allemal die allerſchönſte Dame noch heiß und halb verſchlafen im ſchneeweißen Kleid an das offene Fenſter hervortreten. Bald flocht ſie ſich die dunkel-

braunen Haare und ließ dabei die anmutig ſpielenden Augen über Buſch und Garten ergehen, bald bog und band ſie die Blumen, die vor ihrem Fenſter ſtanden, oder ſie nahm auch die Gitarre in den weißen Arm und ſang dazu ſo wunderſam über den Garten hinaus, daß ſich mir noch das Herz umwenden will vor Wehmut, wenn mir eins von den Liedern bisweilen einfällt — und ach, das alles iſt ſchon lange her!

So dauerte das wohl über eine Woche. Aber das eine Mal — ſie ſtand gerade wieder am Fenſter, und alles war ſtille ringsumher — fliegt mir eine fatale Fliege in die Naſe, und ich gebe mich an ein erſchreckliches Nieſen, das gar nicht enden will. Sie legt ſich weit zum Fenſter hinaus und ſieht mich Armſten hinter dem Strauche lauſchen. — Nun ſchämte ich mich und kam viele Tage nicht hin.

Endlich wagte ich es wieder, aber das Fenſter blieb diesmal zu; ich ſaß vier, fünf, ſechs Morgen hinter dem Strauche, aber ſie kam nicht wieder ans Fenſter. Da wurde mir die Zeit lang, ich faßte ein Herz und ging nun alle Morgen frank und frei längs dem Schloſſe unter allen Fenſtern hin. Aber die liebe ſchöne Frau blieb immer und immer aus. Eine Strecke weiter ſah ich dann immer die andere Dame am Fenſter ſtehen. Ich hatte ſie ſonſt ſo genau noch niemals geſehen. Sie war wahrhaftig recht ſchön rot und dick und gar prächtig und hoffärtig anzuſehen, wie eine Tulipane. Ich machte ihr immer ein tiefes Kompliment, und, ich kann nicht anders ſagen, ſie dankte mir jedesmal und nickte und blinzelte mit den Augen dazu ganz außerordentlich höflich. — Nur ein einziges Mal glaub' ich geſehen zu haben, daß auch die Schöne an ihrem Fenſter hinter der Gardine ſtand und verſteckt hervorguckte. —

Viele Tage gingen jedoch ins Land, ohne daß ich ſie ſah. Sie kam nicht mehr in den Garten, ſie kam nicht mehr ans Fenſter. Der Gärtner ſchalt mich einen faulen Bengel, ich war verdrießlich, meine eigne Naſenſpitze war mir im Wege, wenn ich in Gottes freie Welt hinausſah.

So lag ich eines Sonntags nachmittag im Garten und ärgerte mich, wie ich ſo in die blauen Wolken meiner Tabakspfeife hinausſah, daß ich mich nicht auf ein anderes Handwerk gelegt und mich alſo morgen nicht auch wenigſtens auf einen blauen Montag zu freuen hätte. Die andern Burſchen waren indes alle wohlausſtaffiert nach den Tanzböden in der nahen Vorſtadt hinausgezogen. Da wallte und wogte alles im Sonntagsputze in der warmen Luft zwiſchen den lichten Häuſern und wandernden Leierkaſten ſchwärmend hin und zurück. Ich aber ſaß wie eine Rohrdommel im Schilfe eines einſamen Weihers im Garten und ſchaukelte mich auf dem Kahne, der dort angebunden war, während die Veſperglocken aus der Stadt über den Garten herüberſchallten und die Schwäne auf dem Waſſer langſam neben mir hin und her zogen. Mir war zum Sterben bange. —

Währenddes hörte ich von weitem allerlei Stimmen, luſtiges Durcheinanderſprechen und Lachen, immer näher und näher, dann ſchimmerten rot' und weiße Tücher, Hüte und Federn durchs Grüne; auf einmal kommt ein heller lichter Haufen von jungen Herren und Damen vom Schloſſe über die Wieſe auf mich los, meine beiden Damen mitten unter ihnen. Ich ſtand auf und wollte weggehen, da erblickte mich die ältere von den ſchönen Damen. „Ei, das iſt ja wie gerufen," rief ſie mir mit lachendem Munde zu, „fahr' Er uns doch an das jenſeitige Ufer über den Teich!" Die Damen ſtiegen nun eine nach der andern vorſichtig und furchtſam in den Kahn, die Herren halfen ihnen dabei und machten ſich ein wenig groß mit ihrer Kühnheit auf dem Waſſer. Als ſich darauf die Frauen alle auf die Seitenbänke gelagert hatten, ſtieß ich vom Ufer. Einer von den jungen Herren, der ganz vorn ſtand, fing unmerklich an zu ſchaukeln. Da wandten ſich die Damen furchtſam hin und her, einige ſchrien gar. Die ſchöne Frau, welche eine Lilie in der Hand hielt, ſaß dicht am Bord des Schiffleins und ſah ſo ſtill lächelnd in die klaren Wellen hinunter, die ſie mit der Lilie berührte, ſo daß ihr ganzes Bild zwiſchen den widerſcheinenden Wolken

und Bäumen im Waſſer noch einmal zu ſehen war, wie ein Engel, der leiſe durch den tiefen blauen Himmelsgrund zieht.

Wie ich noch ſo auf ſie hinſehe, fällt's auf einmal der andern luſtigen Dicken von meinen zwei Damen ein, ich ſollte ihr während der Fahrt eins ſingen. Geſchwind dreht ſich ein ſehr zierlicher junger Herr mit einer Brille auf der Naſe, der neben ihr ſaß, zu ihr herum, küßt ihr ſanft die Hand und ſagt: „Ich danke Ihnen für den ſinnigen Einfall! ein Volkslied, geſungen vom Volk im freien Feld und Wald, iſt ein Alpenröslein auf der Alpe ſelbſt — die Wunderhörner ſind nur Herbarien —, iſt die Seele der Nationalſeele." Ich aber ſagte, ich wiſſe nichts zu ſingen, was für ſolche Herrſchaften ſchön genug wäre. Da ſagte die ſchnippiſche Kammerjungfer, die mit einem Korbe voll Taſſen und Flaſchen hart neben mir ſtand und die ich bis jetzt noch gar nicht bemerkt hatte: „Weiß Er doch ein recht hübſches Liedchen von einer vielſchönen Fraue." — „Ja, ja, das ſing' Er nur recht dreiſt weg," rief darauf ſogleich die Dame wieder. Ich wurde über und über rot. — Indem blickte auch die ſchöne Frau auf einmal vom Waſſer auf und ſah mich an, daß es mir durch Leib und Seele ging. Da beſann ich mich nicht lange, faßt' ein Herz und ſang ſo recht aus voller Bruſt und Luſt:

„Wohin ich geh' und ſchaue,
In Feld und Wald und Tal,
Vom Berg hinab in die Aue:
Viel ſchöne, hohe Fraue,
Grüß' ich dich tauſendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen, ſchön und fein,
Viel Kränze wohl draus wind' ich,
Und tauſend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie iſt zu hoch und ſchön,

Die müſſen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohnegleichen
Bleibt ewig im Herzen ſtehn.

Ich ſchein' wohl froher Dinge
Und ſchaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerſpringe,
Ich grabe fort und ſinge
Und grab' mir bald mein Grab."

Wir ſtießen ans Land, die Herrſchaften ſtiegen alle aus, viele von den jungen Herren hatten mich, ich bemerkt' es wohl, während ich ſang, mit liſtigen Mienen und Flüſtern verſpottet vor den Damen. Der Herr mit der Brille faßte mich im Weggehen bei der Hand und ſagte mir, ich weiß ſelbſt nicht mehr was, die ältere von meinen Damen ſah mich ſehr freundlich an. Die ſchöne Frau hatte während meines ganzen Liedes die Augen niedergeſchlagen und ging nun auch fort und ſagte gar nichts. – Mir aber ſtanden die Tränen in den Augen, ſchon wie ich noch ſang, das Herz wollte mir zerſpringen von dem Liede vor Scham und vor Schmerz, es fiel mir jetzt auf einmal alles recht ein, wie ſie ſo ſchön iſt und ich ſo arm bin und verſpottet und verlaſſen von der Welt, – und als ſie alle hinter den Büſchen verſchwunden waren, da konnt' ich mich nicht länger halten, ich warf mich in das Gras hin und weinte bitterlich.

Zweites Kapitel

Dicht am herrſchaftlichen Garten ging die Landſtraße vorüber, nur durch eine hohe Mauer von derſelben geſchieden. Ein gar ſauberes Zollhäuschen mit rotem Ziegeldache war da erbaut und hinter demſelben ein kleines, buntumzäuntes Blumengärtchen, das durch eine Lücke in der Mauer des Schloßgartens hindurch an den ſchattigſten und verborgenſten Teil des letzteren ſtieß. Dort war eben der Zolleinnehmer geſtorben, der das alles ſonſt bewohnte. Da kam eines Morgens frühzeitig, da ich noch im tiefſten Schlafe lag, der

Schreiber vom Schloſſe zu mir und rief mich ſchleunigſt zum Herrn Amtmann. Ich zog mich geſchwind an und ſchlenderte hinter dem luſtigen Schreiber her, der unterwegs bald da, bald dort eine Blume abbrach und vorn an den Rock ſteckte, bald mit ſeinem Spazierſtöckchen künſtlich in der Luft herumfocht und allerlei zu mir in den Wind hineinparlierte, wovon ich aber nichts verſtand, weil mir die Augen und Ohren noch voller Schlaf lagen. Als ich in die Kanzlei trat, wo es noch gar nicht recht Tag war, ſah der Amtmann hinter einem ungeheuren Tintenfaſſe und Stößen von Papier und Büchern und einer anſehnlichen Perücke, wie die Eule aus ihrem Neſt, auf mich und hob an: „Wie heißt Er? Woher iſt Er? Kann Er ſchreiben, leſen und rechnen?" Da ich das bejahte, verſetzte er: „Na, die gnädige Herrſchaft hat Ihm, in Betrachtung Seiner guten Aufführung und beſonderen Meriten, die ledige Einnehmerſtelle zugedacht." — Ich überdachte in der Geſchwindigkeit für mich meine bisherige Aufführung und Manieren, und ich mußte geſtehen, ich fand am Ende ſelber, daß der Amtmann recht hatte. — Und ſo war ich denn wirklich Zolleinnehmer, ehe ich mich's verſah.

Ich bezog nun ſogleich meine neue Wohnung und war in kurzer Zeit eingerichtet. Ich hatte noch mehrere Gerätſchaften gefunden, die der ſelige Einnehmer ſeinem Nachfolger hinterlaſſen, unter andern einen prächtigen roten Schlafrock mit gelben Punkten, grüne Pantoffeln, eine Schlafmütze und einige Pfeifen mit langen Röhren. Das alles hatte ich mir ſchon einmal gewünſcht, als ich noch zu Hauſe war, wo ich immer unſern Pfarrer ſo bequem herumgehen ſah. Den ganzen Tag (zu tun hatte ich weiter nichts) ſaß ich daher auf dem Bänkchen vor meinem Hauſe in Schlafrock und Schlafmütze, rauchte Tabak aus dem längſten Rohre, das ich von dem ſeligen Einnehmer vorgefunden hatte, und ſah zu, wie die Leute auf der Landſtraße hin und her gingen, fuhren und ritten. Ich wünſchte nur immer, daß auch einmal ein paar Leute aus meinem Dorfe, die immer ſagten, aus mir würde mein Lebtage nichts, hier vorüberkommen und mich ſo ſehen

möchten. – Der Schlafrock ſtand mir ſchön zu Geſichte, und überhaupt das alles behagte mir ſehr gut. So ſaß ich denn da und dachte mir mancherlei hin und her, wie aller Anfang ſchwer iſt, wie das vornehmere Leben doch eigentlich recht bequem ſei, und faßte heimlich den Entſchluß, nunmehr alles Reiſen zu laſſen, auch Geld zu ſparen wie die andern und es mit der Zeit gewiß zu etwas Großem in der Welt zu bringen. Inzwiſchen vergaß ich über meinen Entſchlüſſen, Sorgen und Geſchäften die allerſchönſte Frau keineswegs.

Die Kartoffeln und anderes Gemüſe, das ich in meinem kleinen Gärtchen fand, warf ich hinaus und bebaute es ganz mit den auserleſenſten Blumen, worüber mich der Portier vom Schloſſe mit der großen kurfürſtlichen Naſe, der, ſeitdem ich hier wohnte, oft zu mir kam und mein intimer Freund geworden war, bedenklich von der Seite anſah und mich für einen hielt, den ſein plötzliches Glück verrückt gemacht hätte. Ich aber ließ mich das nicht anfechten. Denn nicht weit von mir im herrſchaftlichen Garten hörte ich feine Stimmen ſprechen, unter denen ich die meiner ſchönen Frau zu erkennen meinte, obgleich ich wegen des dichten Gebüſches niemand ſehen konnte. Da band ich denn alle Tage einen Strauß von den ſchönſten Blumen, die ich hatte, ſtieg jeden Abend, wenn es dunkel wurde, über die Mauer und legte ihn auf einen ſteinernen Tiſch hin, der dort inmitten einer Laube ſtand, und jeden Abend, wenn ich den neuen Strauß brachte, war der alte von dem Tiſche fort.

Eines Abends war die Herrſchaft auf die Jagd geritten, die Sonne ging eben unter und bedeckte das ganze Land mit Glanz und Schimmer, die Donau ſchlängelte ſich prächtig wie von lauter Gold und Feuer in die weite Ferne, von allen Bergen bis tief ins Land hinein ſangen und jauchzten die Winzer. Ich ſaß mit dem Portier auf dem Bänkchen vor meinem Hauſe und freute mich in der lauen Luft, wie der luſtige Tag ſo langſam vor uns verdunkelte und verhallte. Da ließen ſich auf einmal die Hörner der zurückkehrenden Jäger von ferne vernehmen, die von den Bergen gegenüber

einander von Zeit zu Zeit lieblich Antwort gaben. Ich war recht im innerſten Herzen vergnügt und ſprang auf und rief wie bezaubert und verzückt vor Luſt: „Nein, das iſt mir doch ein Metier, die edle Jägerei!“ Der Portier aber klopfte ſich ruhig die Pfeife aus und ſagte: „Das denkt Ihr Euch juſt ſo. Ich habe es auch mitgemacht, man verdient ſich kaum die Sohlen, die man ſich abläuft, und Huſten und Schnupfen wird man erſt gar nicht los, das kommt von den ewig naſſen Füßen.“ — Ich weiß nicht, mich packte da ein närriſcher Zorn, daß ich ordentlich am ganzen Leibe zitterte. Mir war auf einmal der ganze Kerl mit ſeinem langweiligen Mantel, die ewigen Füße, ſein Tabaksſchnupfen, die große Naſe und alles abſcheulich. — Ich faßte ihn, wie außer mir, bei der Bruſt und ſagte: „Portier, jetzt ſchert Ihr Euch nach Hauſe, oder ich prügle Euch hier ſogleich durch!“ Den Portier überfiel bei dieſen Worten ſeine alte Meinung, ich wäre verrückt geworden. Er ſah mich bedenklich und mit heimlicher Furcht an, machte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, von mir los und ging, immer noch unheimlich nach mir zurückblickend, mit langen Schritten nach dem Schloſſe, wo er atemlos ausſagte, ich ſei nun wirklich raſend geworden.

Ich aber mußte am Ende laut auflachen und war herzlich froh, den ſuperklugen Geſellen los zu ſein, denn es war gerade die Zeit, wo ich den Blumenſtrauß immer in die Laube zu legen pflegte. Ich ſprang auch heute ſchnell über die Mauer und ging eben auf das ſteinerne Tiſchchen los, als ich in einiger Entfernung Pferdetritte vernahm. Entſpringen konnte ich nicht mehr, denn ſchon kam meine ſchöne gnädige Frau ſelber, in einem grünen Jagdhabit und mit nickenden Federn auf dem Hute, langſam und, wie es ſchien, in tiefen Gedanken die Allee herabgeritten. Es war mir nicht anders zumute, als da ich ſonſt in den alten Büchern bei meinem Vater von der ſchönen Magelone geleſen, wie ſie ſo zwiſchen den immer näher ſchallenden Waldhornklängen und wechſelnden Abendlichtern unter den hohen Bäumen hervorkam, — ich konnte nicht vom Fleck. Sie aber erſchrak

heftig, als ſie mich auf einmal gewahr wurde, und hielt faſt unwillkürlich ſtill. Ich war wie betrunken vor Angſt, Herzklopfen und großer Freude, und da ich bemerkte, daß ſie wirklich meinen Blumenſtrauß von geſtern an der Bruſt hatte, konnte ich mich nicht länger halten, ſondern ſagte ganz verwirrt: „Schönſte gnädige Frau, nehmt auch noch dieſen Blumenſtrauß von mir und alle Blumen aus meinem Garten und alles, was ich habe. Ach, könnt' ich nur für Euch ins Feuer ſpringen!" — Sie hatte mich gleich anfangs ſo ernſthaft und faſt böſe angeblickt, daß es mir durch Mark und Bein ging; dann aber hielt ſie, ſolange ich redete, die Augen tief niedergeſchlagen. Soeben ließen ſich einige Reiter und Stimmen im Gebüſch hören. Da ergriff ſie ſchnell den Strauß aus meiner Hand und war bald, ohne ein Wort zu ſagen, am andern Ende des Bogenganges verſchwunden.

Seit dieſem Abend hatte ich weder Ruh' noch Raſt mehr. Es war mir beſtändig zumute wie ſonſt immer, wenn der Frühling anfangen ſollte, ſo unruhig und fröhlich, ohne daß ich wußte, warum, als ſtünde mir ein großes Glück oder ſonſt etwas Außerordentliches bevor. Beſonders das fatale Rechnen wollte mir nun erſt gar nicht mehr von der Hand, und ich hatte, wenn der Sonnenſchein durch den Kaſtanienbaum vor dem Fenſter grüngolden auf die Ziffern fiel und ſo fix vom Transport bis zum Latus und wieder hinauf und hinab addierte, gar ſeltſame Gedanken dabei, ſo daß ich manchmal ganz verwirrt wurde und wahrhaftig nicht bis drei zählen konnte. Denn die Acht kam mir immer vor wie meine dicke enggeſchnürte Dame mit dem breiten Kopfputz, die böſe Sieben war gar wie ein ewig rückwärts zeigender Wegweiſer oder Galgen. — Am meiſten Spaß machte mir noch die Neun, die ſich mir ſo oft, eh' ich mich's verſah, luſtig als Sechs auf den Kopf ſtellte, während die Zwei wie ein Fragezeichen ſo pfiffig dreinſah, als wollte ſie mich fragen: Wo ſoll das am Ende noch hinaus mit dir, du arme Null? Ohne ſie, dieſe ſchlanke Eins und alles, bleibſt du doch ewig nichts!

Auch das Sitzen draußen vor der Tür wollte mir nicht mehr behagen. Ich nahm mir, um es bequemer zu haben, einen Schemel mit heraus und streckte die Füße darauf, ich flickte ein altes Parasol vom Einnehmer und steckte es gegen die Sonne wie ein chinesisches Lusthaus über mich. Aber es half nichts. Es schien mir, wie ich so saß und rauchte und spekulierte, als würden mir allmählich die Beine immer länger vor Langerweile, und die Nase wüchse mir vom Nichtstun, wenn ich so stundenlang an ihr herunterſah. — Und wenn denn manchmal noch vor Tagesanbruch eine Extrapost vorbeikam, und ich trat halb verſchlafen in die kühle Luft hinaus, und ein niedliches Geſichtchen, von dem man in der Dämmerung nur die funkelnden Augen ſah, bog ſich neugierig zum Wagen hervor und bot mir freundlich einen guten Morgen, in den Dörfern aber ringsumher krähten die Hähne ſo friſch über die leiſe wogenden Kornfelder herüber, und zwiſchen den Morgenſtreifen hoch am Himmel ſchweiften ſchon einzelne zu früh erwachte Lerchen, und der Poſtillion nahm dann ſein Poſthorn und fuhr weiter und blies und blies — da ſtand ich lange und ſah dem Wagen nach, und es war mir nicht anders, als müßt' ich nur ſogleich mit fort, weit, weit in die Welt.—

Meine Blumenſträuße legte ich indes immer noch, ſobald die Sonne unterging, auf den ſteinernen Tiſch in der dunkeln Laube. Aber das war es eben: damit war es nun aus ſeit jenem Abend. — Kein Menſch kümmerte ſich darum; ſooft ich des Morgens frühzeitig nachſah, lagen die Blumen noch immer da wie geſtern und ſahen mich mit ihren verwelkten, niederhängenden Köpfchen und darauf ſtehenden Tautropfen ordentlich betrübt an, als ob ſie weinten. — Das verdroß mich ſehr. Ich band gar keinen Strauß mehr. In meinem Garten mochte nun auch das Unkraut treiben, wie es wollte, und die Blumen ließ ich ruhig ſtehen und wachſen, bis der Wind die Blätter verwehte. War mir's doch ebenſo wild und bunt und verſtört im Herzen.

In dieſen kritiſchen Zeitläuften geſchah es denn, daß ein-

mal, als ich eben zu Hauſe im Fenſter liege und verdrießlich in die leere Luft hinausſehe, die Kammerjungfer vom Schloſſe über die Straße dahergetrippelt kommt. Sie lenkte, da ſie mich erblickte, ſchnell zu mir ein und blieb am Fenſter ſtehen. – „Der gnädige Herr iſt geſtern von der Reiſe zurückgekommen," ſagte ſie eilfertig. „So?" entgegnete ich verwundert – denn ich hatte mich ſchon ſeit einigen Wochen um nichts bekümmert und wußte nicht einmal, daß der Herr auf Reiſen war –, „da wird ſeine Tochter, die junge gnädige Frau, auch große Freude gehabt haben." – Die Kammerjungfer ſah mich kurios von oben bis unten an, ſo daß ich mich ordentlich ſelber beſinnen mußte, ob ich was Dummes geſagt hätte. – „Er weiß aber auch gar nichts," ſagte ſie endlich und rümpfte das kleine Näschen. „Nun," fuhr ſie fort, „es ſoll heute abend dem Herrn zu Ehren Tanz im Schloſſe ſein und Maskerade. Meine gnädige Frau wird auch maskiert ſein, als Gärtnerin – verſteht Er auch recht – als Gärtnerin. Nun hat die gnädige Frau geſehen, daß Er beſonders ſchöne Blumen hat in Seinem Garten." – Das iſt ſeltſam, dachte ich bei mir ſelbſt, man ſieht doch jetzt faſt keine Blume mehr vor Unkraut. – Sie aber fuhr fort: „Da nun die gnädige Frau ſchöne Blumen zu ihrem Anzuge braucht, aber ganz friſche, die eben vom Beete kommen, ſo ſoll Er ihr welche bringen und damit heute abend, wenn's dunkel geworden iſt, unter dem großen Birnbaum im Schloßgarten warten, da wird ſie dann kommen und die Blumen abholen."

Ich war ganz verblüfft vor Freude über dieſe Nachricht und lief in meiner Entzückung vom Fenſter zu der Kammerjungfer hinaus. –

„Pfui, der garſtige Schlafrock!" rief dieſe aus, da ſie mich auf einmal ſo in meinem Aufzuge im Freien ſah. Das ärgerte mich, ich wollte auch nicht dahinter bleiben in der Galanterie und machte einige artige Kapriolen, um ſie zu erhaſchen und zu küſſen. Aber unglücklicherweiſe verwickelte ſich mir dabei der Schlafrock, der mir viel zu lang war, unter den Füßen, und ich fiel der Länge nach auf die Erde. Als ich mich wieder

zuſammenraffte, war die Kammerjungfer ſchon weit fort, und ich hörte ſie noch von fern lachen, daß ſie ſich die Seiten halten mußte.

Nun aber hatt' ich was zu ſinnen und mich zu freuen. Sie dachte ja noch immer an mich und meine Blumen! Ich ging in mein Gärtchen und riß haſtig alles Unkraut von den Beeten und warf es hoch über meinen Kopf weg in die ſchimmernde Luft, als zög' ich alle Übel und Melancholie mit der Wurzel heraus. Die Roſen waren nun wieder wie ihr Mund, die himmelblauen Winden wie ihre Augen, die ſchneeweiße Lilie mit ihrem ſchwermütig geſenkten Köpfchen ſah ganz aus wie ſie. Ich legte alle ſorgfältig in einem Körbchen zuſammen. Es war ein ſtiller, ſchöner Abend und kein Wölkchen am Himmel. Einzelne Sterne traten ſchon am Firmamente hervor, von weitem rauſchte die Donau über die Felder herüber, in den hohen Bäumen im herrſchaftlichen Garten neben mir ſangen unzählige Vögel luſtig durcheinander. Ach, ich war ſo glücklich!

Als endlich die Nacht hereinbrach, nahm ich mein Körbchen an den Arm und machte mich auf den Weg nach dem großen Garten. In dem Körbchen lag alles ſo bunt und anmutig durcheinander, weiß, rot, blau und duftig, daß mir ordentlich das Herz lachte, wenn ich hineinſah.

Ich ging voll fröhlicher Gedanken bei dem ſchönen Mondſchein durch die ſtillen, reinlich mit Sand beſtreuten Gänge über die kleinen weißen Brücken, unter denen die Schwäne eingeſchlafen auf dem Waſſer ſaßen, an den zierlichen Lauben und Luſthäuſern vorüber. Den großen Birnbaum hatte ich gar bald aufgefunden, denn es war derſelbe, unter dem ich ſonſt, als ich noch Gärtnerburſche war, an ſchwülen Nachmittagen gelegen.

Hier war es ſo einſam dunkel. Nur eine hohe Eſpe zitterte und flüſterte mit ihren ſilbernen Blättern in einem fort. Vom Schloſſe ſchallte manchmal die Tanzmuſik herüber. Auch Menſchenſtimmen hörte ich zuweilen im Garten, die kamen oft ganz nahe an mich heran; dann wurde es auf einmal wieder ganz ſtill.

Mir klopfte das Herz. Es war mir ſchauerlich und ſeltſam zumute, als wenn ich jemand beſtehlen wollte. Ich ſtand lange Zeit ſtockſtill an den Baum gelehnt und lauſchte nach allen Seiten; da aber immer niemand kam, konnt' ich es nicht länger aushalten. Ich hing mein Körbchen an den Arm und kletterte ſchnell auf den Birnbaum hinauf, um wieder im Freien Luft zu ſchöpfen.

Da droben ſchallte mir die Tanzmuſik erſt recht über die Wipfel entgegen. Ich überſah den ganzen Garten und gerade in die hellerleuchteten Fenſter des Schloſſes hinein. Dort drehten ſich die Kronleuchter langſam wie Kränze von Sternen, unzählige geputzte Herren und Damen, wie in einem Schattenſpiele, wogten und walzten und wirrten da bunt und unkenntlich durcheinander, manchmal legten ſich welche ins Fenſter und ſahen hinunter in den Garten. Draußen vor dem Schloſſe aber waren der Raſen, die Sträucher und die Bäume von den vielen Lichtern aus dem Saale wie vergoldet, ſo daß ordentlich die Blumen und die Vögel aufzuwachen ſchienen. Weiterhin um mich herum und hinter mir lag der Garten ſo ſchwarz und ſtill.

Da tanzt ſie nun, dacht' ich in dem Baume droben bei mir ſelber, und hat gewiß lange dich und deine Blumen wieder vergeſſen. Alles iſt ſo fröhlich, um dich kümmert ſich kein Menſch. — Und ſo geht es mir überall und immer. Jeder hat ſein Plätzchen auf der Erde ausgeſteckt, hat ſeinen warmen Ofen, ſeine Taſſe Kaffee, ſeine Frau, ſein Glas Wein zu Abend und iſt ſo recht zufrieden, ſelbſt dem Portier iſt ganz wohl in ſeiner langen Haut. — Mir iſt's nirgends recht. Es iſt, als wäre ich überall eben zu ſpät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet. —

Wie ich eben ſo philoſophiere, höre ich auf einmal unten im Graſe etwas einherraſcheln. Zwei feine Stimmen ſprachen ganz nahe und leiſe miteinander. Bald darauf bogen ſich die Zweige in dem Geſträuch auseinander, und die Kammerjungfer ſteckte ihr kleines Geſichtchen, ſich nach allen Seiten umſehend, zwiſchen der Laube hindurch. Der Mondſchein

funkelte recht auf ihren pfiffigen Augen, wie ſie hervorguckten. Ich hielt den Atem an mich und blickte unverwandt hinunter. Es dauerte auch nicht lange, ſo trat wirklich die Gärtnerin, ganz ſo wie mir ſie die Kammerjungfer geſtern beſchrieben hatte, zwiſchen den Bäumen heraus. Mein Herz klopfte mir zum Zerſpringen. Sie aber hatte eine Larve vor und ſah ſich, wie mir ſchien, verwundert auf dem Platze um. — Da wollt's mir vorkommen, als wäre ſie gar nicht recht ſchlank und niedlich. — Endlich trat ſie ganz nahe an den Baum und nahm die Larve ab. — Es war wahrhaftig die andere ältere gnädige Frau!

Wie froh war ich nun, als ich mich vom erſten Schreck erholt hatte, daß ich mich hier oben in Sicherheit befand. Wie in aller Welt, dachte ich, kommt die nur jetzt hierher? Wenn nun die liebe ſchöne gnädige Frau die Blumen abholt, — das wird eine ſchöne Geſchichte werden! Ich hätte am Ende weinen mögen vor Ärger über den ganzen Spektakel.

Indem hub die verkappte Gärtnerin unten an: „Es iſt ſo ſtickend heiß droben im Saale, ich mußte gehen, mich ein wenig abzukühlen in der freien ſchönen Natur." Dabei fächelte ſie ſich mit der Larve in einem fort und blies die Luft von ſich. Bei dem hellen Mondſchein konnt' ich deutlich erkennen, wie ihr die Flechſen am Halſe ordentlich aufgeſchwollen waren, ſie ſah ganz erboſt aus und ziegelrot im Geſicht. Die Kammerjungfer ſuchte unterdes hinter allen Hecken herum, als hätte ſie eine Stecknadel verloren. —

„Ich brauche ſo notwendig noch friſche Blumen zu meiner Maske," fuhr die Gärtnerin von neuem fort, „wo er auch ſtecken mag!" — Die Kammerjungfer ſuchte und kicherte dabei immerfort heimlich in ſich ſelbſt hinein. — „Sagteſt du was, Roſette?" fragte die Gärtnerin ſpitzig. — „Ich ſage, was ich immer geſagt habe," erwiderte die Kammerjungfer und machte ein ganz ernſthaftes, treuherziges Geſicht, „der ganze Einnehmer iſt und bleibt ein Lümmel, er liegt gewiß irgendwo hinter einem Strauche und ſchläft."

Mir zuckte es in allen meinen Gliedern, herunterzuſpringen und meine Reputation zu retten – da hörte man auf einmal ein großes Pauken und Muſizieren und Lärmen vom Schloſſe her.

Nun hielt ſich die Gärtnerin nicht länger. „Da bringen die Menſchen", fuhr ſie verdrießlich fort, „dem Herrn das Vivat. Komm, man wird uns vermiſſen!" – Und hiermit ſteckte ſie die Larve ſchnell vor und ging wütend mit der Kammerjungfer nach dem Schloſſe zu fort. Die Bäume und Sträucher wieſen kurios, wie mit langen Naſen und Fingern, hinter ihr drein; der Mondſchein tanzte noch fix, wie über eine Klaviatur, über ihre breite Taille auf und nieder, und ſo nahm ſie, ſo recht wie ich auf dem Theater manchmal die Sängerinnen geſehen, unter Trompeten und Pauken ſchnell ihren Abzug.

Ich aber wußte in meinem Baume droben eigentlich gar nicht recht, wie mir geſchehen, und richtete nunmehr meine Augen unverwandt auf das Schloß hin; denn ein Kreis hoher Windlichter unten an den Stufen des Einganges warf dort einen ſeltſamen Schein über die blitzenden Fenſter und weit in den Garten hinein. Es war die Dienerſchaft, die ſoeben ihrer jungen Herrſchaft ein Ständchen brachte. Mitten unter ihnen ſtand der prächtig aufgeputzte Portier wie ein Staatsminiſter vor einem Notenpulte und arbeitete ſich emſig an einem Fagott ab.

Wie ich mich ſoeben zurechtſetzte, um der ſchönen Serenade zuzuhören, gingen auf einmal oben auf dem Balkon des Schloſſes die Flügeltüren auf. Ein hoher Herr, ſchön und ſtattlich in Uniform und mit vielen funkelnden Sternen, trat auf den Balkon heraus, und an ſeiner Hand – die ſchöne junge gnädige Frau, in ganz weißem Kleide, wie eine Lilie in der Nacht, oder wie wenn der Mond über das klare Firmament zöge.

Ich konnte keinen Blick von dem Platze verwenden, und Garten, Bäume und Felder gingen unter vor meinen Sinnen, wie ſie ſo wunderbar beleuchtet von den Fackeln hoch

und ſchlank daſtand und bald anmutig mit dem ſchönen Offizier ſprach, bald wieder freundlich zu den Muſikanten herunternickte. Die Leute unten waren außer ſich vor Freude, und ich hielt mich am Ende auch nicht mehr und ſchrie immer aus Leibeskräften Vivat mit. –

Als ſie aber bald darauf wieder von dem Balkon verſchwand, unten eine Fackel nach der andern verlöſchte und die Notenpulte weggeräumt wurden und nun der Garten ringsumher auch wieder finſter wurde und rauſchte wie vorher – da merkt' ich erſt alles – da fiel es mir auf einmal aufs Herz, daß mich wohl eigentlich nur die Tante mit den Blumen beſtellt hatte, daß die Schöne gar nicht an mich dachte und lange verheiratet iſt und daß ich ſelber ein großer Narr war.

Alles das verſenkte mich recht in einen Abgrund von Nachſinnen. Ich wickelte mich, gleich einem Igel, in die Stacheln meiner eigenen Gedanken zuſammen; vom Schloſſe ſchallte die Tanzmuſik nur noch ſeltener herüber, die Wolken wanderten einſam über den dunkeln Garten weg. Und ſo ſaß ich auf dem Baume droben wie die Nachteule in den Ruinen meines Glücks die ganze Nacht hindurch.

Die kühle Morgenluft weckte mich endlich aus meinen Träumereien. Ich erſtaunte ordentlich, wie ich ſo auf einmal um mich her blickte. Muſik und Tanz war lange vorbei, im Schloſſe und rings um das Schloß herum auf dem Raſenplatze und den ſteinernen Stufen und Säulen ſah alles ſo ſtill, kühl und feierlich aus; nur der Springbrunnen vor dem Eingange plätſcherte einſam in einem fort. Hin und her in den Zweigen neben mir erwachten ſchon die Vögel, ſchüttelten ihre bunten Federn und ſahen, die kleinen Flügel dehnend, neugierig und verwundert ihren ſeltſamen Schlafkameraden an. Fröhlich ſchweifende Morgenſtrahlen funkelten über den Garten weg auf meine Bruſt.

Da richtete ich mich in meinem Baume auf und ſah ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder einmal ſo recht weit in das Land hinaus, wie da ſchon einzelne Schiffe auf der

Donau zwiſchen den Weinbergen herabfuhren und die noch leeren Landſtraßen wie Brücken über das ſchimmernde Land ſich fern über die Berge und Täler hinausſchwangen.

Ich weiß nicht, wie es kam – aber mich packte da auf einmal wieder meine ehemalige Reiſeluſt, alle die alte Wehmut und Freude und große Erwartung. Mir fiel dabei zugleich ein, wie nun die ſchöne Frau droben auf dem Schloſſe zwiſchen Blumen und unter ſeidenen Decken ſchlummerte und ein Engel bei ihr auf dem Bette ſäße in der Morgenſtille. – „Nein," rief ich aus, „fort muß ich von hier und immer fort, ſo weit als der Himmel blau iſt!"

Und hiermit nahm ich mein Körbchen und warf es hoch in die Luft, ſo daß es recht lieblich anzuſehen war, wie die Blumen zwiſchen den Zweigen und auf dem grünen Raſen unten bunt umherlagen. Dann ſtieg ich ſelber ſchnell herunter und ging durch den ſtillen Garten auf meine Wohnung zu. Gar oft blieb ich da noch ſtehen auf manchem Plätzchen, wo ich ſie ſonſt wohl einmal geſehen oder im Schatten liegend an ſie gedacht hatte.

In und um mein Häuschen ſah alles noch ſo aus, wie ich es geſtern verlaſſen hatte. Das Gärtchen war geplündert und wüſt, im Zimmer drin lag noch das große Rechnungsbuch aufgeſchlagen, meine Geige, die ich ſchon faſt ganz vergeſſen hatte, hing verſtaubt an der Wand. Ein Morgenſtrahl aber aus dem gegenüberſtehenden Fenſter fuhr gerade blitzend über die Saiten. Das gab einen rechten Klang in meinem Herzen. „Ja," ſagt' ich, „komm nur her, du getreues Inſtrument! Unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt!" –

Und ſo nahm ich die Geige von der Wand, ließ Rechnungsbuch, Schlafrock, Pantoffeln, Pfeifen und Paraſol liegen und wanderte, arm wie ich gekommen war, aus meinem Häuschen und auf der glänzenden Landſtraße von dannen.

Ich blickte noch oft zurück, mir war gar ſeltſam zumute, ſo traurig und doch auch wieder ſo überaus fröhlich, wie ein Vogel, der aus ſeinem Käfig ausreißt. Und als ich ſchon

eine weite Strecke gegangen war, nahm ich draußen im Freien meine Geige vor und ſang:

„Den lieben Gott laſſ' ich nur walten,
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel tut erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs beſt' beſtellt!"

Das Schloß, der Garten und die Türme von Wien waren ſchon hinter mir im Morgenduft verſunken, über mir jubilierten unzählige Lerchen hoch in der Luft, ſo zog ich zwiſchen den grünen Bergen und an luſtigen Städten und Dörfern vorbei gen Italien hinunter.

Drittes Kapitel

Aber das war nun ſchlimm! Ich hatte noch gar nicht daran gedacht, daß ich eigentlich den rechten Weg nicht wußte. Auch war ringsumher kein Menſch zu ſehen in der ſtillen Morgenſtunde, den ich hätte fragen können, und nicht weit von mir teilte ſich die Landſtraße in viele neue Landſtraßen, die gingen weit, weit über die höchſten Berge fort, als führten ſie aus der Welt hinaus, ſo daß mir ordentlich ſchwindelte, wenn ich recht hinſah.

Endlich kam ein Bauer des Weges daher, der, glaub' ich, nach der Kirche ging, da es heut eben Sonntag war, in einem altmodiſchen Überrocke mit großen ſilbernen Knöpfen und einem langen ſpaniſchen Rohr mit einem ſehr maſſiven ſilbernen Stockknopf darauf, der ſchon von weitem in der Sonne funkelte. Ich frug ihn ſogleich mit vieler Höflichkeit: „Können Sie mir nicht ſagen, wo der Weg nach Italien geht?" — Der Bauer blieb ſtehen, ſah mich an, beſann ſich dann mit weit vorgeſchobener Unterlippe und ſah mich wieder an. Ich ſagte noch einmal: „nach Italien, wo die Pomeranzen wachſen." — „Ach, was gehn mich Seine Pomeranzen an!" ſagte der Bauer da und ſchritt wacker wieder weiter. Ich hätte dem Manne mehr Konduite zugetraut, denn er ſah recht ſtattlich aus.

Was war nun zu machen? Wieder umkehren und in mein Dorf zurückgehen? Da hätten die Leute mit den Fingern auf mich gewieſen, und die Jungen wären um mich herumgeſprungen: „Ei, tauſend willkommen aus der Welt! wie ſieht es denn aus in der Welt? hat Er uns nicht Pfefferkuchen mitgebracht aus der Welt?“ — Der Portier mit der kurfürſtlichen Naſe, welcher überhaupt viele Kenntniſſe von der Weltgeſchichte hatte, ſagte oft zu mir: „Wertgeſchätzter Herr Einnehmer! Italien iſt ein ſchönes Land, da ſorgt der liebe Gott für alles, da kann man ſich im Sonnenſchein auf den Rücken legen, ſo wachſen einem die Roſinen ins Maul, und wenn einen die Tarantel beißt, ſo tanzt man mit ungemeiner Gelenkigkeit, wenn man auch ſonſt nicht tanzen gelernt hat.“ — „Nein, nach Italien, nach Italien!“ rief ich voller Vergnügen aus und rannte, ohne an die verſchiedenen Wege zu denken, auf der Straße fort, die mir eben vor die Füße kam.

Als ich eine Strecke ſo fortgewandert war, ſah ich rechts von der Straße einen ſehr ſchönen Baumgarten, wo die Morgenſonne ſo luſtig zwiſchen den Stämmen und Wipfeln hindurchſchimmerte, daß es ausſah, als wäre der Raſen mit goldenen Teppichen belegt. Da ich keinen Menſchen erblickte, ſtieg ich über den niedrigen Gartenzaun und legte mich recht behaglich unter einem Apfelbaum ins Gras, denn von dem geſtrigen Nachtlager auf dem Baume taten mir noch alle Glieder weh. Da konnte man weit ins Land hinausſehen, und da es Sonntag war, ſo kamen bis aus der weiteſten Ferne Glockenklänge über die ſtillen Felder herüber, und geputzte Landleute zogen überall zwiſchen Wieſen und Büſchen nach der Kirche. Ich war recht fröhlich im Herzen, die Vögel ſangen über mir im Baume, ich dachte an meine Mühle und an den Garten der ſchönen gnädigen Frau, und wie das alles nun ſo weit, weit lag — bis ich zuletzt einſchlummerte. Da träumte mir, als käme dieſe ſchöne Frau aus der prächtigen Gegend unten zu mir gegangen oder eigentlich langſam geflogen zwiſchen den Glockenklängen,

mit langen weißen Schleiern, die im Morgenrote wehten. Dann war es wieder, als wären wir gar nicht in der Fremde, sondern bei meinem Dorfe an der Mühle in den tiefen Schatten. Aber da war alles still und leer, wie wenn die Leute Sonntags in der Kirche sind und nur der Orgelklang durch die Bäume herüberkommt, daß es mir recht im Herzen weh tat. Die schöne Frau aber war sehr gut und freundlich, sie hielt mich an der Hand und ging mit mir und sang in einem fort in dieser Einsamkeit das schöne Lied, das sie damals immer frühmorgens am offenen Fenster zur Gitarre gesungen hat, und ich sah dabei ihr Bild in dem stillen Weiher noch viel tausendmal schöner, aber mit sonderbaren großen Augen, die mich so starr ansahen, daß ich mich beinah gefürchtet hätte. — Da fing auf einmal die Mühle, erst in einzelnen langsamen Schlägen, dann immer schneller und heftiger an zu gehen und zu brausen, der Weiher wurde dunkel und kräuselte sich, die schöne Frau wurde ganz bleich, und ihre Schleier wurden immer länger und länger und flatterten entsetzlich in langen Spitzen wie Nebelstreifen hoch am Himmel empor; das Sausen nahm immer mehr zu, oft war es, als bliese der Portier auf seinem Fagott dazwischen, bis ich endlich mit heftigem Herzklopfen aufwachte.

Es hatte sich wirklich ein Wind erhoben, der leise über mir durch den Apfelbaum ging; aber was so brauste und rumorte, war weder die Mühle noch der Portier, sondern derselbe Bauer, der mir vorhin den Weg nach Italien nicht zeigen wollte. Er hatte aber seinen Sonntagsstaat ausgezogen und stand in einem weißen Kamisol vor mir. „Na," sagte er, da ich mir noch den Schlaf aus den Augen wischte, „will Er etwa hier Poperenzen klauben, daß Er mir das schöne Gras so zertrampelt, anstatt in die Kirche zu gehen, Er Faulenzer!" — Mich ärgert' es nur, daß mich der Grobian aufgeweckt hatte. Ich sprang ganz erbost auf und versetzte geschwind: „Was, Er will mich hier ausschimpfen? Ich bin Gärtner gewesen, eh' Er daran dachte, und Einnehmer, und wenn Er zur Stadt gefahren wäre, hätte Er die schmierige

Schlafmütze vor mir abnehmen müſſen, und hatte mein Haus und meinen roten Schlafrock mit gelben Punkten." – Aber der Knollfink ſcherte ſich gar nichts darum, ſondern ſtemmte beide Arme in die Seiten und ſagte bloß: „Was will Er denn? he! he!" Dabei ſah ich, daß es eigentlich ein kurzer, ſtämmiger, krummbeiniger Kerl war und vorſtehende glotzende Augen und eine rote, etwas ſchiefe Naſe hatte. Und wie er immerfort nichts weiter ſagte als: „he! – he!" – und dabei jedesmal einen Schritt näher auf mich zukam, da überfiel mich auf einmal eine ſo kurioſe grausliche Angſt, daß ich mich ſchnell aufmachte, über den Zaun ſprang und, ohne mich umzuſehen, immerfort querfeldein lief, daß mir die Geige in der Taſche klang.

Als ich endlich wieder ſtill hielt, um Atem zu ſchöpfen, war der Garten und das ganze Tal nicht mehr zu ſehen, und ich ſtand in einem ſchönen Walde. Aber ich gab nicht viel darauf acht, denn jetzt ärgerte mich das Spektakel erſt recht, und daß der Kerl mich immer Er nannte, und ich ſchimpfte noch lange im ſtillen für mich. In ſolchen Gedanken ging ich raſch fort und kam immer mehr von der Landſtraße ab, mitten in das Gebirge hinein. Der Holzweg, auf dem ich fortgelaufen war, hörte auf, und ich hatte nur noch einen kleinen, wenig betretenen Fußſteig vor mir. Ringsum war niemand zu ſehen und kein Laut zu vernehmen. Sonſt aber war es recht anmutig zu gehn, die Wipfel der Bäume rauſchten, und die Vögel ſangen ſehr ſchön. Ich befahl mich daher Gottes Führung, zog meine Violine hervor und ſpielte alle meine liebſten Stücke durch, daß es recht fröhlich in dem einſamen Walde erklang.

Mit dem Spielen ging es aber auch nicht lange, denn ich ſtolperte dabei jeden Augenblick über die fatalen Baumwurzeln, auch fing mich zuletzt an zu hungern, und der Wald wollte noch immer gar kein Ende nehmen. So irrte ich den ganzen Tag herum, und die Sonne ſchien ſchon ſchief zwiſchen den Baumſtämmen hindurch, als ich endlich in ein kleines Wieſental hinauskam, das rings von Bergen eingeſchloſſen

und voller roter und gelber Blumen war, über denen unzählige Schmetterlinge im Abendgolde herumflatterten. Hier war es so einsam, als läge die Welt wohl hundert Meilen weit weg. Nur die Heimchen zirpten, und ein Hirt lag drüben im hohen Grase und blies so melancholisch auf seiner Schalmei, daß einem das Herz vor Wehmut hätte zerspringen mögen. Ja, dachte ich bei mir, wer es so gut hätte wie so ein Faulenzer! unsereiner muß sich in der Fremde herumschlagen und immer attent sein. – Da ein schönes klares Flüßchen zwischen uns lag, über das ich nicht herüber konnte, so rief ich ihm von weitem zu, wo hier das nächste Dorf läge? Er ließ sich aber nicht stören, sondern streckte nur den Kopf ein wenig aus dem Grase hervor, wies mit seiner Schalmei auf den andern Wald hin und blies ruhig wieder weiter.

Unterdes marschierte ich fleißig fort, denn es fing schon an zu dämmern. Die Vögel, die alle noch ein großes Geschrei gemacht hatten, als die letzten Sonnenstrahlen durch den Wald schimmerten, wurden auf einmal still, und mir fing beinah an angst zu werden in dem ewigen, einsamen Rauschen der Wälder. Endlich hörte ich von ferne Hunde bellen. Ich schritt rascher fort, der Wald wurde immer lichter und lichter, und bald darauf sah ich zwischen den letzten Bäumen hindurch einen schönen grünen Platz, auf dem viele Kinder lärmten und sich um eine große Linde herumtummelten, die recht in der Mitte stand. Weiterhin an dem Platze war ein Wirtshaus, vor dem einige Bauern um einen Tisch saßen und Karten spielten und Tabak rauchten. Von der andern Seite saßen junge Burschen und Mädchen vor der Tür, die die Arme in ihre Schürzen gewickelt hatten und in der Kühle miteinander plauderten.

Ich besann mich nicht lange, zog meine Geige aus der Tasche und spielte schnell einen lustigen Ländler auf, während ich aus dem Walde hervortrat. Die Mädchen verwunderten sich, die Alten lachten, daß es weit in den Wald hineinschallte. Als ich aber so bis zu der Linde gekommen war und mich

mit dem Rücken dranlehnte und immerfort ſpielte, da ging ein heimliches Rumoren und Gewiſper unter den jungen Leuten rechts und links, die Burſchen legten endlich ihre Sonntagspfeifen weg, jeder nahm die ſeine, und eh' ich's mir verſah, ſchwenkte ſich das junge Bauernvolk tüchtig um mich herum; die Hunde bellten, die Kittel flogen, und die Kinder ſtanden um mich im Kreiſe und ſahen mir neugierig ins Geſicht und auf die Finger, wie ich ſo fix damit hantierte.

Wie der erſte Schleifer vorbei war, konnte ich erſt recht ſehen, wie eine gute Muſik in die Gliedmaßen fährt. Die Bauernburſchen, die ſich vorher, die Pfeifen im Munde, auf den Bänken reckten und die ſteifen Beine von ſich ſtreckten, waren nun auf einmal wie umgetauſcht, ließen ihre bunten Schnupftücher vorn am Knopfloch lang herunterhängen und kapriolten ſo artig um die Mädchen herum, daß es eine rechte Luſt anzuſchauen war. Einer von ihnen, der ſich ſchon für was Rechtes hielt, haſpelte lange in ſeiner Weſtentaſche, damit es die andern ſehen ſollten, und brachte endlich ein kleines Silberſtück heraus, das er mir in die Hand drücken wollte. Mich ärgerte das, wenn ich gleich dazumal kein Geld in der Taſche hatte. Ich ſagte ihm, er ſollte nur ſeine Pfennige behalten, ich ſpielte nur ſo aus Freude, weil ich wieder bei Menſchen wäre. Bald darauf aber kam ein ſchmuckes Mädchen mit einer großen Stampe Wein zu mir. „Muſikanten trinken gern," ſagte ſie und lachte mich freundlich an, und ihre perlweißen Zähne ſchimmerten recht ſcharmant zwiſchen den roten Lippen hindurch, ſo daß ich ſie wohl hätte darauf küſſen mögen. Sie tunkte ihr Schnäbelchen in den Wein, wobei ihre Augen über das Glas weg auf mich herüber funkelten, und reichte mir darauf die Stampe hin. Da trank ich das Glas bis auf den Grund aus und ſpielte dann wieder von friſchem, daß ſich alles luſtig um mich herumdrehte.

Die Alten waren unterdeſſen von ihrem Spiel aufgebrochen, die jungen Leute fingen auch an müde zu werden und zerſtreuten ſich, und ſo wurde es nach und nach ganz

ſtill und leer vor dem Wirtshauſe. Auch das Mädchen, das mir den Wein gereicht hatte, ging nun nach dem Dorfe zu, aber ſie ging ſehr langſam und ſah ſich zuweilen um, als ob ſie was vergeſſen hätte. Endlich blieb ſie ſtehen und ſuchte etwas auf der Erde, aber ich ſah wohl, daß ſie, wenn ſie ſich bückte, unter dem Arme hindurch nach mir zurückblickte. Ich hatte auf dem Schloſſe Lebensart gelernt, ich ſprang alſo geſchwind herzu und ſagte: „Haben Sie etwas verloren, ſchönſte Mamſell?" – „Ach nein," ſagte ſie und wurde über und über rot, „es war nur eine Roſe – will Er ſie haben?" – Ich dankte und ſteckte die Roſe ins Knopfloch. Sie ſah mich ſehr freundlich an und ſagte: „Er ſpielt recht ſchön." – „Ja," verſetzte ich, „das iſt ſo eine Gabe Gottes." – „Die Muſikanten ſind hier in der Gegend ſehr rar," hub das Mädchen dann wieder an und ſtockte und hatte die Augen beſtändig niedergeſchlagen. „Er könnte ſich hier ein gutes Stück Geld verdienen – auch mein Vater ſpielt etwas die Geige und hört gern von der Fremde erzählen – und mein Vater iſt ſehr reich." – Dann lachte ſie auf und ſagte: „Wenn Er nur nicht immer ſolche Grimaſſen machen möchte mit dem Kopfe beim Geigen!" – „Teuerſte Jungfer," erwiderte ich, „erſtlich: nennen Sie mich nur nicht immer Er; ſodann mit dem Kopftremulenzen, das iſt einmal nicht anders, das haben wir Virtuoſen alle ſo an uns." – „Ach ſo!" entgegnete das Mädchen. Sie wollte noch etwas mehr ſagen, aber da entſtand auf einmal ein entſetzliches Gepolter im Wirtshauſe, die Haustür ging mit großem Gekrache auf, und ein dünner Kerl kam wie ein ausgeſchoſſener Ladſtock herausgeflogen, worauf die Tür ſogleich wieder hinter ihm zugeſchlagen wurde.

Das Mädchen war bei dem erſten Geräuſch wie ein Reh davongeſprungen und im Dunkel verſchwunden. Die Figur vor der Tür aber raffte ſich hurtig wieder vom Boden auf und fing nun an mit ſolcher Geſchwindigkeit gegen das Haus loszuſchimpfen, daß es ordentlich zum Erſtaunen war. „Was!" ſchrie er, „ich beſoffen? ich die Kreideſtriche an der ver-

räucherten Tür nicht bezahlen? Löscht sie aus, löscht sie aus! Hab' ich euch nicht erst gestern übern Kochlöffel barbiert und in die Nase geschnitten, daß ihr mir den Löffel morsch entzwei gebissen habt? Barbieren macht einen Strich – Kochlöffel wieder ein Strich – Pflaster auf die Nase noch ein Strich – wieviel solche hundsföttische Striche wollt ihr denn noch bezahlt haben? Aber gut, schon gut, ich lasse das ganze Dorf, die ganze Welt ungeschoren. Lauft meinetwegen mit euren Bärten, daß der liebe Gott am Jüngsten Tage nicht weiß, ob ihr Juden seid oder Christen! Ja, hängt euch an euren eigenen Bärten auf, ihr zottigen Landbären!" Hier brach er auf einmal in ein jämmerliches Weinen aus und fuhr ganz erbärmlich durch die Fistel fort: „Wasser soll ich saufen, wie ein elender Fisch? ist das Nächstenliebe? Bin ich nicht ein Mensch und ein ausgelernter Feldscher? Ach, ich bin heute so in der Rage! Mein Herz ist voller Rührung und Menschenliebe!" Bei diesen Worten zog er sich nach und nach zurück, da im Hause alles still blieb. Als er mich erblickte, kam er mit ausgebreiteten Armen auf mich los; ich glaubte, der tolle Kerl wollte mich embrassieren. Ich sprang aber auf die Seite, und so stolperte er weiter, und ich hörte ihn noch lange, bald grob, bald fein, durch die Finsternis mit sich diskurieren.

Mir aber ging mancherlei im Kopfe herum. Die Jungfer, die mir vorhin die Rose geschenkt hatte, war jung, schön und reich – ich konnte da mein Glück machen, eh' man die Hand umkehrte. Und Hammel und Schweine, Puter und fette Gänse mit Äpfeln gestopft – ja, es war mir nicht anders, als säh' ich den Portier auf mich zukommen: „Greif zu, Einnehmer, greif zu! jung gefreit hat niemand gereut; wer 's Glück hat, führt die Braut heim, bleibe im Lande und nähre dich tüchtig." In solchen philosophischen Gedanken setzte ich mich auf dem Platze, der nun ganz einsam war, auf einen Stein nieder, denn an das Wirtshaus anzuklopfen traute ich mich nicht, weil ich kein Geld bei mir hatte. Der Mond schien prächtig, von den Bergen rauschten die Wälder durch

die ſtille Nacht herüber; manchmal ſchlugen im Dorfe die Hunde an, das weiter im Tale unter Bäumen und Mondſchein wie begraben lag. Ich betrachtete das Firmament, wie da einzelne Wolken langſam durch den Mondſchein zogen und manchmal ein Stern weit in der Ferne herunterfiel. So, dachte ich, ſcheint der Mond auch über meines Vaters Mühle und auf das weiße gräfliche Schloß. Dort iſt nun auch ſchon alles lange ſtill, die gnädige Frau ſchläft, und die Waſſerkünſte und Bäume im Garten rauſchen noch immerfort wie damals, und allen iſt's gleich, ob ich noch da bin oder in der Fremde oder geſtorben. — Da kam mir die Welt auf einmal ſo entſetzlich weit und groß vor, und ich ſo ganz allein darin, daß ich aus Herzensgrunde hätte weinen mögen.

Wie ich noch immer ſo daſitze, höre ich auf einmal aus der Ferne Hufſchlag im Walde. Ich hielt den Atem an und lauſchte, da kam es immer näher und näher, und ich konnte ſchon die Pferde ſchnauben hören. Bald darauf kamen auch wirklich zwei Reiter unter den Bäumen hervor, hielten aber am Saume des Waldes an und ſprachen heimlich ſehr eifrig miteinander, wie ich an den Schatten ſehen konnte, die plötzlich über den mondbeglänzten Platz vorſchoſſen und mit langen dunklen Armen bald dahin bald dorthin wieſen. — Wie oft, wenn mir zu Hauſe meine verſtorbene Mutter von wilden Wäldern und martialiſchen Räubern erzählte, hatte ich mir ſonſt immer heimlich gewünſcht, eine ſolche Geſchichte ſelbſt zu erleben. Da hatt' ich's nun auf einmal für meine dummen, frevelmütigen Gedanken! — Ich ſtreckte mich nun an dem Lindenbaum, unter dem ich geſeſſen, ganz unmerklich ſo lang aus, als ich nur konnte, bis ich den erſten Aſt erreicht hatte und mich geſchwinde hinaufſchwang. Aber ich baumelte noch mit halbem Leibe über dem Aſte und wollte ſoeben auch meine Beine nachholen, als der eine von den Reitern raſch hinter mir über den Platz dahertrabte. Ich drückte nun die Augen feſt zu in dem dunkeln Laube und rührte und regte mich nicht. — „Wer iſt da?" rief es auf einmal dicht hinter mir. „Niemand!" ſchrie ich aus Leibeskräften

vor Schreck, daß er mich doch noch erwiſcht hatte. Insgeheim mußte ich aber doch bei mir lachen, wie die Kerls ſich ſchneiden würden, wenn ſie mir die leeren Taſchen umdrehten. — „Ei, ei," ſagte der Räuber wieder, „wem gehören denn aber die zwei Beine, die da herunterhängen?" — Da half nichts mehr. „Nichts weiter", verſetzte ich, „als ein paar arme, verirrte Muſikantenbeine," und ließ mich raſch wieder auf den Boden herab, denn ich ſchämte mich auch, länger wie eine zerbrochene Gabel da über dem Aſte zu hängen.

Das Pferd des Reiters ſcheute, als ich ſo plötzlich vom Baume herunterfuhr. Er klopfte ihm den Hals und ſagte lachend: „Nun, wir ſind auch verirrt, da ſind wir rechte Kameraden, ich dächte alſo, du hälfeſt uns ein wenig den Weg nach B. aufſuchen. Es ſoll dein Schaden nicht ſein." Ich hatte nun gut beteuern, daß ich gar nicht wüßte, wo B. läge, daß ich lieber hier im Wirtshauſe fragen oder ſie in das Dorf hinunterführen wollte. Der Kerl nahm gar keine Räſon an. Er zog ganz ruhig eine Piſtole aus dem Gurt, die recht hübſch im Mondſchein funkelte. „Mein Liebſter," ſagte er dabei ſehr freundſchaftlich zu mir, während er bald den Lauf der Piſtole abwiſchte, bald wieder prüfend an die Augen hielt, „mein Liebſter, du wirſt wohl ſo gut ſein, ſelber nach B. vorauszugehen."

Da war ich nun recht übel daran. Traf ich den Weg, ſo kam ich gewiß zu der Räuberbande und bekam Prügel, da ich kein Geld bei mir hatte, traf ich ihn nicht — ſo bekam ich auch Prügel. Ich beſann mich alſo nicht lange und ſchlug den erſten beſten Weg ein, der an dem Wirtshauſe vorüber vom Dorfe abführte. Der Reiter ſprengte ſchnell zu ſeinem Begleiter zurück, und beide folgten mir dann in einiger Entfernung langſam nach. So zogen wir eigentlich recht närriſch auf gut Glück in die mondhelle Nacht hinein. Der Weg lief immerfort im Walde an einem Bergeshange fort. Zuweilen konnte man über die Tannenwipfel, die von unten heraufreichten und ſich dunkel rührten, weit in die tiefen, ſtillen Täler hinausſehen, hin und her ſchlug eine Nachtigall, Hunde

bellten in der Ferne in den Dörfern. Ein Fluß rauſchte beſtändig aus der Tiefe und blitzte zuweilen im Mondſchein auf. Dabei das einförmige Pferdegetrappel und das Wirren und Schwirren der Reiter hinter mir, die unaufhörlich in einer fremden Sprache miteinander plauderten, und das helle Mondlicht und die langen Schatten der Baumſtämme, die wechſelnd über die beiden Reiter wegflogen, daß ſie mir bald ſchwarz, bald hell, bald klein, bald wieder rieſengroß vorkamen. Mir verwirrten ſich ordentlich die Gedanken, als läge ich in einem Traum und könnte gar nicht aufwachen. Ich ſchritt immer ſtramm vor mich hin. Wir müſſen, dachte ich, doch am Ende aus dem Walde und aus der Nacht herauskommen.

Endlich flogen hin und wieder ſchon lange rötliche Scheine über den Himmel, ganz leiſe, wie wenn man über einen Spiegel haucht, auch eine Lerche ſang ſchon hoch über dem ſtillen Tale. Da wurde mir auf einmal ganz klar im Herzen bei dem Morgengruße, und alle Furcht war vorüber. Die beiden Reiter aber ſtreckten ſich und ſahen ſich nach allen Seiten um und ſchienen nun erſt gewahr zu werden, daß wir doch wohl nicht auf dem rechten Wege ſein mochten. Sie plauderten wieder viel, und ich merkte wohl, daß ſie von mir ſprachen, ja, es kam mir vor, als finge der eine ſich vor mir zu fürchten an, als könnt' ich wohl gar ſo ein heimlicher Schnapphahn ſein, der ſie im Walde irreführen wollte. Das machte mir Spaß, denn je lichter es ringsum wurde, je mehr Courage kriegt' ich, zumal da wir ſoeben auf einen ſchönen freien Waldplatz herauskamen. Ich ſah mich daher nach allen Seiten ganz wild um und pfiff dann ein paarmal auf den Fingern, wie die Spitzbuben tun, wenn ſie ſich einander Signale geben wollen.

„Halt!" rief auf einmal der eine von den Reitern, daß ich ordentlich zuſammenfuhr. Wie ich mich umſehe, ſind ſie beide abgeſtiegen und haben ihre Pferde an einen Baum angebunden. Der eine kommt aber raſch auf mich los, ſieht mir ganz ſtarr ins Geſicht und fängt auf einmal ganz unmäßig an zu

lachen. Ich muß geſtehen, mich ärgerte das unvernünftige Gelächter. Er aber ſagte: „Wahrhaftig, das iſt der Gärtner, wollt' ſagen: Einnehmer vom Schloß!"

Ich ſah ihn groß an, wußte mich aber ſeiner nicht zu erinnern, hätt' auch viel zu tun gehabt, wenn ich mir alle die jungen Herren hätte anſehen wollen, die auf dem Schloſſe ab und zu ritten. Er aber fuhr mit ewigem Gelächter fort: „Das iſt prächtig! Du vazierſt, wie ich ſehe; wir brauchen eben einen Bedienten, bleib bei uns, da haſt du ewige Vakanz." — Ich war ganz verblüfft und ſagte endlich, daß ich ſoeben auf einer Reiſe nach Italien begriffen wäre. — „Nach Italien?!" entgegnete der Fremde, „eben dahin wollen auch wir!" — „Nun, wenn das iſt!" rief ich aus und zog voller Freude meine Geige aus der Taſche und ſtrich, daß die Vögel im Walde aufwachten. Der Herr aber erwiſchte geſchwind den andern Herrn und walzte mit ihm wie verrückt auf dem Raſen herum.

Dann ſtanden ſie plötzlich ſtill. „Bei Gott," rief der eine, „da ſeh' ich ſchon den Kirchturm von B.! nun, da wollen wir bald unten ſein." Er zog ſeine Uhr heraus und ließ ſie repetieren, ſchüttelte mit dem Kopfe und ließ noch einmal ſchlagen. „Nein," ſagte er, „das geht nicht, wir kommen ſo zu früh hin, das könnte ſchlimm werden!"

Darauf holten ſie von ihren Pferden Kuchen, Braten und Weinflaſchen, breiteten eine ſchöne bunte Decke auf dem grünen Raſen aus, ſtreckten ſich darüber hin und ſchmauſten ſehr vergnüglich, teilten auch mir von allem ſehr reichlich mit, was mir gar wohl bekam, da ich ſeit einigen Tagen ſchon nicht mehr vernünftig geſpeiſt hatte. — „Und daß du's weißt," ſagte der eine zu mir, — „aber du kennſt uns doch nicht?" — ich ſchüttelte mit dem Kopfe. — „Alſo, daß du's weißt: ich bin der Maler Leonhard, und das dort iſt — wieder ein Maler — Guido geheißen."

Ich beſah mir nun die beiden Maler genauer bei der Morgendämmerung. Der eine, Herr Leonhard, war groß, ſchlank, braun, mit luſtigen, feurigen Augen. Der andere war viel

jünger, kleiner und feiner, auf altdeutſche Mode gekleidet, wie es der Portier nannte, mit weißem Kragen und bloßem Hals, um den die dunkelbraunen Locken herabhingen, die er oft aus dem hübſchen Geſichte wegſchütteln mußte. — Als dieſer genug gefrühſtückt hatte, griff er nach meiner Geige, die ich neben mir auf den Boden gelegt hatte, ſetzte ſich damit auf einen umgehauenen Baumaſt und klimperte darauf mit den Fingern. Dann ſang er dazu ſo hell wie ein Waldvöglein, daß es mir recht durchs ganze Herz klang:

„Fliegt der erſte Morgenſtrahl
Durch das ſtille Nebeltal,
Rauſcht erwachend Wald und Hügel:
Wer da fliegen kann, nimmt Flügel!

Und ſein Hütlein in die Luft
Wirft der Menſch vor Luſt und ruft:
Hat Geſang doch auch noch Schwingen,
Nun ſo will ich fröhlich ſingen!"

Dabei ſpielten die rötlichen Morgenſcheine recht anmutig über ſein etwas blaſſes Geſicht und die ſchwarzen verliebten Augen. Ich aber war ſo müde, daß ſich mir die Worte und Noten, während er ſo ſang, immer mehr verwirrten, bis ich zuletzt feſt einſchlief.

Als ich nach und nach wieder zu mir ſelber kam, hörte ich wie im Traume die beiden Maler noch immer neben mir ſprechen und die Vögel über mir ſingen, und die Morgenſtrahlen ſchimmerten mir durch die geſchloſſenen Augen, daß mir's innerlich ſo dunkelhell war, wie wenn die Sonne durch rotſeidene Gardinen ſcheint. „Come è bello!" hört' ich da dicht neben mir ausrufen. Ich ſchlug die Augen auf und erblickte den jungen Maler, der im funkelnden Morgenlicht über mich hergebeugt ſtand, ſo daß beinah nur die großen ſchwarzen Augen zwiſchen den herabhängenden Locken zu ſehen waren.

Ich ſprang geſchwind auf, denn es war ſchon heller Tag geworden. Der Herr Leonhard ſchien verdrießlich zu ſein,

er hatte zwei zornige Falten auf der Stirn und trieb haſtig zum Aufbruch. Der andere Maler aber ſchüttelte ſeine Locken aus dem Geſicht und trällerte, während er ſein Pferd aufzäumte, ruhig ein Liedchen vor ſich hin, bis Leonhard zuletzt plötzlich laut auflachte, ſchnell eine Flaſche ergriff, die noch auf dem Raſen ſtand, und den Reſt in die Gläſer einſchenkte. „Auf eine glückliche Ankunft!“ rief er aus; ſie ſtießen mit den Gläſern zuſammen, es gab einen ſchönen Klang. Darauf ſchleuderte Leonhard die leere Flaſche hoch ins Morgenrot, daß es luſtig in der Luft funkelte.

Endlich ſetzten ſie ſich auf ihre Pferde, und ich marſchierte friſch wieder nebenher. Gerade vor uns lag ein unüberſehbares Tal, in das wir nun hinunterzogen. Da war ein Blitzen und Rauſchen und Schimmern und Jubilieren! Mir war ſo kühl und fröhlich zumute, als ſollt' ich von dem Berge in die prächtige Gegend hinausfliegen.

Viertes Kapitel

Nun ade, Mühle und Schloß und Portier! Nun ging's, daß mir der Wind am Hute pfiff. Rechts und links flogen Dörfer, Städte und Weingärten vorbei, daß es einem vor den Augen flimmerte; hinter mir die beiden Maler im Wagen, vor mir vier Pferde mit einem prächtigen Poſtillion, ich hoch oben auf dem Kutſchbock, daß ich oft ellenhoch in die Höhe flog.

Das war ſo zugegangen: Als wir vor B. ankommen, kommt ſchon am Dorfe ein langer, dürrer, grämlicher Herr im grünen Flauſchrock uns entgegen, macht viele Bücklinge vor den Herren Malern und führt uns in das Dorf hinein. Da ſtand unter den hohen Linden vor dem Poſthauſe ſchon ein prächtiger Wagen mit vier Poſtpferden beſpannt. Herr Leonhard meinte unterwegs, ich hätte meine Kleider ausgewachſen. Er holte daher geſchwind andere aus ſeinem Mantelſack hervor, und ich mußte einen ganz neuen ſchönen Frack und Weſte anziehn, die mir ſehr vornehm zu Geſicht ſtanden, nur daß mir alles zu lang und weit war und ordentlich um mich herumſchlotterte. Auch einen ganz neuen

Hut bekam ich, der funkelte in der Sonne, als wär' er mit frischer Butter überschmiert. Dann nahm der fremde, grämliche Herr die beiden Pferde der Maler am Zügel, die Maler sprangen in den Wagen, ich auf den Bock, und so flogen wir schon fort, als eben der Postmeister mit der Schlafmütze aus dem Fenster guckte. Der Postillion blies lustig auf dem Horne, und so ging es frisch nach Italien hinein.

Ich hatte eigentlich da droben ein prächtiges Leben, wie der Vogel in der Luft, und brauchte doch dabei nicht selbst zu fliegen. Zu tun hatte ich auch weiter nichts, als Tag und Nacht auf dem Bocke zu sitzen und bei den Wirtshäusern manchmal Essen und Trinken an den Wagen herauszubringen, denn die Maler sprachen nirgends ein, und bei Tage zogen sie die Fenster am Wagen so fest zu, als wenn die Sonne sie erstechen wollte. Nur zuweilen steckte der Herr Guido sein hübsches Köpfchen zum Wagenfenster heraus und diskurrierte freundlich mit mir und lachte dann den Herrn Leonhard aus, der das nicht leiden wollte und jedesmal über die langen Diskurse böse wurde. Ein paarmal hätte ich bald Verdruß bekommen mit meinem Herrn. Das eine Mal, wie ich bei schöner, sternklarer Nacht droben auf dem Bock die Geige zu spielen anfing, und sodann späterhin wegen des Schlafes. Das war aber auch ganz zum Erstaunen! Ich wollte mir doch Italien recht genau besehen und riß die Augen alle Viertelstunden weit auf. Aber kaum hatte ich ein Weilchen so vor mich hingesehen, so verschwirrten und verwickelten sich mir die sechzehn Pferdefüße vor mir wie Filet so hin und her und übers Kreuz, daß mir die Augen gleich wieder übergingen, und zuletzt geriet ich in ein solches entsetzliches und unaufhaltsames Schlafen, daß gar kein Rat mehr war. Da mocht' es Tag oder Nacht, Regen oder Sonnenschein, Tirol oder Italien sein, ich hing bald rechts, bald links, bald rücklings über den Bock herunter, ja manchmal tunkte ich mit solcher Vehemenz mit dem Kopfe nach dem Boden zu, daß mir der Hut weit vom Kopfe flog und der Herr Guido im Wagen laut aufschrie.

So war ich, ich weiß ſelbſt nicht wie, durch halb Welſchland, das ſie dort Lombardei nennen, durchgekommen, als wir an einem ſchönen Abend vor einem Wirtshauſe auf dem Lande ſtillhielten. Die Poſtpferde waren in dem daranſtoßenden Stationsdorfe erſt nach ein paar Stunden beſtellt, die Herren Maler ſtiegen daher aus und ließen ſich in ein beſonderes Zimmer führen, um hier ein wenig zu raſten und einige Briefe zu ſchreiben. Ich aber war ſehr vergnügt darüber und verfügte mich ſogleich in die Gaſtſtube, um endlich wieder einmal ſo recht mit Ruhe und Kommodität zu eſſen und zu trinken. Da ſah es ziemlich liederlich aus. Die Mägde gingen mit zerzottelten Haaren herum und hatten die offenen Halstücher unordentlich um das gelbe Fell hängen. Um einen runden Tiſch ſaßen die Knechte vom Hauſe in blauen Überziehhemden beim Abendeſſen und glotzten mich zuweilen von der Seite an. Die hatten alle kurze dicke Haarzöpfe und ſahen ſo recht vornehm wie die jungen Herrlein aus. – Da biſt du nun, dachte ich bei mir, und aß fleißig fort, da biſt du nun endlich in dem Lande, woher immer die kurioſen Leute zu unſerm Herrn Pfarrer kamen, mit Mauſefallen und Barometern und Bildern. Was der Menſch doch nicht alles erfährt, wenn er ſich einmal hinterm Ofen hervormacht!

Wie ich noch eben ſo eſſe und meditiere, wuſcht ein Männlein, das bis jetzt in einer dunkeln Ecke der Stube bei ſeinem Glaſe Wein geſeſſen hatte, auf einmal aus ſeinem Winkel wie eine Spinne auf mich los. Er war ganz kurz und bucklicht, hatte aber einen großen grauslichen Kopf mit einer langen römiſchen Adlernaſe und ſparſamen roten Backenbart, und die gepuderten Haare ſtanden ihm von allen Seiten zu Berge, als wenn der Sturmwind durchgefahren wäre. Dabei trug er einen altmodiſchen, verſchoſſenen Frack, kurze plüſchene Beinkleider und ganz vergelbte ſeidene Strümpfe. Er war einmal in Deutſchland geweſen und dachte wunder wie gut er Deutſch verſtünde. Er ſetzte ſich zu mir und frug bald das, bald jenes, während er immerfort Tabak ſchnupfte: ob ich der Servitore ſei? wenn wir arriware? ob wir nach Roma

kehn? Aber das wußte ich alles ſelber nicht und konnte auch ſein Kauderwelſch gar nicht verſtehn. „Parlez-vous français?“ ſagte ich endlich in meiner Angſt zu ihm. Er ſchüttelte mit dem großen Kopfe, und das war mir ſehr lieb, denn ich konnte ja auch nicht Franzöſiſch. Aber das half alles nichts. Er hatte mich einmal recht aufs Korn genommen, er frug und frug immer wieder; je mehr wir parlierten, je weniger verſtand einer den andern, zuletzt wurden wir beide ſchon hitzig, ſo daß mir's manchmal vorkam, als wollte der Signor mit ſeiner Adlernaſe nach mir hacken, bis endlich die Mägde, die den babyloniſchen Diskurs mit angehört hatten, uns beide tüchtig auslachten. Ich aber legte ſchnell Meſſer und Gabel hin und ging vor die Haustür hinaus. Denn mir war in dem fremden Lande nicht anders, als wäre ich mit meiner deutſchen Zunge tauſend Klafter tief ins Meer verſenkt, und allerlei unbekanntes Gewürm ringelte ſich und rauſchte da in der Einſamkeit um mich her und glotzte und ſchnappte nach mir.

Draußen war eine warme Sommernacht, ſo recht um gaſſatim zu gehen. Weit von den Weinbergen herüber hörte man noch zuweilen einen Winzer ſingen, dazwiſchen blitzte es manchmal von ferne, und die ganze Gegend zitterte und ſäuſelte im Mondſchein. Ja, manchmal kam es mir vor, als ſchlüpfte eine lange dunkle Geſtalt hinter den Haſelnußſträuchern vor dem Hauſe vorüber und guckte durch die Zweige, dann war alles auf einmal wieder ſtill. — Da trat der Herr Guido eben auf den Balkon des Wirtshauſes heraus. Er bemerkte mich nicht und ſpielte ſehr geſchickt auf einer Zither, die er im Hauſe gefunden haben mußte, und ſang dann dazu wie eine Nachtigall:

„Schweigt der Menſchen laute Luſt:
Rauſcht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es ſchweifen leiſe Schauer
Wetterleuchtend durch die Bruſt.“

Ich weiß nicht, ob er noch mehr geſungen haben mag, denn ich hatte mich auf die Bank vor der Haustür hingeſtreckt und ſchlief in der lauen Nacht vor großer Ermüdung ein.

Es mochten wohl ein paar Stunden ins Land gegangen ſein, als mich ein Poſthorn aufweckte, das lange Zeit luſtig in meine Träume hereinblies, ehe ich mich völlig beſinnen konnte. Ich ſprang endlich auf, der Tag dämmerte ſchon an den Bergen, und die Morgenkühle rieſelte mir durch alle Glieder. Da fiel mir erſt ein, daß wir ja um dieſe Zeit ſchon wieder weit fort ſein wollten. Aha, dachte ich, heut iſt einmal das Wecken und Auslachen an mir. Wie wird der Herr Guido mit dem verſchlafenen Lockenkopfe herausfahren, wenn er mich draußen hört! So ging ich in den kleinen Garten am Hauſe dicht unter die Fenſter, wo meine Herren wohnten, dehnte mich noch einmal recht ins Morgenrot hinein und ſang fröhlichen Mutes:

„Wenn der Hoppevogel ſchreit,
Iſt der Tag nicht mehr weit,
Wenn die Sonne ſich auftut,
Schmeckt der Schlaf noch ſo gut!" –

Das Fenſter war offen, aber es blieb alles ſtill oben, nur der Nachtwind ging noch durch die Weinranken, die ſich bis in das Fenſter hineinſtreckten. – „Nun, was ſoll denn das wieder bedeuten?" rief ich voll Erſtaunen aus und lief in das Haus und durch die ſtillen Gänge nach der Stube zu. Aber da gab es mir einen rechten Stich ins Herz. Denn wie ich die Tür aufreiße, iſt alles leer darin, kein Frack, kein Hut, kein Stiefel. – Nur die Zither, auf der Herr Guido geſtern geſpielt hatte, hing an der Wand, auf dem Tiſche mitten in der Stube lag ein ſchöner voller Geldbeutel, worauf ein Zettel geklebt war. Ich hielt ihn näher ans Fenſter und traute meinen Augen kaum, es ſtand wahrhaftig mit großen Buchſtaben darauf: Für den Herrn Einnehmer!

Was war mir aber das alles nütze, wenn ich meine lieben luſtigen Herren nicht wiederfand? Ich ſchob den Beutel in meine

tiefe Rocktaſche, das plumpte wie in einen tiefen Brunnen, daß es mich ordentlich hintenüber zog. Dann rannte ich hinaus, machte einen großen Lärm und weckte alle Knechte und Mägde im Hauſe. Die wußten gar nicht, was ich wollte, und meinten, ich wäre verrückt geworden. Dann aber verwunderten ſie ſich nicht wenig, als ſie oben das leere Neſt ſahen. Niemand wußte etwas von meinen Herren. Nur die eine Magd – wie ich aus ihren Zeichen und Geſtikulationen zuſammenbringen konnte – hatte bemerkt, daß der Herr Guido, als er geſtern abends auf dem Balkon ſang, auf einmal laut aufſchrie und dann geſchwind zu dem andern Herrn in das Zimmer zurückſtürzte. Als ſie hernach in der Nacht einmal aufwachte, hörte ſie draußen Pferdegetrappel. Sie guckte durch das kleine Kammerfenſter und ſah den buckligen Signor, der geſtern mit mir ſo viel geſprochen hatte, auf einem Schimmel im Mondſchein quer übers Feld galoppieren, daß er immer ellenhoch überm Sattel in die Höhe flog und die Magd ſich bekreuzte, weil es ausſah wie ein Geſpenſt, das auf einem dreibeinigen Pferde reitet. – Da wußt' ich nun gar nicht, was ich machen ſollte.

Unterdes aber ſtand unſer Wagen ſchon lange vor der Tür angeſpannt, und der Poſtillion ſtieß ungeduldig ins Horn, daß er hätte berſten mögen, denn er mußte zur beſtimmten Stunde auf der nächſten Station ſein, da alles durch Laufzettel bis auf die Minute vorausbeſtellt war. Ich rannte noch einmal um das ganze Haus herum und rief die Maler, aber niemand gab Antwort; die Leute aus dem Hauſe liefen zuſammen und gafften mich an, der Poſtillion fluchte, die Pferde ſchnaubten, ich, ganz verblüfft, ſpringe endlich geſchwind in den Wagen hinein, der Hausknecht ſchlägt die Tür hinter mir zu, der Poſtillion knallt, und ſo ging's mit mir fort in die weite Welt hinein.

Fünftes Kapitel

Wir fuhren nun über Berg und Tal Tag und Nacht immerfort. Ich hatte gar nicht Zeit, mich zu beſinnen, denn wo wir hinkamen, ſtanden die Pferde angeſchirrt, ich konnte mit den

Leuten nicht ſprechen, mein Demonſtrieren half alſo nichts; oft, wenn ich im Wirtshauſe eben beim beſten Eſſen war, blies der Poſtillion, ich mußte Meſſer und Gabel wegwerfen und wieder in den Wagen ſpringen und wußte doch eigentlich gar nicht, wohin und weswegen ich juſt mit ſo ausnehmender Geſchwindigkeit fortreiſen ſollte.

Sonſt war die Lebensart gar nicht ſo übel. Ich legte mich, wie auf einem Kanapee, bald in die eine, bald in die andere Ecke des Wagens und lernte Menſchen und Länder kennen, und wenn wir durch Städte fuhren, lehnte ich mich auf beide Arme zum Wagenfenſter heraus und dankte den Leuten, die höflich vor mir den Hut abnahmen, oder ich grüßte die Mädchen an den Fenſtern wie ein alter Bekannter, die ſich dann immer ſehr verwunderten und mir noch lange neugierig nachguckten.

Aber zuletzt erſchrak ich ſehr. Ich hatte das Geld in dem gefundenen Beutel niemals gezählt, den Poſtmeiſtern und Gaſtwirten mußte ich überall viel bezahlen, und ehe ich mich's verſah, war der Beutel leer. Anfangs nahm ich mir vor, ſobald wir durch einen einſamen Wald führen, ſchnell aus dem Wagen zu ſpringen und zu entlaufen. Dann aber tat es mir wieder leid, nun den ſchönen Wagen ſo allein zu laſſen, mit dem ich ſonſt wohl noch bis ans Ende der Welt fortgefahren wäre.

Nun ſaß ich eben voller Gedanken und wußte nicht aus noch ein, als es auf einmal ſeitwärts von der Landſtraße abging. Ich ſchrie zum Wagen heraus auf den Poſtillion: wohin er denn fahre? Aber ich mochte ſprechen, was ich wollte, der Kerl ſagte immer bloß: „Sì, Sì, Signore!“ und fuhr immer über Stock und Stein, daß ich aus einer Ecke des Wagens in die andere flog.

Das wollte mir gar nicht in den Sinn, denn die Landſtraße lief gerade durch eine prächtige Landſchaft auf die untergehende Sonne zu, wohl wie in ein Meer von Glanz und Funken. Von der Seite aber, wohin wir uns gewendet hatten, lag ein wüſtes Gebirge vor uns mit grauen Schluchten,

zwiſchen denen es ſchon lange Dunkel geworden war. – Je weiter wir fuhren, je wilder und einſamer wurde die Gegend. Endlich kam der Mond hinter den Wolken hervor und ſchien auf einmal ſo hell zwiſchen die Bäume und Felſen herein, daß es ordentlich grauslich anzuſehen war. Wir konnten nur langſam fahren in den engen ſteinichten Schluchten, und das einförmige, ewige Geraſſel des Wagens ſchallte in den Steinwänden weit in die ſtille Nacht, als führen wir in ein großes Grabgewölbe hinein. Nur von vielen Waſſerfällen, die man aber nicht ſehen konnte, war ein unaufhörliches Rauſchen tiefer im Walde, und die Käuzchen riefen aus der Ferne immerfort: „Komm mit, komm mit!" – Dabei kam es mir vor, als wenn der Kutſcher, der, wie ich jetzt erſt ſah, gar keine Uniform hatte und kein Poſtillion war, ſich einigemal unruhig umſähe und ſchneller zu fahren anfing, und wie ich mich recht zum Wagen herauslegte, kam plötzlich ein Reiter aus dem Gebüſche hervor, ſprengte dicht vor unſern Pferden quer über den Weg und verlor ſich ſogleich wieder auf der andern Seite im Walde. Ich war ganz verwirrt, denn ſoviel ich bei dem hellen Mondſchein erkennen konnte, war es dasſelbe bucklige Männlein auf ſeinem Schimmel, das in dem Wirtshauſe mit der Adlernaſe nach mir gehackt hatte. Der Kutſcher ſchüttelte den Kopf und lachte laut auf über die närriſche Reiterei, wandte ſich aber dann raſch zu mir um, ſprach ſehr viel und ſehr eifrig, wovon ich leider nichts verſtand, und fuhr dann noch raſcher fort.

Ich aber war froh, als ich bald darauf von fern ein Licht ſchimmern ſah. Es fanden ſich nach und nach noch mehrere Lichter, ſie wurden immer größer und heller, und endlich kamen wir an einigen verräucherten Hütten vorüber, die wie Schwalbenneſter auf dem Felſen hingen. Da die Nacht warm war, ſo ſtanden die Türen offen, und ich konnte darin die hellerleuchteten Stuben und allerlei lumpiges Geſindel ſehen, das wie dunkle Schatten um das Herdfeuer herumhockte. Wir aber raſſelten durch die ſtille Nacht einen Steinweg hinan, der ſich auf einen hohen Berg hinaufzog. Bald

überdeckten hohe Bäume und herabhängende Sträucher den ganzen Hohlweg, bald konnte man auf einmal das ganze Firmament und in der Tiefe die weite ſtille Runde von Bergen, Wäldern und Tälern überſehen. Auf dem Gipfel des Berges ſtand ein großes altes Schloß mit vielen Türmen im hellſten Mondſchein. – „Nun Gott befohlen!" rief ich aus und war innerlich ganz munter geworden vor Erwartung, wohin ſie mich da am Ende noch bringen würden.

Es dauerte wohl noch eine gute halbe Stunde, ehe wir endlich auf dem Berge am Schloßtore ankamen. Das ging in einen breiten, runden Turm hinein, der oben ſchon ganz verfallen war. Der Kutſcher knallte dreimal, daß es weit in dem alten Schloſſe widerhallte, wo ein Schwarm von Dohlen ganz erſchrocken plötzlich aus allen Luken und Ritzen herausfuhr und mit großem Geſchrei die Luft durchkreuzte. Darauf rollte der Wagen in den langen, dunklen Torweg hinein. Die Pferde gaben mit ihren Hufeiſen Feuer auf dem Steinpflaſter, ein großer Hund bellte, der Wagen donnerte zwiſchen den gewölbten Wänden. Die Dohlen ſchrien noch immer dazwiſchen – ſo kamen wir mit einem entſetzlichen Spektakel in den engen, gepflaſterten Schloßhof.

Eine kurioſe Station! dachte ich bei mir, als nun der Wagen ſtillſtand. Da wurde die Wagentür von draußen aufgemacht, und ein alter langer Mann mit einer kleinen Laterne ſah mich unter ſeinen dicken Augenbrauen grämlich an. Er faßte mich dann unter den Arm und half mir, wie einem großen Herrn, aus dem Wagen heraus. Draußen vor der Haustüre ſtand eine alte, ſehr häßliche Frau in ſchwarzem Kamiſol und Rock, mit einer weißen Schürze und ſchwarzen Haube, von der ihr ein langer Schnipper bis an die Naſe herunterhing. Sie hatte an der einen Hüfte einen großen Bund Schlüſſel hängen und hielt in der andern einen altmodiſchen Armleuchter mit zwei brennenden Wachskerzen. Sobald ſie mich erblickte, fing ſie an, tiefe Knickſe zu machen, und ſprach und frug ſehr viel durcheinander. Ich verſtand aber nichts davon und machte immerfort Kratzfüße

vor ihr, und es war mir eigentlich recht unheimlich zumute. Der alte Mann hatte unterdes mit ſeiner Laterne den Wagen von allen Seiten beleuchtet und brummte und ſchüttelte den Kopf, als er nirgends einen Koffer oder Bagage fand. Der Kutſcher fuhr darauf, ohne Trinkgeld von mir zu fordern, den Wagen in einen alten Schuppen, der auf der Seite des Hofes ſchon offen ſtand. Die alte Frau aber bat mich ſehr höflich durch allerlei Zeichen, ihr zu folgen. Sie führte mich mit ihren Wachskerzen durch einen langen ſchmalen Gang und dann eine kleine ſteinerne Treppe herauf. Als wir an der Küche vorbeigingen, ſtreckten ein paar junge Mägde neugierig die Köpfe durch die halbgeöffnete Tür und guckten mich ſo ſtarr an, und winkten und nickten einander heimlich zu, als wenn ſie in ihrem Leben noch kein Mannsbild geſehen hätten. Die Alte machte endlich oben eine Tür auf, da wurde ich anfangs ordentlich ganz verblüfft. Denn es war ein großes, ſchönes, herrſchaftliches Zimmer mit goldenen Verzierungen an der Decke, und an den Wänden hingen prächtige Tapeten mit allerlei Figuren und großen Blumen. In der Mitte ſtand ein gedeckter Tiſch mit Braten, Kuchen, Salat, Obſt, Wein und Konfekt, daß einem recht das Herz im Leibe lachte. Zwiſchen den beiden Fenſtern hing ein ungeheurer Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reichte.

Ich muß ſagen, das gefiel mir recht wohl. Ich ſtreckte mich ein paarmal und ging mit langen Schritten vornehm im Zimmer auf und ab. Dann konnt' ich aber doch nicht widerſtehen, mich einmal in einem ſo großen Spiegel zu beſehen. Das iſt wahr, die neuen Kleider vom Herrn Leonhard ſtanden mir recht ſchön, auch hatte ich in Italien ſo ein gewiſſes feuriges Auge bekommen; ſonſt aber war ich gerade noch ſo ein Milchbart, wie ich zu Hauſe geweſen war, nur auf der Oberlippe zeigten ſich erſt ein paar Flaumfedern.

Die alte Frau mahlte indes in einem fort mit ihrem zahnloſen Munde, daß es nicht anders ausſah, als wenn ſie an der langen herunterhängenden Naſenſpitze kaute. Dann nötigte ſie mich zum Sitzen, ſtreichelte mir mit ihren dürren

Fingern das Kinn, nannte mich poverina! wobei ſie mich aus den roten Augen ſo ſchelmiſch anſah, daß ſich ihr der eine Mundwinkel bis an die halbe Wange in die Höhe zog, und ging endlich mit einem tiefen Knicks zur Tür hinaus.

Ich aber ſetzte mich zu dem gedeckten Tiſch, während eine junge hübſche Magd hereintrat, um mich bei der Tafel zu bedienen. Ich knüpfte allerlei galanten Diskurs mit ihr an, ſie verſtand mich aber nicht, ſondern ſah mich immer ganz kurios von der Seite an, weil mir's ſo gut ſchmeckte, denn das Eſſen war delikat. Als ich ſatt war und wieder aufſtand, nahm die Magd ein Licht von der Tafel und führte mich in ein anderes Zimmer. Da war ein Sofa, ein kleiner Spiegel und ein prächtiges Bett mit grünſeidenen Vorhängen. Ich frug ſie mit Zeichen, ob ich mich da hineinlegen ſollte. Sie nickte zwar: „Ja," aber das war denn doch nicht möglich, denn ſie blieb wie angenagelt bei mir ſtehen. Endlich holte ich mir noch ein großes Glas Wein aus der Tafelſtube herein und rief ihr zu: „Felicissima notte!" denn ſo viel hatt' ich ſchon Italieniſch gelernt. Aber wie ich das Glas ſo auf einmal ausſtürzte, bricht ſie plötzlich in ein verhaltenes Kichern aus, wird über und über rot, geht in die Tafelſtube und macht die Tür hinter ſich zu. Was iſt da zu lachen? dachte ich ganz verwundert, ich glaube, die Leute in Italien ſind alle verrückt.

Ich hatte nun nur immer Angſt vor dem Poſtillion, daß der gleich wieder zu blaſen anfangen würde. Ich horchte am Fenſter, aber es war alles ſtill draußen. Laß ihn blaſen! dachte ich, zog mich aus und legte mich in das prächtige Bett. Das war nicht anders, als wenn man in Milch und Honig ſchwömme! Vor den Fenſtern rauſchte die alte Linde im Hofe, zuweilen fuhr noch eine Dohle plötzlich vom Dache auf, bis ich endlich voller Vergnügen einſchlief.

Sechſtes Kapitel

Als ich wieder erwachte, ſpielten ſchon die erſten Morgenſtrahlen an den grünen Vorhängen über mir. Ich konnte mich gar nicht beſinnen, wo ich eigentlich wäre. Es kam mir

vor, als führe ich noch immer fort im Wagen und es hätte mir von einem Schloſſe im Mondſchein geträumt und von einer alten Hexe und ihrem blaſſen Töchterlein.

Ich ſprang endlich raſch aus dem Bette, kleidete mich an und ſah mich dabei nach allen Seiten in dem Zimmer um. Da bemerkte ich eine kleine Tapetentür, die ich geſtern gar nicht geſehen hatte. Sie war nur angelehnt; ich öffnete ſie und erblickte ein kleines nettes Stübchen, das in der Morgendämmerung recht heimlich ausſah. Über einem Stuhl waren Frauenkleider unordentlich hingeworfen, auf einem Bettchen daneben lag das Mädchen, das mir geſtern abend bei der Tafel aufgewartet hatte. Sie ſchlief noch ganz ruhig und hatte den Kopf auf den weißen bloßen Arm gelegt, über den ihre ſchwarzen Locken herabfielen. Wenn die wüßte, daß die Tür offen war! ſagte ich zu mir ſelbſt und ging in mein Schlafzimmer zurück, während ich hinter mir wieder ſchloß und verriegelte, damit das Mädchen nicht erſchrecken und ſich ſchämen ſollte, wenn ſie erwachte.

Draußen ließ ſich noch kein Laut vernehmen. Nur ein früherwachtes Waldvögelein ſaß vor meinem Fenſter auf einem Strauch, der aus der Mauer herauswuchs, und ſang ſchon ſein Morgenlied. „Nein," ſagte ich, „du ſollſt mich nicht beſchämen und allein ſo früh und fleißig Gott loben!" – Ich nahm ſchnell meine Geige, die ich geſtern auf das Tiſchchen gelegt hatte, und ging hinaus. Im Schloſſe war noch alles totenſtill, und es dauerte lange, ehe ich mich aus den dunklen Gängen ins Freie herausfand.

Als ich vor das Schloß heraustrat, kam ich in einen großen Garten, der auf breiten Terraſſen, wovon die eine immer tiefer war als die andere, bis auf den halben Berg herunterging. Aber das war eine liederliche Gärtnerei. Die Gänge waren alle mit hohem Graſe bewachſen, die künſtlichen Figuren von Buchsbaum waren nicht beſchnitten und ſtreckten wie Geſpenſter lange Naſen oder ellenhohe ſpitzige Mützen in die Luft hinaus, daß man ſich in der Dämmerung ordentlich davor hätte fürchten mögen. Auf einige zerbrochene Sta-

tuen über einer vertrockneten Waſſerkunſt war gar Wäſche aufgehängt, hin und wieder hatten ſie mitten im Garten Kohl gebaut; dann kamen wieder ein paar ordinäre Blumen, alles unordentlich durcheinander und von hohem, wildem Unkraut überwachſen, zwiſchen dem ſich bunte Eidechſen ſchlängelten. Zwiſchen die alten, hohen Bäume hindurch aber war überall eine weite, einſame Ausſicht, eine Bergkoppe hinter der andern, ſoweit das Auge reichte.

Nachdem ich ſo ein Weilchen in der Morgendämmerung durch die Wildnis umherſpaziert war, erblickte ich auf der Terraſſe unter mir einen langen, ſchmalen, blaſſen Jüngling in einem langen braunen Kapottrock, der mit verſchränkten Armen und großen Schritten auf und ab ging. Er tat, als ſähe er mich nicht, ſetzte ſich bald darauf auf eine ſteinerne Bank hin, zog ein Buch aus der Taſche, las ſehr laut, als wenn er predigte, ſah dabei zuweilen zum Himmel, und ſtützte dann den Kopf ganz melancholiſch auf die rechte Hand. Ich ſah ihm lange zu; endlich wurde ich doch neugierig, warum er denn eigentlich ſo abſonderliche Grimaſſen machte, und ging ſchnell auf ihn zu. Er hatte eben einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen und ſprang erſchrocken auf, als ich ankam. Er war voller Verlegenheit, ich auch; wir wußten beide nicht, was wir ſprechen ſollten, und machten immerfort Komplimente voreinander, bis er endlich mit langen Schritten in das Gebüſch Reißaus nahm. Unterdeſſen war die Sonne über dem Walde aufgegangen, ich ſprang auf die Bank hinauf und ſtrich vor Luſt meine Geige, daß es weit in die ſtillen Täler herunterſchallte. Die Alte mit dem Schlüſſelbunde, die mich ſchon ängſtlich im ganzen Schloſſe zum Frühſtück aufgeſucht hatte, erſchien nun auf der Terraſſe über mir und verwunderte ſich, daß ich ſo artig auf der Geige ſpielen konnte. Der alte grämliche Mann vom Schloſſe fand ſich dazu und verwunderte ſich ebenfalls; endlich kamen auch noch die Mägde, und alles blieb oben voller Verwunderung ſtehen, und ich fingerte und ſchwenkte meinen Fiedelbogen immer künſtlicher und hurtiger und

ſpielte Kadenzen und Variationen, bis ich endlich ganz müde wurde.

Das war nun aber doch ganz ſeltſam auf dem Schloſſe! Kein Menſch dachte da ans Weiterreiſen. Das Schloß war auch gar kein Wirtshaus, ſondern gehörte, wie ich von der Magd erfuhr, einem reichen Grafen. Wenn ich mich dann manchmal bei der Alten erkundigte, wie der Graf heiße, wo er wohne, da ſchmunzelte ſie immer bloß, wie den erſten Abend, da ich auf das Schloß kam, und kniff und winkte mir ſo pfiffig mit den Augen zu, als wenn ſie nicht recht bei Sinnen wäre. Trank ich einmal an einem heißen Tage eine ganze Flaſche Wein aus, ſo kicherten die Mägde gewiß, wenn ſie die andere brachten, und als mich dann gar einmal nach einer Pfeife Tabak verlangte, ich ihnen durch Zeichen beſchrieb, was ich wollte, da brachen alle in ein großes, unvernünftiges Gelächter aus. — Am verwunderlichſten war mir eine Nachtmuſik, die ſich oft und gerade immer in den finſterſten Nächten unter meinem Fenſter hören ließ. Es griff auf einer Gitarre immer nur von Zeit zu Zeit einzelne, ganz leiſe Klänge. Das eine Mal aber kam es mir vor, als wenn es dabei von unten: „Pſt! pſt!" heraufrief. Ich fuhr daher geſchwind aus dem Bett und mit dem Kopf aus dem Fenſter. „Holla! heda! wer iſt da draußen?" rief ich hinunter. Aber es antwortete niemand, ich hörte nur etwas ſehr ſchnell durch die Geſträuche fortlaufen. Der große Hund im Hofe ſchlug über meinen Lärm ein paarmal an, dann war auf einmal alles wieder ſtill, und die Nachtmuſik ließ ſich ſeitdem nicht wieder vernehmen.

Sonſt hatte ich hier ein Leben, wie ſich's ein Menſch nur immer in der Welt wünſchen kann. Der gute Portier! er wußte wohl, was er ſprach, wenn er immer zu ſagen pflegte, daß in Italien einem die Roſinen von ſelbſt in den Mund wüchſen. Ich lebte auf dem einſamen Schloſſe wie ein verwunſchener Prinz. Wo ich hintrat, hatten die Leute eine große Ehrerbietung vor mir, obgleich ſie ſchon alle wußten, daß ich keinen Heller in der Taſche hatte. Ich durfte nur

ſagen: „Tiſchchen, deck' dich!" ſo ſtanden auch ſchon herrliche Speiſen, Reis, Wein, Melonen und Parmeſankäſe da. Ich ließ mir's wohlſchmecken, ſchlief in dem prächtigen Himmelbett, ging im Garten ſpazieren, muſizierte und half wohl auch manchmal in der Gärtnerei nach. Oft lag ich auch ſtundenlang im Garten im hohen Graſe, und der ſchmale Jüngling (es war ein Schüler und Verwandter der Alten, der eben jetzt hier zur Vakanz war) ging mit ſeinem langen Kapottrock in weiten Kreiſen um mich herum und murmelte dabei, wie ein Zauberer, aus ſeinem Buche, worüber ich dann auch jedesmal einſchlummerte. – So verging ein Tag nach dem andern, bis ich am Ende anfing, von dem guten Eſſen und Trinken ganz melancholiſch zu werden. Die Glieder gingen mir von dem ewigen Nichtstun ordentlich aus allen Gelenken, und es war mir, als würde ich vor Faulheit noch ganz auseinanderfallen.

In dieſer Zeit ſaß ich einmal an einem ſchwülen Nachmittage im Wipfel eines hohen Baumes, der am Abhange ſtand, und wiegte mich auf den Äſten langſam über dem ſtillen, tiefen Tale. Die Bienen ſummten zwiſchen den Blättern um mich herum, ſonſt war alles wie ausgeſtorben, kein Menſch war zwiſchen den Bergen zu ſehen; tief unter mir auf den ſtillen Waldwieſen ruhten die Kühe auf dem hohen Graſe. Aber ganz von weitem kam der Klang eines Poſthorns über die waldigen Gipfel herüber, bald kaum vernehmbar, bald wieder heller und deutlicher. Mir fiel dabei auf einmal ein altes Lied recht aufs Herz, das ich noch zu Hauſe auf meines Vaters Mühle von einem wandernden Handwerksburſchen gelernt hatte, und ich ſang:

„Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebſten gehn,
Es jubeln und laſſen die andern
Den Fremden alleine ſtehn.

Was wiſſet ihr, dunkele Wipfel,
Von der alten, ſchönen Zeit?

Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt ſie von hier ſo weit!

Am liebſten betracht' ich die Sterne,
Die ſchienen, wenn ich ging zu ihr,
Die Nachtigall hör' ich ſo gerne,
Sie ſang vor der Liebſten Tür.

Der Morgen, das iſt meine Freude!
Da ſteig' ich in ſtiller Stund'
Auf den höchſten Berg in die Weite,
Grüß' dich, Deutſchland, aus Herzensgrund!"

Es war, als wenn mich das Poſthorn bei meinem Liede aus der Ferne begleiten wollte. Es kam, während ich ſang, zwiſchen den Bergen immer näher und näher, bis ich es endlich gar oben auf dem Schloßhofe ſchallen hörte. Ich ſprang raſch vom Baume herunter. Da kam mir auch ſchon die Alte mit einem geöffneten Pakete aus dem Schloſſe entgegen. „Da iſt auch etwas für Sie mitgekommen," ſagte ſie und reichte mir aus dem Paket ein kleines, niedliches Briefchen. Es war ohne Aufſchrift, ich brach es ſchnell auf. Aber da wurde ich auch auf einmal im ganzen Geſichte ſo rot wie eine Päonie, und das Herz ſchlug mir ſo heftig, daß es die Alte merkte, denn das Briefchen war von — meiner ſchönen Frau, von der ich manches Zettelchen bei dem Herrn Amtmann geſehen hatte. Sie ſchrieb darin ganz kurz: „Es iſt alles wieder gut, alle Hinderniſſe ſind beſeitigt. Ich benutzte heimlich dieſe Gelegenheit, um die erſte zu ſein, die Ihnen dieſe freudige Botſchaft ſchreibt. Kommen, eilen Sie zurück. Es iſt ſo öde hier, und ich kann kaum mehr leben, ſeit Sie von uns fort ſind. Aurelie."

Die Augen gingen mir über, als ich das las, vor Entzücken und Schreck und unſäglicher Freude. Ich ſchämte mich vor dem alten Weibe, die mich wieder abſcheulich anſchmunzelte, und flog wie ein Pfeil bis in den allereinſamſten Winkel des Gartens. Dort warf ich mich unter den Haſel-

nußſträuchern ins Gras hin und las das Briefchen noch einmal, ſagte die Worte auswendig für mich hin und las dann wieder und immer wieder, und die Sonnenſtrahlen tanzten zwiſchen den Blättern hindurch über den Buchſtaben, daß ſie ſich wie goldene und hellgrüne und rote Blüten vor meinen Augen ineinanderſchlangen. Iſt ſie am Ende gar nicht verheiratet geweſen? dachte ich, war der fremde Offizier damals vielleicht ihr Herr Bruder, oder iſt er nun tot, oder bin ich toll, oder – „Das iſt alles einerlei!" rief ich endlich und ſprang auf, „nun iſt's ja klar, ſie liebt mich ja, ſie liebt mich!"

Als ich aus dem Geſträuch wieder hervorkroch, neigte ſich die Sonne zum Untergange. Der Himmel war rot, die Vögel ſangen luſtig in allen Wäldern, die Täler waren voller Schimmer, aber in meinem Herzen war es noch viel tauſendmal ſchöner und fröhlicher!

Ich rief in das Schloß hinein, daß ſie mir heut das Abendeſſen in den Garten herausbringen ſollten. Die alte Frau, der alte grämliche Mann, die Mägde, ſie mußten alle mit heraus und ſich mit mir unter dem Baum an den gedeckten Tiſch ſetzen. Ich zog meine Geige hervor und ſpielte und aß und trank dazwiſchen. Da wurden ſie alle luſtig, der alte Mann ſtrich ſeine grämlichen Falten aus dem Geſicht und ſtieß ein Glas nach dem andern aus, die Alte plauderte in einem fort, Gott weiß was; die Mägde fingen an auf dem Raſen miteinander zu tanzen. Zuletzt kam auch noch der blaſſe Student neugierig hervor, warf einige verächtliche Blicke auf das Spektakel und wollte ganz vornehm wieder weitergehen. Ich aber, nicht zu faul, ſprang geſchwind auf, erwiſchte ihn, eh' er ſich's verſah, bei ſeinem langen Überrock und walzte tüchtig mit ihm herum. Er ſtrengte ſich nun an, recht zierlich und neumodiſch zu tanzen, und füßelte ſo emſig und künſtlich, daß ihm der Schweiß vom Geſicht herunterfloß und die langen Rockſchöße wie ein Rad um uns herumflogen. Dabei ſah er mich aber manchmal ſo kurios mit verdrehten Augen an, daß ich mich ordentlich vor ihm zu fürchten anfing und ihn plötzlich wieder losließ.

Die Alte hätte nun gar zu gerne erfahren, was in dem Briefe ſtand und warum ich denn eigentlich heut auf einmal ſo luſtig war. Aber das war ja viel zu weitläufig, um es ihr auseinanderſetzen zu können. Ich zeigte bloß auf ein paar Kraniche, die eben hoch über uns durch die Luft zogen, und ſagte, ich müßte nun auch ſo fort und immer fort, weit in die Ferne! — Da riß ſie die vertrockneten Augen weit auf und blickte, wie ein Baſilisk, bald auf mich, bald auf den alten Mann hinüber. Dann bemerkte ich, wie die beiden heimlich die Köpfe zuſammenſteckten, ſooft ich mich wegwandte, und ſehr eifrig miteinander ſprachen und mich dabei zuweilen von der Seite anſahen.

Das fiel mir auf. Ich ſann hin und her, was ſie wohl mit mir vorhaben möchten. Darüber wurde ich ſtiller, die Sonne war auch ſchon lange untergegangen, und ſo wünſchte ich allen gute Nacht und ging nachdenklich in meine Schlafſtube hinauf.

Ich war innerlich ſo fröhlich und unruhig, daß ich noch lange im Zimmer auf und nieder ging. Draußen wälzte der Wind ſchwere, ſchwarze Wolken über den Schloßturm weg, man konnte kaum die nächſten Bergkoppen in der dicken Finſternis erkennen. Da kam es mir vor, als wenn ich im Garten unten Stimmen hörte. Ich löſchte mein Licht aus und ſtellte mich ans Fenſter. Die Stimmen ſchienen näher zu kommen, ſprachen aber ſehr leiſe miteinander. Auf einmal gab eine kleine Laterne, welche die eine Geſtalt unterm Mantel trug, einen langen Schein. Ich erkannte nun den grämlichen Schloßverwalter und die alte Haushälterin. Das Licht blitzte über das Geſicht der Alten, das mir noch niemals ſo gräßlich vorgekommen war, und über ein langes Meſſer, das ſie in der Hand hielt. Dabei konnte ich ſehen, daß ſie beide eben nach meinem Fenſter hinaufſahen. Dann ſchlug der Verwalter ſeinen Mantel wieder dichter um, und es war bald alles wieder finſter und ſtill.

Was wollen die, dachte ich, zu dieſer Stunde noch draußen im Garten? Mich ſchauderte, denn es fielen mir alle Mord-

geſchichten ein, die ich in meinem Leben gehört hatte, von Hexen und Räubern, welche Menſchen abſchlachten, um ihre Herzen zu freſſen. Indem ich noch ſo nachdenke, kommen Menſchentritte, erſt die Treppe herauf, dann auf dem langen Gange ganz leiſe, leiſe auf meine Tür zu; dabei war es, als wenn zuweilen Stimmen heimlich miteinander wiſperten. Ich ſprang ſchnell an das andere Ende der Stube hinter einen großen Tiſch, den ich, ſobald ſich etwas rührte, vor mir aufheben und ſo mit aller Gewalt auf die Tür losrennen wollte. Aber in der Finſternis warf ich einen Stuhl um, daß es ein entſetzliches Gepolter gab. Da wurde es auf einmal ganz ſtill draußen. Ich lauſchte hinter dem Tiſch und ſah immerfort nach der Tür, als wenn ich ſie mit den Augen durchſtechen wollte, daß mir ordentlich die Augen zum Kopfe herausſtanden. Als ich mich ein Weilchen wieder ſo ruhig verhalten hatte, daß man die Fliegen an der Wand hätte können gehen hören, vernahm ich, wie jemand von draußen ganz leiſe einen Schlüſſel ins Schlüſſelloch ſteckte. Ich wollte nun eben mit meinem Tiſche losfahren, da drehte es den Schlüſſel langſam dreimal in der Tür um, zog ihn vorſichtig wieder heraus und ſchnurrte dann ſachte über den Gang und die Treppe hinunter.

Ich ſchöpfte nun tief Atem. Oho, dachte ich, da haben ſie dich eingeſperrt, damit ſie's kommode haben, wenn ich erſt feſt eingeſchlafen bin. Ich unterſuchte geſchwind die Tür. Es war richtig, ſie war feſt verſchloſſen, ebenſo die andere Tür, hinter der die hübſche, bleiche Magd ſchlief. Das war noch niemals geſchehen, ſolange ich auf dem Schloſſe wohnte.

Da ſaß ich nun in der Fremde gefangen! Die ſchöne Frau ſtand nun wohl an ihrem Fenſter und ſah über den ſtillen Garten nach der Landſtraße hinaus, ob ich nicht ſchon am Zollhäuschen mit meiner Geige dahergeſtrichen komme; die Wolken flogen raſch über den Himmel, die Zeit verging – und ich konnte nicht fort von hier! Ach, mir war ſo weh im Herzen, ich wußte gar nicht mehr, was ich tun ſollte. Dabei war mir's auch immer, wenn die Blätter draußen rauſchten

oder eine Ratte am Boden knoſperte, als wäre die Alte durch eine verborgene Tapetentür heimlich hereingetreten und lauere und ſchleiche leiſe mit dem langen Meſſer durchs Zimmer.

Als ich ſo voll Sorgen auf dem Bette ſaß, hörte ich auf einmal ſeit langer Zeit wieder die Nachtmuſik unter meinen Fenſtern. Bei dem erſten Klange der Gitarre war es mir nicht anders, als wenn mir ein Morgenſtrahl plötzlich durch die Seele führe. Ich riß das Fenſter auf und rief leiſe herunter, daß ich wach ſei. „Pſt, pſt!" antwortete es von unten. Ich beſann mich nun nicht lange, ſteckte das Briefchen und meine Geige zu mir, ſchwang mich aus dem Fenſter und kletterte an der alten, zerſprungenen Mauer hinab, indem ich mich mit den Händen an den Sträuchern, die aus den Ritzen wuchſen, anhielt. Aber einige morſche Ziegel gaben nach, ich kam ins Rutſchen, es ging immer raſcher und raſcher mit mir, bis ich endlich mit beiden Füßen aufplumpte, daß mir's im Gehirnkaſten kniſterte.

Kaum war ich auf dieſe Art unten im Garten angekommen, ſo umarmte mich jemand mit ſolcher Vehemenz, daß ich laut aufſchrie. Der gute Freund aber hielt mir ſchnell die Finger auf den Mund, faßte mich bei der Hand und führte mich dann aus dem Geſträuch ins Freie hinaus. Da erkannte ich mit Verwunderung den guten, langen Studenten, der die Gitarre an einem breiten ſeidenen Bande um den Hals hängen hatte. — Ich beſchrieb ihm nun in größter Geſchwindigkeit, daß ich aus dem Garten hinauswollte. Er ſchien aber das alles ſchon lange zu wiſſen und führte mich auf allerlei verdeckten Umwegen zu dem untern Tore in der hohen Gartenmauer. Aber da war nun auch das Tor wieder feſt verſchloſſen! Doch der Student hatte auch das ſchon vorbedacht, er zog einen großen Schlüſſel hervor und ſchloß behutſam auf.

Als wir nun in den Wald hinaustraten und ich ihn eben noch um den beſten Weg zur nächſten Stadt fragen wollte, ſtürzte er plötzlich vor mir auf ein Knie nieder, hob die eine

Hand hoch in die Höhe und fing an zu fluchen und zu ſchwören, daß es entſetzlich anzuhören war. Ich wußte gar nicht, was er wollte, ich hörte nur immerfort: Idio und cuore und amore und furore! Als er aber am Ende gar anfing, auf beiden Knien ſchnell und immer näher auf mich zuzurutſchen, da wurde mir auf einmal ganz grauslich; ich merkte wohl, daß er verrückt war, und rannte, ohne mich umzuſehen, in den dickſten Wald hinein.

Ich hörte nun den Studenten wie raſend hinter mir drein ſchreien. Bald darauf gab noch eine andere grobe Stimme vom Schloſſe her Antwort. Ich dachte mir nun wohl, daß ſie mich aufſuchen würden. Der Weg war mir unbekannt, die Nacht finſter, ich konnte ihnen leicht wieder in die Hände fallen. Ich kletterte daher auf den Wipfel einer hohen Tanne hinauf, um beſſere Gelegenheit abzuwarten.

Von dort konnte ich hören, wie auf dem Schloſſe eine Stimme nach der andern wach wurde. Einige Windlichter zeigten ſich oben und warfen ihre wilden roten Scheine über das alte Gemäuer des Schloſſes und weit vom Berge in die ſchwarze Nacht hinein. Ich befahl meine Seele dem lieben Gott, denn das verworrene Getümmel wurde immer lauter und näherte ſich immer mehr und mehr. Endlich ſtürzte der Student mit einer Fackel unter meinem Baume vorüber, daß ihm die Rockſchöße weit im Winde nachflogen. Dann ſchienen ſie ſich alle nach und nach auf eine andere Seite des Berges hinzuwenden, die Stimmen ſchallten immer ferner und ferner, und der Wind rauſchte wieder durch den ſtillen Wald. Da ſtieg ich ſchnell von dem Baume herab und lief atemlos weiter in das Tal und die Nacht hinaus.

Siebentes Kapitel

Ich war Tag und Nacht eilig fortgegangen, denn es ſauſte mir lange in den Ohren, als kämen die von dem Berge mit ihrem Rufen, mit Fackeln und langen Meſſern noch immer hinter mir drein. Unterwegs erfuhr ich, daß ich nur noch ein paar Meilen von Rom wäre. Da erſchrak ich ordentlich vor

Freude. Denn von dem prächtigen Rom hatte ich ſchon zu Hauſe als Kind viele wunderbare Geſchichten gehört, und wenn ich dann an Sonntagnachmittagen vor der Mühle im Graſe lag und alles ringsum ſo ſtille war, da dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wunderſamen Bergen und Abgründen am blauen Meer und goldnen Toren und hohen glänzenden Türmen, von denen Engel in goldnen Gewändern ſangen. – Die Nacht war ſchon wieder lange hereingebrochen, und der Mond ſchien prächtig, als ich endlich auf einem Hügel aus dem Walde heraustrat und auf einmal die Stadt in der Ferne vor mir ſah. – Das Meer leuchtete von weitem, der Himmel blitzte und funkelte unüberſehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt, von der man nur einen langen Nebelſtreif erkennen konnte, wie ein eingeſchlafener Löwe auf der ſtillen Erde, und Berge ſtanden daneben wie dunkle Rieſen, die ihn bewachten.

Ich kam nun zuerſt auf eine große, einſame Heide, auf der es ſo grau und ſtill war wie im Grabe. Nur hin und her ſtand ein altes verfallenes Gemäuer oder ein trockener wunderbar gewundener Strauch; manchmal ſchwirrten Nachtvögel durch die Luft, und mein eigener Schatten ſtrich immerfort lang und dunkel in der Einſamkeit neben mir her. Sie ſagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufſteigen und bei ſtiller Nacht über die Heide gehn und die Wanderer verwirren. Aber ich ging immer gerade fort und ließ mich nichts anfechten. Denn die Stadt ſtieg immer deutlicher und prächtiger vor mir herauf, und die hohen Burgen und Tore und goldenen Kuppeln glänzten ſo herrlich im hellen Mondſchein, als ſtänden wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und ſängen durch die ſtille Nacht herüber.

So zog ich denn endlich erſt an kleinen Häuſern vorbei, dann durch ein prächtiges Tor in die berühmte Stadt Rom hinein. Der Mond ſchien zwiſchen den Paläſten, als wäre

es heller Tag, aber die Straßen waren ſchon alle leer; nur hin und wieder lag ein lumpiger Kerl, wie ein Toter, in der lauen Nacht auf den Marmorſchwellen und ſchlief. Dabei rauſchten die Brunnen auf den ſtillen Plätzen, und die Gärten an der Straße ſäuſelten dazwiſchen und erfüllten die Luft mit erquickenden Düften.

Wie ich nun eben ſo weiter fortſchlendere und vor Vergnügen, Mondſchein und Wohlgeruch gar nicht weiß, wohin ich mich wenden ſoll, läßt ſich tief aus dem einen Garten eine Gitarre hören. Mein Gott, denk' ich, da iſt mir wohl der tolle Student mit dem langen Überrock heimlich nachgeſprungen! Darüber fing eine Dame in dem Garten an überaus lieblich zu ſingen. Ich ſtand ganz wie bezaubert, denn es war die Stimme der ſchönen gnädigen Frau und dasſelbe welſche Liedchen, das ſie gar oft zu Hauſe am offnen Fenſter geſungen hatte.

Da fiel mir auf einmal die ſchöne alte Zeit mit ſolcher Gewalt aufs Herz, daß ich bitterlich hätte weinen mögen, der ſtille Garten vor dem Schloß in früher Morgenſtunde, und wie ich da hinter dem Strauch ſo glückſelig war, ehe mir die dumme Fliege in die Naſe flog. Ich konnte mich nicht länger halten. Ich kletterte auf den vergoldeten Zieraten über das Gittertor und ſchwang mich in den Garten hinunter, woher der Geſang kam. Da bemerkte ich, daß eine ſchlanke, weiße Geſtalt von fern hinter einer Pappel ſtand und mir erſt verwundert zuſah, als ich über das Gitterwerk kletterte, dann aber auf einmal ſo ſchnell durch den dunklen Garten nach dem Hauſe zuflog, daß man ſie im Mondſchein kaum füßeln ſehen konnte. „Das war ſie ſelbſt!" rief ich aus, und das Herz ſchlug mir vor Freude, denn ich erkannte ſie gleich an den kleinen, geſchwinden Füßchen wieder. Es war nur ſchlimm, daß ich mir beim Herunterſpringen vom Gartentore den rechten Fuß etwas vertreten hatte; ich mußte daher erſt ein paarmal mit dem Beine ſchlenkern, eh' ich zu dem Hauſe nachſpringen konnte. Aber da hatten ſie unterdes Tür und Fenſter feſt verſchloſſen. Ich klopfte ganz beſcheiden an,

horchte und klopfte wieder. Da war es nicht anders, als wenn es drinnen leiſe flüſterte und kicherte; ja, einmal kam es mir vor, als wenn zwei helle Augen zwiſchen den Jalouſien im Mondſchein hervorfunkelten. Dann war auf einmal wieder alles ſtill.

Sie weiß nur nicht, daß ich es bin, dachte ich, zog die Geige, die ich allzeit bei mir trage, hervor, ſpazierte damit auf dem Gange vor dem Hauſe auf und nieder und ſpielte und ſang das Lied von der ſchönen Frau und ſpielte voll Vergnügen alle meine Lieder durch, die ich damals in den ſchönen Sommernächten im Schloßgarten oder auf der Bank vor dem Zollhauſe geſpielt hatte, daß es weit bis in die Fenſter des Schloſſes hinüberklang. — Aber es half alles nichts, es rührte und regte ſich niemand im ganzen Hauſe. Da ſteckte ich endlich meine Geige traurig ein und legte mich auf die Schwelle vor der Haustür hin, denn ich war ſehr müde von dem langen Marſch. Die Nacht war warm, die Blumenbeete vor dem Hauſe dufteten lieblich, eine Waſſerkunſt weiter unten im Garten plätſcherte immerfort dazwiſchen. Mir träumte von himmelblauen Blumen, von ſchönen, dunkelgrünen, einſamen Gründen, wo Quellen rauſchten und Bächlein gingen und bunte Vögel wunderbar ſangen, bis ich endlich feſt einſchlief.

Als ich aufwachte, rieſelte mir die Morgenluſt durch alle Glieder. Die Vögel waren ſchon wach und zwitſcherten auf den Bäumen um mich herum, als ob ſie mich für'n Narren haben wollten. Ich ſprang raſch auf und ſah mich nach allen Seiten um. Die Waſſerkunſt im Garten rauſchte noch immerfort, aber in dem Hauſe war kein Laut zu vernehmen. Ich guckte durch die grünen Jalouſien in das eine Zimmer hinein. Da war ein Sofa und ein großer runder Tiſch mit grauer Leinwand verhangen, die Stühle ſtanden alle in großer Ordnung und unverrückt an den Wänden herum; von außen aber waren die Jalouſien an allen Fenſtern heruntergelaſſen, als wäre das ganze Haus ſchon ſeit vielen Jahren unbewohnt. — Da überfiel mich ein ordentliches Grauſen vor dem einſamen Hauſe und Garten und vor der geſtrigen weißen Ge-

ſtalt. Ich lief, ohne mich weiter umzuſehen, durch die ſtillen Lauben und Gänge und kletterte geſchwind wieder an dem Gartentor hinauf. Aber da blieb ich wie verzaubert ſitzen, als ich auf einmal von dem hohen Gitterwerk in die prächtige Stadt hinunterſah. Da blitzte und funkelte die Morgenſonne weit über die Dächer und in die langen ſtillen Straßen hinein, daß ich laut aufjauchzen mußte und voller Freude auf die Straße hinunterſprang.

Aber wohin ſollt' ich mich wenden in der großen fremden Stadt? Auch ging mir die konfuſe Nacht und das welſche Lied der ſchönen gnädigen Frau von geſtern noch immer im Kopfe hin und her. Ich ſetzte mich endlich auf den ſteinernen Springbrunnen, der mitten auf dem einſamen Platze ſtand, wuſch mir in dem klaren Waſſer die Augen hell und ſang dazu:

„Wenn ich ein Vöglein wär',
Ich wüßt' wohl, wovon ich ſänge,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Ich wüßt' wohl, wohin ich mich ſchwänge!"

„Ei, luſtiger Geſell, du ſingſt ja wie eine Lerche beim erſten Morgenſtrahl!" ſagte da auf einmal ein junger Mann zu mir, der während meines Liedes an den Brunnen herangetreten war. Mir aber, da ich ſo unverhofft Deutſch ſprechen hörte, war es nicht anders im Herzen, als wenn die Glocke aus meinem Dorfe am ſtillen Sonntagsmorgen plötzlich zu mir herüberklänge. „Gott willkommen, beſter Herr Landsmann!" rief ich aus und ſprang voller Vergnügen von dem ſteinernen Brunnen herab. Der junge Mann lächelte und ſah mich von oben bis unten an. „Aber was treibt Ihr denn eigentlich hier in Rom?" fragte er endlich. Da wußte ich nun nicht gleich, was ich ſagen ſollte, denn daß ich ſoeben der ſchönen gnädigen Frau nachſpränge, mocht' ich ihm nicht ſagen. „Ich treibe", erwiderte ich, „mich ſelbſt ein bißchen herum, um die Welt zu ſehn." — „So ſo!" verſetzte der junge Mann und lachte laut auf, „da haben wir ja ein Metier. Das tu' ich eben auch, um die Welt zu ſehn und hinterdrein

abzumalen." – „Alſo ein Maler!" rief ich fröhlich aus, denn mir fiel dabei Herr Leonhard und Guido ein. Aber der Herr ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich denke," ſagte er, „du gehſt mit und frühſtückſt bei mir, da will ich dich ſelbſt abkonterfeien, daß es eine Freude ſein ſoll!" – Das ließ ich mir gern gefallen und wanderte nun mit dem Maler durch die leeren Straßen, wo nur hin und wieder erſt einige Fenſterladen aufgemacht wurden und bald ein Paar weiße Arme, bald ein verſchlafenes Geſichtchen in die friſche Morgenluft hinausguckte.

Er führte mich lange hin und her durch eine Menge konfuſer, enger und dunkler Gaſſen, bis wir endlich in ein altes verräuchertes Haus hineinwuſchten. Dort ſtiegen wir eine finſtere Treppe hinauf, dann wieder eine, als wenn wir in den Himmel hineinſteigen wollten. Wir ſtanden nun unter dem Dache vor einer Tür ſtill, und der Maler fing an in allen Taſchen vorn und hinten mit großer Eilfertigkeit zu ſuchen. Aber er hatte heute früh vergeſſen zuzuſchließen und den Schlüſſel in der Stube gelaſſen. Denn er war, wie er mir unterwegs erzählte, noch vor Tagesanbruch vor die Stadt hinausgegangen, um die Gegend bei Sonnenaufgang zu betrachten. Er ſchüttelte nur mit dem Kopfe und ſtieß die Tür mit dem Fuße auf.

Das war eine lange, lange, große Stube, daß man darin hätte tanzen können, wenn nur nicht auf dem Fußboden alles voll gelegen hätte. Aber da lagen Stiefel, Papiere, Kleider, umgeworfene Farbentöpfe, alles durcheinander; in der Mitte der Stube ſtanden große Gerüſte, wie man zum Birnenabnehmen braucht; ringsum an der Wand waren große Bilder angelehnt. Auf einem langen hölzernen Tiſche war eine Schüſſel, worauf neben einem Farbenkleckſe Brot und Butter lag. Eine Flaſche Wein ſtand daneben.

„Nun eßt und trinkt erſt, Landsmann!" rief mir der Maler zu. – Ich wollte mir auch ſogleich ein paar Butterſchnitten ſchmieren, aber da war wieder kein Meſſer da. Wir mußten erſt lange in den Papieren auf dem Tiſche herumraſcheln,

ehe wir es unter einem großen Pakete endlich fanden. Darauf riß der Maler das Fenſter auf, daß die friſche Morgenluft fröhlich das ganze Zimmer durchdrang. Das war eine herrliche Ausſicht weit über die Stadt weg in die Berge hinein, wo die Morgenſonne luſtig die weißen Landhäuſer und Weingärten beſchien. – „Vivat unſer kühlgrünes Deutſchland da hinter den Bergen!“ rief der Maler aus und trank dazu aus der Weinflaſche, die er mir dann hinreichte. Ich tat ihm höflich Beſcheid und grüßte in meinem Herzen die ſchöne Heimat in der Ferne noch viel tauſendmal.

Der Maler aber hatte unterdes das hölzerne Gerüſt, worauf ein ſehr großes Papier aufgeſpannt war, näher an das Fenſter herangerückt. Auf dem Papier war bloß mit großen ſchwarzen Strichen eine alte Hütte gar künſtlich abgezeichnet. Darin ſaß die heilige Jungfrau mit einem überaus ſchönen, freudigen und doch recht wehmütigen Geſichte. Zu ihren Füßen auf einem Neſtlein von Stroh lag das Jeſuskind, ſehr freundlich, aber mit großen, ernſthaften Augen. Draußen auf der Schwelle der offenen Hütte aber knieten zwei Hirtenknaben mit Stab und Taſche. – „Siehſt du,“ ſagte der Maler, „dem einen Hirtenknaben da will ich deinen Kopf aufſetzen, ſo kommt dein Geſicht doch auch etwas unter die Leute, und will's Gott, ſollen ſie ſich daran noch erfreuen, wenn wir beide ſchon lange begraben ſind und ſelbſt ſo ſtill und fröhlich vor der heiligen Mutter und ihrem Sohne knien wie die glücklichen Jungen hier.“ – Darauf ergriff er einen alten Stuhl, von dem ihm aber, da er ihn aufheben wollte, die halbe Lehne in der Hand blieb. Er paßte ihn geſchwind wieder zuſammen, ſchob ihn vor das Gerüſt hin, und ich mußte mich nun darauf ſetzen und mein Geſicht etwas von der Seite, nach dem Maler zu, wenden. – So ſaß ich ein paar Minuten ganz ſtill, ohne mich zu rühren. Aber ich weiß nicht, zuletzt konnt' ich's gar nicht recht aushalten, bald juckte mich's da, bald juckte mich's dort. Auch hing mir gerade gegenüber ein zerbrochener halber Spiegel, da mußt' ich immerfort hineinſehen und machte, wenn er eben malte, aus Langer-

weile allerlei Geſichter und Grimaſſen. Der Maler, der es bemerkte, lachte endlich laut auf und winkte mir mit der Hand, daß ich wieder aufſtehen ſollte. Mein Geſicht auf dem Hirten war auch ſchon fertig und ſah ſo klar aus, daß ich mir ordentlich ſelber gefiel.

Er zeichnete nun in der friſchen Morgenkühle immer fleißig fort, während er ein Liedchen dazu ſang und zuweilen durch das offene Fenſter in die prächtige Gegend hinausblickte. Ich aber ſchnitt mir unterdes noch eine Butterſtolle und ging damit im Zimmer auf und ab und beſah mir die Bilder, die an der Wand aufgeſtellt waren. Zwei darunter gefielen mir ganz beſonders gut. „Habt Ihr die auch gemalt?" frug ich den Maler. „Warum nicht gar!" erwiderte er, „die ſind von den berühmten Meiſtern Leonardo da Vinci und Guido Reni — aber da weißt du ja doch nichts davon!" — Mich ärgerte der Schluß der Rede. „Oh," verſetzte ich ganz gelaſſen, „die beiden Meiſter kenne ich wie meine eigene Taſche." — Da machte er große Augen. „Wieſo?" fragte er geſchwind. „Nun," ſagte ich, „bin ich nicht mit ihnen Tag und Nacht fortgereiſt, zu Pferde und zu Fuß und zu Wagen, daß mir der Wind am Hute pfiff, und hab' ſie alle beide in der Schenke verloren und bin dann allein in ihrem Wagen mit Extrapoſt immer weiter gefahren, daß der Bombenwagen immerfort auf zwei Rädern über die entſetzlichen Steine flog, und" — „Oho! oho!" unterbrach mich der Maler, und ſah mich ſtarr an, als wenn er mich für verrückt hielte. Dann aber brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus. „Ach," rief er, „nun verſteh' ich erſt, du biſt mit zwei Malern gereiſt, die Guido und Leonhard hießen?" — Da ich das bejahte, ſprang er raſch auf und ſah mich nochmals von oben bis unten ganz genau an. „Ich glaube gar," ſagte er, „am Ende — ſpielſt du die Violine?" — Ich ſchlug auf meine Rocktaſche, daß die Geige darin einen Klang gab. — „Nun wahrhaftig," verſetzte der Maler, „da war eine Gräfin aus Deutſchland hier, die hat ſich in allen Winkeln von Rom nach den beiden Malern und nach einem jungen Muſikanten mit der Geige erkundigen laſſen."

– „Eine junge Gräfin aus Deutſchland?" rief ich voller Entzücken aus, „iſt der Portier mit?" – „Ja, das weiß ich alles nicht," erwiderte der Maler, „ich ſah ſie nur einige Male bei einer Freundin von ihr, die aber auch nicht in der Stadt wohnt. – Kennſt du die?" fuhr er fort, indem er in einem Winkel plötzlich eine Leinwanddecke von einem großen Bilde in die Höhe hob. Da war mir's doch nicht anders, als wenn man in einer finſtern Stube die Laden aufmacht und einem die Morgenſonne auf einmal über die Augen blitzt, es war – die ſchöne gnädige Frau! – ſie ſtand in einem ſchwarzen Samtkleide im Garten und hob mit der einen Hand den Schleier vom Geſicht und ſah ſtill und freundlich in eine weite, prächtige Gegend hinaus. Je länger ich hinſah, je mehr kam es mir vor, als wäre es der Garten am Schloſſe, und die Blumen und Zweige wiegten ſich leiſe im Winde, und unten in der Tiefe ſähe ich mein Zollhäuschen und die Landſtraße weit durchs Grüne und die Donau und die fernen blauen Berge.

„Sie iſt's, ſie iſt's!" rief ich endlich, erwiſchte meinen Hut und rannte raſch zur Tür hinaus, die vielen Treppen hinunter, und hörte nur noch, daß mir der verwunderte Maler nachſchrie, ich ſollte gegen Abend wiederkommen, da könnten wir vielleicht mehr erfahren!

Achtes Kapitel

Ich lief mit großer Eilfertigkeit durch die Stadt, um mich ſogleich wieder in dem Gartenhauſe zu melden, wo die ſchöne Frau geſtern abend geſungen hatte. Auf den Straßen war unterdes alles lebendig geworden, Herren und Damen zogen im Sonnenſchein und neigten ſich und grüßten bunt durcheinander, prächtige Karoſſen raſſelten dazwiſchen, und von allen Türmen läutete es zur Meſſe, daß die Klänge über dem Gewühle wunderbar in der klaren Luft durcheinander hallten. Ich war wie betrunken von Freude und von dem Rumor und rannte in meiner Fröhlichkeit immer gerade fort, bis ich zuletzt gar nicht mehr wußte, wo ich ſtand. Es war

wie verzaubert, als wäre der ſtille Platz mit dem Brunnen und der Garten und das Haus bloß ein Traum geweſen und beim hellen Tageslichte alles wieder von der Erde verſchwunden.

Fragen konnte ich nicht, denn ich wußte den Namen des Platzes nicht. Endlich fing es auch an ſehr ſchwül zu werden, die Sonnenſtrahlen ſchoſſen recht wie ſengende Pfeile auf das Pflaſter, die Leute verkrochen ſich in die Häuſer, die Jalouſien wurden überall wieder zugemacht, und es war auf einmal wie ausgeſtorben auf den Straßen. Ich warf mich zuletzt ganz verzweifelt vor einem ſchönen großen Hauſe hin, vor dem ein Balkon mit Säulen breiten Schatten warf, und betrachtete bald die ſtille Stadt, die in der plötzlichen Einſamkeit bei heller Mittagſtunde ordentlich ſchauerlich ausſah, bald wieder den tiefblauen, ganz wolkenloſen Himmel, bis ich endlich vor großer Ermüdung gar einſchlummerte. Da träumte mir, ich läge bei meinem Dorfe auf einer einſamen grünen Wieſe, ein warmer Sommerregen ſprühte und glänzte in der Sonne, die ſoeben hinter den Bergen unterging, und wie die Regentropfen auf den Raſen fielen, waren es lauter ſchöne, bunte Blumen, ſo daß ich davon ganz überſchüttet war.

Aber wie erſtaunte ich, als ich erwachte und wirklich eine Menge ſchöner friſcher Blumen auf und neben mir liegen ſah! Ich ſprang auf, konnte aber nichts Beſonderes bemerken als bloß in dem Hauſe über mir ein Fenſter ganz oben voll von duftenden Sträuchern und Blumen, hinter denen ein Papagei unabläſſig plauderte und kreiſchte. Ich las nun die zerſtreuten Blumen auf, band ſie zuſammen und ſteckte mir den Strauß vorn ins Knopfloch. Dann aber fing ich an, mit dem Papagei ein wenig zu diskurieren, denn es freute mich, wie er in ſeinem vergoldeten Gebauer mit allerlei Grimaſſen herauf und herunter ſtieg und ſich dabei immer ungeſchickt über die große Zehe trat. Doch ehe ich mich's verſah, ſchimpfte er mich „furfante!“ Wenn es gleich eine unvernünftige Beſtie war, ſo ärgerte es mich doch. Ich ſchimpfte

ihn wieder, wir gerieten endlich beide in Hitze, je mehr ich auf deutſch ſchimpfte, je mehr gurgelte er auf italieniſch wieder auf mich los.

Auf einmal hörte ich jemand hinter mir lachen. Ich drehte mich raſch um. Es war der Maler von heute früh. „Was ſtellſt du wieder für tolles Zeug an!" ſagte er, „ich warte ſchon eine halbe Stunde auf dich. Die Luft iſt wieder kühler, wir wollen in einen Garten vor der Stadt gehen, da wirſt du mehrere Landsleute finden und vielleicht etwas Näheres von der deutſchen Gräfin erfahren."

Darüber war ich außerordentlich erfreut, und wir traten unſern Spaziergang ſogleich an, während ich den Papagei noch lange hinter mir drein ſchimpfen hörte.

Nachdem wir draußen vor der Stadt auf ſchmalen, ſteinichten Fußſteigen lange zwiſchen Landhäuſern und Weingärten hinaufgeſtiegen waren, kamen wir an einen kleinen hochgelegenen Garten, wo mehrere junge Männer und Mädchen im Grünen um einen runden Tiſch ſaßen. Sobald wir hineintraten, winkten uns alle zu, uns ſtill zu verhalten, und zeigten auf die andere Seite des Gartens hin. Dort ſaßen in einer großen, grünverwachſenen Laube zwei ſchöne Frauen an einem Tiſch einander gegenüber. Die eine ſang, die andere ſpielte Gitarre dazu. Zwiſchen beiden hinter dem Tiſche ſtand ein freundlicher Mann, der mit einem kleinen Stäbchen zuweilen den Takt ſchlug. Dabei funkelte die Abendſonne durch das Weinlaub, bald über die Weinflaſchen uud Früchte, womit der Tiſch in der Laube beſetzt war, bald über die vollen, runden, blendendweißen Achſeln der Frau mit der Gitarre. Die andere war wie verzückt und ſang auf italieniſch ganz außerordentlich künſtlich, daß ihr die Flechſen am Halſe aufſchwollen.

Wie ſie nun ſoeben mit zum Himmel gerichteten Augen eine lange Kadenz anhielt und der Mann neben ihr mit aufgehobenem Stäbchen auf den Augenblick paßte, wo ſie wieder in den Takt einfallen würde, und keiner im ganzen Garten zu atmen ſich unterſtand, da flog plötzlich die Gartentür weit

auf, und ein ganz erhitztes Mädchen und hinter ihr ein junger Menſch mit einem feinen, bleichen Geſicht ſtürzten in großem Gezänke herein. Der erſchrockene Muſikdirektor blieb mit ſeinem aufgehobenen Stabe wie ein verſteinerter Zauberer ſtehen, obgleich die Sängerin ſchon längſt den langen Triller plötzlich abgeſchnappt hatte und zornig aufgeſtanden war. Alle übrigen ziſchten den Neuangekommenen wütend an. „Barbar!“ rief ihm einer von dem runden Tiſche zu, „du rennſt da mitten in das ſinnreiche Tableau von der ſchönen Beſchreibung hinein, welche der ſelige Hoffmann, Seite 347 des ‚Frauentaſchenbuchs für 1816‘, von dem ſchönſten Hummelſchen Bilde gibt, das im Herbſt 1814 auf der Berliner Kunſtausſtellung zu ſehen war!“ – Aber das half alles nichts. „Ach was!“ entgegnete der junge Mann, „mit euren Tableaus von Tableaus! Mein ſelbſt erfundenes Bild für die andern und mein Mädchen für mich allein! So will ich es halten! O du Ungetreue, du Falſche!“ fuhr er dann von neuem gegen das arme Mädchen fort, „du kritiſche Seele, die in der Malerkunſt nur den Silberblick und in der Dichterkunſt nur den goldenen Faden ſucht und keinen Liebſten, ſondern nur lauter Schätze hat! Ich wünſche dir hinfüro anſtatt eines ehrlichen maleriſchen Pinſels einen alten Duka mit einer ganzen Münzgrube von Diamanten auf der Naſe und mit hellem Silberblick auf der kahlen Platte und mit Goldſchnitt auf den paar noch übrigen Haaren! Ja, nur heraus mit dem verruchten Zettel, den du da vorhin vor mir verſteckt haſt! Was haſt du wieder angezettelt? Von wem iſt der Wiſch, und an wen iſt er?“

Aber das Mädchen ſträubte ſich ſtandhaft, und je eifriger die andern den erboſten jungen Menſchen umgaben und ihn mit großem Lärm zu tröſten und zu beruhigen ſuchten, deſto erhitzter und toller wurde er von dem Rumor, zumal, da das Mädchen auch ihr Mäulchen nicht halten konnte, bis ſie endlich weinend aus dem verworrenen Knäuel hervorflog und ſich auf einmal ganz unverhofft an meine Bruſt ſtürzte, um bei mir Schutz zu ſuchen. Ich ſtellte mich auch ſogleich in die

gehörige Poſitur; aber da die andern in dem Getümmel ſoeben nicht auf uns achtgaben, kehrte ſie plötzlich das Köpfchen nach mir herauf und flüſterte mir mit ganz ruhigem Geſicht ſehr leiſe und ſchnell ins Ohr: „Du abſcheulicher Einnehmer! um dich muß ich das alles leiden. Da, ſteck' den fatalen Zettel geſchwind zu dir; du findeſt darauf bemerkt, wo wir wohnen. Alſo zur beſtimmten Stunde, wenn du ins Tor kommſt, immer die einſame Straße rechts fort!" –

Ich konnte vor Verwunderung kein Wort hervorbringen, denn wie ich ſie nun erſt recht anſah, erkannte ich ſie auf einmal: es war wahrhaftig die ſchnippiſche Kammerjungfer vom Schloß, die mir damals an dem ſchönen Sonntagabende die Flaſche mit Wein brachte. Sie war mir ſonſt niemals ſo ſchön vorgekommen, als da ſie ſich jetzt ſo erhitzt an mich lehnte, daß die ſchwarzen Locken über meinen Arm herabhingen. – „Aber, verehrte Mamſell," ſagte ich voller Erſtaunen, „wie kommen Sie" – „Um Gottes willen, ſtill nur, jetzt ſtill!" erwiderte ſie und ſprang geſchwind von mir fort auf die andere Seite des Gartens, eh' ich mich noch auf alles recht beſinnen konnte.

Unterdes hatten die andern ihr erſtes Thema faſt ganz vergeſſen, zankten aber untereinander recht vergnüglich weiter, indem ſie dem jungen Menſchen beweiſen wollten, daß er eigentlich betrunken ſei, was ſich für einen ehrliebenden Maler gar nicht ſchicke. Der runde, fixe Mann aus der Laube, der – wie ich nachher erfuhr – ein großer Kenner und Freund von Künſten war und aus Liebe zu den Wiſſenſchaften gern alles mitmachte, hatte auch ſein Stäbchen weggeworfen und flankierte mit ſeinem fetten Geſichte, das vor Freundlichkeit ordentlich glänzte, eifrig mitten in dem dickſten Getümmel herum, um alles zu vermitteln und zu beſchwichtigen, während er dazwiſchen immer wieder die lange Kadenz und das ſchöne Tableau bedauerte, das er mit vieler Mühe zuſammengebracht hatte.

Mir aber war es ſo ſternklar im Herzen wie damals an dem glückſeligen Sonnabend, als ich am offenen Fenſter vor

der Weinflaſche bis tief in die Nacht hinein auf der Geige ſpielte. Ich holte, da der Rumor gar kein Ende nehmen wollte, friſch meine Violine wieder hervor und ſpielte, ohne mich lange zu beſinnen, einen welſchen Tanz auf, den ſie dort im Gebirge tanzen und den ich auf dem alten, einſamen Waldſchloſſe gelernt hatte.

Da reckten alle die Köpfe in die Höh'. „Bravo, bravissimo, ein deliziöſer Einfall!" rief der luſtige Kenner von den Künſten und lief ſogleich von einem zum andern, um ein ländliches Divertiſſement, wie er's nannte, einzurichten. Er ſelbſt machte den Anfang, indem er der Dame die Hand reichte, die vorhin in der Laube geſpielt hatte. Er begann darauf außerordentlich künſtlich zu tanzen, ſchrieb mit den Fußſpitzen allerlei Buchſtaben auf den Raſen, ſchlug ordentliche Triller mit den Füßen und machte von Zeit zu Zeit ganz paſſable Luftſprünge. Aber er bekam es bald ſatt, denn er war etwas korpulent. Er machte immer kürzere und ungeſchicktere Sprünge, bis er endlich ganz aus dem Kreiſe heraustrat und heftig huſtete und ſich mit ſeinem ſchneeweißen Schnupftuche unaufhörlich den Schweiß abwiſchte. Unterdes hatte auch der junge Menſch, der nun wieder ganz geſcheit geworden war, aus dem Wirtshauſe Kaſtagnetten herbeigeholt, und ehe ich mich's verſah, tanzten alle unter den Bäumen bunt durcheinander. Die untergegangene Sonne warf noch einige rote Widerſcheine zwiſchen die dunklen Schatten und über das alte Gemäuer und die von Efeu wild überwachſenen, halb verſunkenen Säulen hinten im Garten, während man von der andern Seite tief unter den Weinbergen die Stadt Rom in den Abendgluten liegen ſah. Da tanzten ſie alle lieblich im Grünen in der klaren, ſtillen Luft, und mir lachte das Herz recht im Leibe, wie die ſchlanken Mädchen, und die Kammerjungfer mitten unter ihnen, ſich ſo mit aufgehobenen Armen wie heidniſche Waldnymphen zwiſchen dem Laubwerk ſchwangen und dabei jedesmal in der Luft mit den Kaſtagnetten luſtig dazu ſchnalzten. Ich konnte mich nicht länger halten, ich ſprang mitten unter ſie hinein

und machte, während ich dabei immerfort geigte, recht artige Figuren.

Ich mochte eine ziemliche Weile ſo im Kreiſe herumgeſprungen ſein und merkte gar nicht, daß die andern unterdes anfingen müde zu werden und ſich nach und nach von dem Raſenplatze verloren. Da zupfte mich jemand von hinten tüchtig an den Rockſchößen. Es war die Kammerjungfer. „Sei kein Narr," ſagte ſie leiſe, „du ſpringſt ja wie ein Ziegenbock! Studiere deinen Zettel ordentlich und komm bald nach, die ſchöne junge Gräfin wartet." — Und damit ſchlüpfte ſie in der Dämmerung zur Gartenpforte hinaus und war bald zwiſchen den Weingärten verſchwunden.

Mir klopfte das Herz, ich wäre am liebſten gleich nachgeſprungen. Zum Glücke zündete der Kellner, da es ſchon dunkel geworden war, in einer großen Laterne an der Gartentür Licht an. Ich trat heran und zog geſchwind den Zettel heraus. Da war ziemlich kritzlig mit Bleifeder das Tor und die Straße beſchrieben, wie mir die Kammerjungfer vorhin geſagt hatte. Dann ſtand: „Elf Uhr an der kleinen Tür." —

Da waren noch ein paar lange Stunden hin! — Ich wollte mich deſſenungeachtet ſogleich auf den Weg machen, denn ich hatte keine Raſt und Ruhe mehr; aber da kam der Maler, der mich hierher gebracht hatte, auf mich los. „Haſt du das Mädchen geſprochen?" frug er, „ich ſeh' ſie nun nirgends mehr; das war das Kammermädchen von der deutſchen Gräfin!" „Still, ſtill!" erwiderte ich, „die Gräfin iſt noch in Rom." — „Nun, deſto beſſer," ſagte der Maler, „ſo komm und trink mit uns auf ihre Geſundheit!" und damit zog er mich, wie ſehr ich mich auch ſträubte, in den Garten zurück.

Da war es unterdes ganz öde und leer geworden. Die luſtigen Gäſte wanderten, jeder ſein Liebchen am Arm, nach der Stadt zu, und man hörte ſie noch durch den ſtillen Abend zwiſchen den Weingärten plaudern und lachen, immer ferner und ferner, bis ſich endlich die Stimmen tief in dem Tale im Rauſchen der Bäume und des Stromes verloren. Ich

war noch mit meinem Maler und dem Herrn Eckbrecht – so hieß der andere junge Maler, der sich vorhin so herumgezankt hatte – allein oben zurückgeblieben. Der Mond schien prächtig im Garten zwischen die hohen, dunklen Bäume herein, ein Licht flackerte im Winde auf dem Tische vor uns und schimmerte über den vielen vergossenen Wein auf der Tafel. Ich mußte mich mit hinsetzen, und mein Maler plauderte mit mir über meine Herkunft, meine Reise und meinen Lebensplan. Herr Eckbrecht aber hatte das junge hübsche Mädchen aus dem Wirtshause, nachdem sie uns Flaschen auf den Tisch gestellt, vor sich auf den Schoß genommen, legte ihr die Gitarre in den Arm und lehrte sie ein Liedchen darauf klimpern. Sie fand sich auch bald mit den kleinen Händchen zurecht, und sie sangen dann zusammen ein italienisches Lied, einmal er, dann wieder das Mädchen eine Strophe, was sich in dem schönen stillen Abend prächtig ausnahm. – Als das Mädchen dann weggerufen wurde, lehnte sich Herr Eckbrecht mit der Gitarre auf der Bank zurück, legte seine Füße auf einen Stuhl, der vor ihm stand, und sang nun für sich allein viele herrliche deutsche und italienische Lieder, ohne sich weiter um uns zu bekümmern. Dabei schienen die Sterne prächtig am klaren Firmament, die ganze Gegend war wie versilbert vom Mondschein, ich dachte an die schöne Frau, an die ferne Heimat und vergaß darüber ganz meinen Maler neben mir. Zuweilen mußte Herr Eckbrecht stimmen, darüber wurde er immer ganz zornig. Er drehte und riß zuletzt an dem Instrument, daß plötzlich eine Saite sprang. Da warf er die Gitarre hin und sprang auf. Nun wurde er erst gewahr, daß mein Maler sich unterdes über seinen Arm auf den Tisch gelegt hatte und fest eingeschlafen war. Er warf schnell einen weißen Mantel um, der auf einem Aste neben dem Tische hing, besann sich aber plötzlich, sah erst meinen Maler, dann mich ein paarmal scharf an, setzte sich darauf, ohne sich lange zu bedenken, gerade vor mich auf den Tisch hin, räusperte sich, rückte an seiner Halsbinde und fing dann auf einmal an, eine Rede an mich zu halten.

„Geliebter Zuhörer und Landsmann," ſagte er, „da die Flaſchen beinah leer ſind und da die Moral unſtreitig die erſte Bürgerpflicht iſt, wenn die Tugenden auf die Neige gehen, ſo fühle ich mich aus landsmännlicher Sympathie getrieben, dir einige Moralität zu Gemüte zu führen. — Man könnte zwar meinen," fuhr er fort, „du ſeiſt ein bloßer Jüngling, während doch dein Frack über ſeine beſten Jahre hinaus iſt; man könnte vielleicht annehmen, du habeſt vorhin wunderliche Sprünge gemacht, wie ein Satyr; ja, einige möchten wohl behaupten, du ſeieſt wohl gar ein Landſtreicher, weil du hier auf dem Lande biſt und die Geige ſtreichſt; aber ich kehre mich an ſolche oberflächlichen Urteile nicht, ich halte mich an deine feingeſpitzte Naſe, ich halte dich für ein vazierendes Genie." — Mich ärgerten die verfänglichen Redensarten, ich wollte ihm ſoeben recht antworten. Aber er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Sieſt du," ſagte er, „wie du dich ſchon aufblähſt von dem bißchen Lobe. Gehe in dich und bedenke dieſes gefährliche Metier! Wir Genies — denn ich bin auch eins — machen uns aus der Welt ebenſowenig als ſie ſich aus uns; wir ſchreiten vielmehr ohne beſondere Umſtände in unſern Siebenmeilenſtiefeln, die wir bald mit auf die Welt bringen, gerade auf die Ewigkeit los. O höchſt klägliche, unbequeme, breitgeſpreizte Poſition, mit dem einen Beine in der Zukunft, wo nichts als Morgenrot und zukünftige Kindergeſichter dazwiſchen, mit dem andern Beine noch mitten in Rom auf der Piazza del Popolo, wo das ganze Säkulum bei der guten Gelegenheit mit will und ſich an den Stiefel hängt, daß ſie einem das Bein ausreißen möchten! Und alle das Zucken, Weintrinken und Hungerleiden lediglich für die unſterbliche Ewigkeit! Und ſiehe meinen Herrn Kollegen dort auf der Bank, der gleichfalls ein Genie iſt; ihm wird die Zeit ſchon zu lang, was wird er erſt in der Ewigkeit anfangen?! Ja, hochgeſchätzter Herr Kollege, du und ich und die Sonne, wir ſind heute früh zuſammen aufgegangen und haben den ganzen Tag gebrütet und gemalt, und es war alles ſchön — und nun fährt die

ſchläfrige Nacht mit ihrem Pelzärmel über die Welt und hat alle Farben verwiſcht." Er ſprach noch immer fort und war dabei mit ſeinen verwirrten Haaren von dem Tanzen und Trinken im Mondſchein ganz leichenblaß anzuſehen.

Mir aber graute ſchon lange vor ihm und ſeinem wilden Gerede, und als er ſich nun förmlich zu dem ſchlafenden Maler herumwandte, benutzte ich die Gelegenheit, ſchlich, ohne daß er es bemerkte, um den Tiſch aus dem Garten heraus und ſtieg, allein und fröhlich im Herzen, an dem Rebengeländer in das weite, vom Mondſcheine beglänzte Tal hinunter.

Von der Stadt her ſchlugen die Uhren zehn. Hinter mir hörte ich durch die ſtille Nacht noch einzelne Gitarrenklänge und manchmal die Stimmen der beiden Maler, die nun auch nach Hauſe gingen, von fern herüberſchallen. Ich lief daher ſo ſchnell, als ich nur konnte, damit ſie mich nicht weiter ausfragen ſollten.

Am Tore bog ich ſogleich rechts in die Straße ein und ging mit klopfendem Herzen eilig zwiſchen den ſtillen Häuſern und Gärten fort. Aber wie erſtaunte ich, als ich da auf einmal auf dem Platze mit dem Springbrunnen herauskam, den ich heute am Tage gar nicht hatte finden können. Da ſtand das einſame Gartenhaus wieder im prächtigſten Mondſchein, und auch die ſchöne Frau ſang im Garten wieder dasſelbe italieniſche Lied wie geſtern abend. — Ich rannte voller Entzücken erſt an die kleine Tür, dann an die Haustür und endlich mit aller Gewalt an das große Gartentor, aber es war alles verſchloſſen. Nun fiel mir erſt ein, daß es noch nicht elf geſchlagen hatte. Ich ärgerte mich über die langſame Zeit, aber über das Gartentor klettern, wie geſtern, mochte ich wegen der guten Lebensart nicht. Ich ging daher ein Weilchen auf dem einſamen Platze auf und ab und ſetzte mich endlich wieder auf den ſteinernen Brunnen voller Gedanken und ſtiller Erwartung hin.

Die Sterne funkelten am Himmel, auf dem Platze war alles leer und ſtill, ich hörte voll Vergnügen dem Geſange

der ſchönen Frau zu, der zwiſchen dem Rauſchen des Brunnens aus dem Garten herüberklang. Da erblickte ich auf einmal eine weiße Geſtalt, die von der andern Seite des Platzes herkam und gerade auf die kleine Gartentür zuging. Ich blickte durch den Mondflimmer recht ſcharf hin – es war der wilde Maler in ſeinem weißen Mantel. Er zog ſchnell einen Schlüſſel hervor, ſchloß auf, und ehe ich mich's verſah, war er im Garten drin.

Nun hatte ich gegen den Maler ſchon vom Anfang eine abſonderliche Pike wegen ſeiner unvernünftigen Reden. Jetzt aber geriet ich ganz außer mir vor Zorn. Das liederliche Genie iſt gewiß wieder betrunken, dachte ich; den Schlüſſel hat er von der Kammerjungfer und will nun die gnädige Frau beſchleichen, verraten, überfallen. – Und ſo ſtürzte ich durch das kleine, offen gebliebene Pförtchen in den Garten hinein.

Als ich eintrat, war es ganz ſtill und einſam darin. Die Flügeltür vom Gartenhauſe ſtand offen, ein milchweißer Lichtſchein drang daraus hervor und ſpielte auf dem Graſe und den Blumen vor der Tür. Ich blickte von weitem herein. Da lag in einem prächtigen grünen Gemach, das von einer weißen Lampe nur wenig erhellt war, die ſchöne gnädige Frau, mit der Gitarre im Arm, auf einem ſeidenen Faulbettchen, ohne in ihrer Unſchuld an die Gefahren draußen zu denken.

Ich hatte aber nicht lange Zeit, hinzuſehen, denn ich bemerkte ſoeben, daß die weiße Geſtalt von der andern Seite ganz behutſam hinter den Sträuchern nach dem Gartenhauſe zu ſchlich. Dabei ſang die gnädige Frau ſo kläglich aus dem Hauſe, daß es mir recht durch Mark und Bein ging. Ich beſann mich daher nicht lange, brach einen tüchtigen Aſt ab, rannte damit gerade auf den Weißmantel los und ſchrie aus vollem Halſe „Mordio!", daß der ganze Garten erzitterte.

Der Maler, wie er mich ſo unverhofft daherkommen ſah, nahm ſchnell Reißaus und ſchrie entſetzlich. Ich ſchrie noch beſſer, er lief nach dem Hauſe zu, ich ihm nach – und ich

hatt' ihn beinah ſchon erwiſcht, da verwickelte ich mich mit den Füßen in den fatalen Blumenſtücken und ſtürzte auf einmal der Länge nach vor der Haustür hin.

„Alſo du biſt es, Narr!" hört' ich da über mir ausrufen, „haſt du mich doch faſt zum Tode erſchreckt." — Ich raffte mich geſchwind wieder auf, und wie ich mir den Sand und die Erde aus den Augen wiſche, ſteht die Kammerjungfer vor mir, die ſoeben bei dem letzten Sprunge den weißen Mantel von der Schulter verloren hatte. „Aber," ſagte ich ganz verblüfft, „war denn der Maler nicht hier?" — „Ja freilich," entgegnete ſie ſchnippiſch, „ſein Mantel wenigſtens, den er mir, als ich ihm vorhin im Tor begegnete, umgehängt hat, weil mich fror." — Über dem Geplauder war nun auch die gnädige Frau von ihrem Sofa aufgeſprungen und kam zu uns an die Tür. Mir klopfte das Herz zum Zerſpringen. Aber wie erſchrak ich, als ich recht hinſah und anſtatt der ſchönen gnädigen Frau auf einmal eine ganz fremde Perſoner blickte!

Es war eine etwas große, korpulente, mächtige Dame mit einer ſtolzen Adlernaſe und hochgewölbten ſchwarzen Augenbrauen, ſo recht zum Erſchrecken ſchön. Sie ſah mich mit ihren großen funkelnden Augen ſo majeſtätiſch an, daß ich mich vor Ehrfurcht gar nicht zu laſſen wußte. Ich war ganz verwirrt, ich machte in einem fort Komplimente und wollte ihr zuletzt gar die Hand küſſen. Aber ſie riß ihre Hand ſchnell weg und ſprach dann auf italieniſch zu der Kammerjungfer, wovon ich nichts verſtand.

Unterdes aber war von dem vorigen Geſchrei die ganze Nachbarſchaft lebendig geworden. Hunde bellten, Kinder ſchrien, zwiſchendurch hörte man einige Männerſtimmen, die immer näher und näher auf den Garten zukamen. Da blickte mich die Dame noch einmal an, als wenn ſie mich mit feurigen Kugeln durchbohren wollte, wandte ſich dann raſch nach dem Zimmer zurück, während ſie dabei ſtolz und gezwungen auflachte, und ſchmiß mir die Tür vor der Naſe zu. Die Kammerjungfer aber erwiſchte mich ohne weiteres beim Flügel und zerrte mich nach der Gartenpforte.

„Da haſt du wieder einmal recht dummes Zeug gemacht," ſagte ſie unterwegs voller Bosheit zu mir. Ich wurde auch ſchon giftig. „Nun, zum Teufel!" ſagte ich, „habt Ihr mich denn nicht ſelbſt hierher beſtellt?" — „Das iſt's ja eben," rief die Kammerjungfer, „meine Gräfin meinte es ſo gut mit dir, wirft dir erſt Blumen aus dem Fenſter zu, ſingt Arien — und das iſt nun ihr Lohn! Aber mit dir iſt nun einmal nichts anzufangen; du trittſt dein Glück ordentlich mit Füßen." — „Aber," erwiderte ich, „ich meinte die Gräfin aus Deutſchland, die ſchöne gnädige Frau" — „Ach," unterbrach ſie mich, „die iſt ja lange ſchon wieder in Deutſchland, mitſamt deiner tollen Amour. Und da lauf du nur auch wieder hin! Sie ſchmachtet ohnedies nach dir, da könnt ihr zuſammen die Geige ſpielen und in den Mond gucken, aber daß du mir nicht wieder unter die Augen kommſt!"

Nun aber entſtand ein entſetzlicher Rumor und Spektakel hinter uns. Aus dem anderen Garten kletterten Leute mit Knüppeln haſtig über den Zaun, andere fluchten und durchſuchten ſchon die Gänge, deſperate Geſichter mit Schlafmützen guckten im Mondſchein bald da bald dort über die Hecken; es war, als wenn der Teufel auf einmal aus allen Hecken und Sträuchern Geſindel heckte. — Die Kammerjungfer fackelte nicht lange. „Dort, dort läuft der Dieb!" ſchrie ſie den Leuten zu, indem ſie dabei auf die andere Seite des Gartens zeigte. Dann ſchob ſie mich ſchnell aus dem Garten und klappte das Pförtchen hinter mir zu.

Da ſtand ich nun unter Gottes freiem Himmel wieder auf dem ſtillen Platze mutterſeelenallein, wie ich geſtern angekommen war. Die Waſſerkunſt, die mir vorhin im Mondſchein ſo luſtig flimmerte, als wenn Engelein darin auf und nieder ſtiegen, rauſchte noch fort wie damals; mir aber war unterdes alle Luſt und Freude in den Brunnen gefallen. — Ich nahm mir nun feſt vor, dem falſchen Italien mit ſeinen verrückten Malern, Pomeranzen und Kammerjungfern auf ewig den Rücken zu kehren, und wanderte noch zur ſelbigen Stunde zum Tore hinaus.

„Die treuen Berg' ſtehn auf der Wacht:
‚Wer ſtreicht bei ſtiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Heid'?' –
Ich aber mir die Berg' betracht'
Und lach' in mich vor großer Luſt,
Und rufe recht aus friſcher Bruſt
Parol' und Feldgeſchrei ſogleich:
Vivat Öſterreich!

Da kennt mich erſt die ganze Rund',
Nun grüßen Bach und Vöglein zart
Und Wälder rings nach Landesart;
Die Donau blitzt aus tiefem Grund,
Der Stephansturm auch ganz von fern
Guckt übern Berg und ſah mich gern,
Und iſt er's nicht, ſo kommt er doch gleich,
Vivat Öſterreich!"

Ich ſtand auf einem hohen Berge, wo man zum erſtenmal nach Öſterreich hineinſehen kann, und ſchwenkte voller Freude noch mit dem Hute und ſang die letzte Strophe, da fiel auf einmal hinter mir im Walde eine prächtige Muſik von Blasinſtrumenten mit ein. Ich dreh' mich ſchnell um und erblicke drei junge Geſellen in langen blauen Mänteln; davon bläſt der eine Oboe, der andere die Klarinette und der dritte, der einen alten Dreiſtutzer auf dem Kopfe hatte, das Waldhorn – die akkompagnierten mich plötzlich, daß der ganze Wald erſchallte. Ich, nicht zu faul, ziehe meine Geige hervor und ſpiele und ſinge ſogleich friſch mit. Da ſah einer den andern bedenklich an; der Waldhorniſt ließ dann zuerſt ſeine Pausbacken wieder einfallen und ſetzte ſein Waldhorn ab, bis am Ende alle ſtille wurden und mich anſchauten. Ich hielt verwundert ein und ſah ſie auch an. – „Wir meinten," ſagte endlich der Waldhorniſt, „weil der Herr ſo einen langen Frack hat, der Herr wäre ein reiſender Engländer, der hier zu Fuß die ſchöne Natur bewundert; da wollten wir uns ein Viati-

kum verdienen. Aber mir ſcheint, der Herr iſt ſelber ein Muſikant." – „Eigentlich ein Einnehmer", verſetzte ich, „und komme direkt von Rom her; da ich aber ſeit geraumer Zeit nichts mehr eingenommen, ſo habe ich mich unterwegs mit der Violine durchgeſchlagen." – „Bringt nicht viel heutzutage!" ſagte der Waldhorniſt, der unterdes wieder an den Wald zurückgetreten war und mit ſeinem Dreiſtutzer ein kleines Feuer anfachte, das ſie dort angezündet hatten. „Da gehn die blaſenden Inſtrumente ſchon beſſer," fuhr er fort; „wenn ſo eine Herrſchaft ganz ruhig zu Mittag ſpeiſt und wir treten unverhofft in das gewölbte Vorhaus und fangen alle drei aus Leibeskräften zu blaſen an – gleich kommt ein Bedienter herausgeſprungen mit Geld oder Eſſen, damit ſie nur den Lärm wieder los werden. Aber will der Herr nicht eine Kollation mit uns einnehmen?"

Das Feuer loderte nun recht luſtig im Walde, der Morgen war friſch, wir ſetzten uns alle ringsumher auf den Raſen, und zwei von den Muſikanten nahmen ein Töpfchen, worin Kaffee und auch ſchon Milch war, vom Feuer, holten Brot aus ihren Manteltaſchen hervor und tunkten und tranken abwechſelnd aus dem Topfe, und es ſchmeckte ihnen ſo gut, daß es ordentlich eine Luſt war anzuſehen. – Der Waldhorniſt aber ſagte: „Ich kann das ſchwarze Geſöff nicht vertragen" und reichte mir dabei die eine Hälfte von einer großen, übereinandergelegten Butterſchnitte; dann brachte er eine Flaſche Wein zum Vorſchein. „Will der Herr nicht auch einen Schluck?" – Ich tat einen tüchtigen Zug, mußte aber ſchnell wieder abſetzen und das ganze Geſicht verziehn, denn es ſchmeckte wie Dreimännerwein. „Hieſiges Gewächs," ſagte der Waldhorniſt, „aber der Herr hat ſich in Italien den deutſchen Geſchmack verdorben."

Darauf kramte er eifrig in ſeinem Schubſack und zog endlich unter allerlei Plunder eine alte zerfetzte Landkarte hervor, worauf noch der Kaiſer in vollem Ornate zu ſehen war, den Zepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Er breitete ſie auf dem Boden behutſam auseinander, die

andern rückten näher heran, und ſie beratſchlagten nun zuſammen, was ſie für eine Marſchroute nehmen ſollten.

„Die Vakanz geht bald zu Ende," ſagte der eine, „wir müſſen uns gleich von Linz links abwenden, ſo kommen wir noch bei guter Zeit nach Prag." – „Nun wahrhaftig!" rief der Waldhorniſt, „wem willſt du da was vorpfeifen? nichts als Wälder und Kohlenbauern, kein geläuterter Kunſtgeſchmack, keine vernünftige freie Station!" – „O Narrensposſen!" erwiderte der andere, „die Bauern ſind mir gerade die liebſten, die wiſſen am beſten, wo einen der Schuh drückt, und nehmen's nicht ſo genau, wenn man manchmal eine falſche Note bläſt." – „Das macht, du haſt kein Point d'honneur," verſetzte der Waldhorniſt, „odi profanum vulgus et arceo, ſagt der Lateiner." – „Nun, Kirchen aber muß es auf der Tour doch geben," meinte der dritte, „ſo kehren wir bei den Herren Pfarrern ein." – „Gehorſamſter Diener!" ſagte der Waldhorniſt, „die geben kleines Geld und große Sermone, daß wir nicht ſo unnütz in der Welt herumſchweifen, ſondern uns beſſer auf die Wiſſenſchaften applizieren ſollen, beſonders wenn ſie in mir den künftigen Herrn Konfrater wittern. Nein, nein, Clericus clericum non decimat. Aber was gibt es denn da überhaupt für große Not? Die Herren Profeſſoren ſitzen auch noch im Karlsbade und halten ſelbſt den Tag nicht ſo genau ein." – „Ja, distinguendum est inter et inter," erwiderte der andere, „quod licet Jovi, non licet bovi!"

Ich aber merkte nun, daß es Prager Studenten waren, und bekam einen ordentlichen Reſpekt vor ihnen, beſonders da ihnen das Latein nur ſo wie Waſſer vom Munde floß. – „Iſt der Herr auch ein Studierter?" fragte mich darauf der Waldhorniſt. Ich erwiderte beſcheiden, daß ich immer beſondere Luſt zum Studieren, aber kein Geld gehabt hätte. – „Das tut gar nichts," rief der Waldhorniſt, „wir haben auch weder Geld, noch reiche Freundſchaft. Aber ein geſcheiter Kopf muß ſich zu helfen wiſſen. Aurora musis amica, das heißt zu deutſch: mit vielem Frühſtücken ſollſt du dir nicht

die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagsglocken von Turm zu Turm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen und nun die Schüler auf einmal mit großem Geſchrei aus dem alten finſtern Kollegium herausbrechen und im Sonnenſcheine durch die Gaſſen ſchwärmen – da begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeiſter und finden unſern gedeckten Tiſch, und iſt er auch nicht gedeckt, ſo ſteht doch für jeden ein voller Topf darauf; da fragen wir nicht viel danach und eſſen und perfektionieren uns dabei noch im Lateiniſchſprechen. Sieht der Herr, ſo ſtudieren wir von einem Tage zum andern fort. Und wenn dann endlich die Vakanz kommt und die andern fahren und reiten zu ihren Eltern fort, da wandern wir mit unſern Inſtrumenten unterm Mantel durch die Gaſſen zum Tore hinaus, und die ganze Welt ſteht uns offen."

Ich weiß nicht – wie er ſo erzählte – ging es mir recht durchs Herz, daß ſo gelehrte Leute ſo ganz verlaſſen ſein ſollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich ſelber nicht anders ginge, und die Tränen traten mir in die Augen. – Der Waldhorniſt ſah mich groß an. „Das tut gar nichts," fuhr er wieder weiter fort, „ich möchte gar nicht ſo reiſen: Pferde und Kaffee und friſch überzogene Betten und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbeſtellt. Das iſt juſt das Schönſte, wenn wir ſo frühmorgens heraustreten und die Zugvögel hoch über uns fortziehn, daß wir gar nicht wiſſen, welcher Schornſtein heut für uns raucht, und gar nicht vorausſehen, was uns bis zum Abend noch für ein beſonderes Glück begegnen kann." – „Ja," ſagte der andere, „und wo wir hinkommen und unſere Inſtrumente herausziehen, wird alles fröhlich, und wenn wir dann zur Mittagsſtunde auf dem Lande in ein Herrſchaftshaus treten und im Hausflur blaſen, da tanzen die Mägde miteinander vor der Haustür, und die Herrſchaft läßt die Saaltür etwas aufmachen, damit ſie die Muſik drin beſſer hören, und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratenduft in den freudenreichen Schall herausgezogen,

und die Fräuleins an der Tafel verdrehen ſich faſt die Hälſe, um die Muſikanten draußen zu ſehn." – „Wahrhaftig," rief der Waldhorniſt mit leuchtenden Augen aus, „laßt die andern nur ihre Kompendien repetieren, wir ſtudieren unterdes in dem großen Bilderbuche, das der liebe Gott uns draußen aufgeſchlagen hat! Ja, glaub' nur der Herr, aus uns werden gerade die rechten Kerls, die den Bauern dann was zu erzählen wiſſen und mit der Fauſt auf die Kanzel ſchlagen, daß den Knollfinken unten vor Erbauung und Zerknirſchung das Herz im Leibe berſten möchte."

Wie ſie ſo ſprachen, wurde mir ſo luſtig in meinem Sinn, daß ich gleich auch hätte mit ſtudieren mögen. Ich konnte mich gar nicht ſatt hören, denn ich unterhalte mich gern mit ſtudierten Leuten, wo man etwas profitieren kann. Aber es konnte gar nicht zu einem recht vernünftigen Diskurſe kommen. Denn dem einen Studenten war vorhin angſt geworden, weil die Vakanz ſo bald zu Ende gehen ſollte. Er hatte daher hurtig ſeine Klarinette zuſammengeſetzt, ein Notenblatt vor ſich auf das aufgeſtemmte Knie hingelegt und exerzierte ſich eine ſchwierige Paſſage aus einer Meſſe ein, die er mitblaſen ſollte, wenn ſie nach Prag zurückkamen. Da ſaß er nun und fingerte und pfiff dazwiſchen manchmal ſo falſch, daß es einem durch Mark und Bein ging und man oft ſein eigenes Wort nicht verſtehen konnte.

Auf einmal ſchrie der Waldhorniſt mit ſeiner Baßſtimme: „Topp, da hab' ich es," er ſchlug dabei fröhlich auf die Landkarte neben ihm. Der andere ließ auf einen Augenblick von ſeinem fleißigen Blaſen ab und ſah ihn verwundert an. „Hört," ſagte der Waldhorniſt, „nicht weit von Wien iſt ein Schloß, auf dem Schloſſe iſt ein Portier, und der Portier iſt mein Vetter! Teuerſte Condiscipels, da müſſen wir hin, machen dem Herrn Vetter unſer Kompliment, und er wird dann ſchon dafür ſorgen, wie er uns wieder weiter fortbringt!" – Als ich das hörte, fuhr ich geſchwind auf. „Bläſt er nicht auf dem Fagott?" rief ich, „und iſt von langer, gerader Beſchaffenheit und hat eine große vornehme

Naſe?" – Der Waldhorniſt nickte mit dem Kopfe. Ich aber embraſſierte ihn vor Freuden, daß ihm der Dreiſtutzer vom Kopfe fiel, und wir beſchloſſen nun ſogleich, alle miteinander im Poſtſchiffe auf der Donau nach dem Schloß der ſchönen Gräfin hinunterzufahren.

Als wir an das Ufer kamen, war ſchon alles zur Abfahrt bereit. Der dicke Gaſtwirt, bei dem das Schiff über Nacht angelegt hatte, ſtand breit und behaglich in ſeiner Haustür, die er ganz ausfüllte, und ließ zum Abſchied allerlei Witze und Redensarten erſchallen, während in jedem Fenſter ein Mädchenkopf herausfuhr und den Schiffern noch freundlich zunickte, die ſoeben die letzten Pakete nach dem Schiffe ſchafften. Ein ältlicher Herr mit einem grauen Überrock und ſchwarzem Halstuch, der auch mitfahren wollte, ſtand am Ufer und ſprach ſehr eifrig mit einem jungen, ſchlanken Bürſchchen, das mit langen, ledernen Beinkleidern und knapper, ſcharlachroter Jacke vor ihm auf einem prächtigen Engländer ſaß. Es ſchien mir zu meiner großen Verwunderung, als wenn ſie beide zuweilen nach mir hinblickten und von mir ſprächen. – Zuletzt lachte der alte Herr, das ſchlanke Bürſchchen ſchnalzte mit der Reitgerte und ſprengte, mit den Lerchen über ihm um die Wette, durch die Morgenluft in die blitzende Landſchaft hinein.

Unterdes hatten die Studenten und ich unſere Kaſſe zuſammengeſchoſſen. Der Schiffer lachte und ſchüttelte den Kopf, als ihm der Waldhorniſt damit unſer Fährgeld in lauter Kupferſtücken aufzählte, die wir mit großer Not aus allen unſeren Taſchen zuſammengebracht hatten. Ich aber jauchzte laut auf, als ich auf einmal wieder die Donau ſo recht vor mir ſah; wir ſprangen geſchwind auf das Schiff hinauf, der Schiffer gab das Zeichen, und ſo flogen wir nun im ſchönſten Morgenglanze zwiſchen den Bergen und Wieſen hinunter.

Da ſchlugen die Vögel im Walde, und von beiden Seiten klangen die Morgenglocken von fern aus den Dörfern; hoch in der Luft hörte man manchmal die Lerchen dazwiſchen.

Von dem Schiffe aber jubilierte und ſchmetterte ein Kanarienvogel mit darein, daß es eine rechte Luſt war.

Der gehörte einem hübſchen jungen Mädchen, das auch mit auf dem Schiffe war. Sie hatte den Käfig dicht neben ſich ſtehen, von der andern Seite hielt ſie ein feines Bündel Wäſche unterm Arm; ſo ſaß ſie ganz ſtill für ſich und ſah recht zufrieden bald auf ihre neuen Reiſeſchuhe, die unter dem Röckchen hervorkamen, bald wieder in das Waſſer vor ſich hinunter, und die Morgenſonne glänzte ihr dabei auf der weißen Stirn, über der ſie die Haare ſehr ſauber geſcheitelt hatte. Ich merkte wohl, daß die Studenten gern einen höflichen Diskurs mit ihr angeſponnen hätten, denn ſie gingen immer an ihr vorüber, und der Waldhorniſt räuſperte ſich dabei und rückte bald an ſeiner Halsbinde, bald an dem Dreiſtutzer. Aber ſie hatten keine rechte Courage, und das Mädchen ſchlug auch jedesmal die Augen nieder, ſobald ſie ihr näher kamen.

Beſonders aber genierten ſie ſich vor dem ältlichen Herrn mit dem grauen Überrocke, der nun auf der andern Seite des Schiffes ſaß und den ſie gleich für einen Geiſtlichen hielten. Er hatte ein Brevier vor ſich, in welchem er las, dazwiſchen aber oft in die ſchöne Gegend von dem Buche aufſah, deſſen Goldſchnitt und die vielen dareingelegten bunten Heiligenbilder prächtig im Morgenſchein blitzten. Dabei bemerkte er auch ſehr gut, was auf dem Schiffe vorging, und erkannte bald die Vögel an ihren Federn; denn es dauerte nicht lange, ſo redete er einen von den Studenten lateiniſch an, worauf alle drei herantraten, die Hüte vor ihm abnahmen und ihm wieder lateiniſch antworteten.

Ich aber hatte mich unterdes ganz vorn auf die Spitze des Schiffes geſetzt, ließ vergnügt meine Beine über dem Waſſer herunterbaumeln und blickte, während das Schiff ſo fortflog und die Wellen unter mir rauſchten und ſchäumten, immerfort in die blaue Ferne, wie da ein Turm und ein Schloß nach dem andern aus dem Ufergrün hervorkam, wuchs und wuchs und endlich hinter uns wieder verſchwand.

Wenn ich nur heute Flügel hätte! dachte ich und zog endlich vor Ungeduld meine liebe Violine hervor und ſpielte alle meine älteſten Stücke durch, die ich noch zu Hauſe und auf dem Schloß der ſchönen Frau gelernt hatte.

Auf einmal klopfte mir jemand von hinten auf die Achſel. Es war der geiſtliche Herr, der unterdes ſein Buch weggelegt und mir ſchon ein Weilchen zugehört hatte. „Ei," ſagte er lachend zu mir, „ei, ei, Herr ludi magister, Eſſen und Trinken vergißt Er." Er hieß mich darauf meine Geige einſtecken, um einen Imbiß mit ihm einzunehmen, und führte mich zu einer kleinen luſtigen Laube, die von den Schiffern aus jungen Birken und Tannenbäumchen in der Mitte des Schiffes aufgerichtet worden war. Dort hatte er einen Tiſch hinſtellen laſſen, und ich, die Studenten, und ſelbſt das junge Mädchen, wir mußten uns auf die Fäſſer und Pakete ringsherum ſetzen.

Der geiſtliche Herr packte nun einen großen Braten und Butterſchnitten aus, die ſorgfältig in Papier gewickelt waren, zog auch aus einem Futteral mehrere Weinflaſchen und einen ſilbernen, innerlich vergoldeten Becher hervor, ſchenkte ein, koſtete erſt, roch daran und prüfte wieder und reichte dann einem jeden von uns. Die Studenten ſaßen ganz kerzengerade auf ihren Fäſſern und aßen und tranken nur ſehr wenig vor großer Devotion. Auch das Mädchen tauchte bloß das Schnäbelchen in den Becher und blickte dabei ſchüchtern bald auf mich, bald auf die Studenten, aber je öfter ſie uns anſah, je dreiſter wurde ſie nach und nach.

Sie erzählte endlich dem geiſtlichen Herrn, daß ſie nun zum erſten Male von Hauſe in Kondition komme und ſoeben auf das Schloß ihrer neuen Herrſchaft reiſe. Ich wurde über und über rot, denn ſie nannte dabei das Schloß der ſchönen gnädigen Frau. — Alſo das ſoll meine zukünftige Kammerjungfer ſein! dachte ich und ſah ſie groß an, und mir ſchwindelte faſt dabei. — „Auf dem Schloſſe wird es bald eine große Hochzeit geben," ſagte darauf der geiſtliche Herr. „Ja," erwiderte das Mädchen, die gern von der Geſchichte mehr ge-

wußt hätte; „man ſagt, es wäre ſchon eine alte, heimliche Liebſchaft geweſen, die Gräfin hätte es aber niemals zugeben wollen." Der Geiſtliche antwortete nur mit „Hm, hm", während er ſeinen Jagdbecher vollſchenkte und mit bedenklichen Mienen daraus nippte. Ich aber hatte mich mit beiden Armen weit über den Tiſch vorgelegt, um die Unterredung recht genau anzuhören. Der geiſtliche Herr bemerkte es. „Ich kann's Euch wohl ſagen," hub er wieder an, „die beiden Gräfinnen haben mich auf Kundſchaft ausgeſchickt, ob der Bräutigam ſchon vielleicht hier in der Gegend ſei. Eine Dame aus Rom hat geſchrieben, daß er ſchon lange von dort fort ſei." — Wie er von der Dame aus Rom anfing, wurd' ich wieder rot. „Kennen denn Euer Hochwürden den Bräutigam?" fragte ich ganz verwirrt. — „Nein," erwiderte der alte Herr, „aber er ſoll ein luſtiger Vogel ſein." — „O ja," ſagte ich haſtig, „ein Vogel, der aus jedem Käfig ausreißt, ſobald er nur kann, und luſtig ſingt, wenn er wieder in der Freiheit iſt." — „Und ſich in der Fremde herumtreibt," fuhr der Herr gelaſſen fort, „in der Nacht gaſſatim geht und am Tage vor den Haustüren ſchläft." — Mich verdroß das ſehr. „Ehrwürdiger Herr," rief ich ganz hitzig aus, „da hat man Euch falſch berichtet. Der Bräutigam iſt ein moraliſcher, ſchlanker, hoffnungsvoller Jüngling, der in Italien in einem alten Schloſſe auf großem Fuß gelebt hat, der mit lauter Gräfinnen, berühmten Malern und Kammerjungfern umgegangen iſt, der ſein Geld ſehr wohl zu Rate zu halten weiß, wenn er nur welches hätte, der" — „Nun, nun, ich wußte nicht, daß Ihr ihn ſo gut kennt," unterbrach mich hier der Geiſtliche und lachte dabei ſo herzlich, daß er ganz blau im Geſichte wurde und ihm die Tränen aus den Augen rollten. — „Ich hab' doch aber gehört," ließ ſich nun das Mädchen wieder vernehmen, „der Bräutigam wäre ein großer, überaus reicher Herr." — „Ach Gott, ja doch, ja! Konfuſion, nichts als Konfuſion!" rief der Geiſtliche und konnte ſich noch immer vor Lachen nicht zugute geben, bis er ſich endlich ganz verhuſtete. Als er ſich wieder ein wenig erholt hatte, hob er den Becher in die Höh' und rief: „Das

Brautpaar ſoll leben!" – Ich wußte gar nicht, was ich von dem Geiſtlichen und ſeinem Gerede denken ſollte; ich ſchämte mich aber, wegen der römiſchen Geſchichten, ihm hier vor allen Leuten zu ſagen, daß ich ſelber der verlorene, glückſelige Bräutigam ſei.

Der Becher ging wieder fleißig in die Runde, der geiſtliche Herr ſprach dabei freundlich mit allen, ſo daß ihm bald ein jeder gut wurde und am Ende alles fröhlich durcheinander ſprach. Auch die Studenten wurden immer redſeliger und erzählten von ihren Fahrten im Gebirge, bis ſie endlich gar ihre Inſtrumente holten und luſtig zu blaſen anfingen. Die kühle Waſſerluft ſtrich dabei durch die Zweige der Laube, die Abendſonne vergoldete ſchon die Wälder und Täler, die ſchnell an uns vorüberflogen, während die Ufer von den Waldhornsklängen widerhallten. – Und als dann der Geiſtliche von der Muſik immer vergnügter wurde und luſtige Geſchichten aus ſeiner Jugend erzählte: wie auch er zur Vakanz über Berge und Täler gezogen und oft hungrig und durſtig, aber immer fröhlich geweſen, und wie eigentlich das ganze Studentenleben eine große Vakanz ſei zwiſchen der engen, düſtern Schule und der ernſten Amtsarbeit – da tranken die Studenten noch einmal herum und ſtimmten dann friſch ein Lied an, daß es weit in die Berge hineinſchallte:

„Nach Süden nun ſich lenken
Die Vöglein allzumal,
Viel Wandrer luſtig ſchwenken
Die Hüt' im Morgenſtrahl.
Das ſind die Herrn Studenten,
Zum Tor hinaus es geht,
Auf ihren Inſtrumenten
Sie blaſen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite,
O Prag, wir ziehn in die Weite:
Et habeat bonam pacem,
Qui sedet post fornacem!

Nachts wir durchs Städtlein ſchweifen,
Die Fenſter ſchimmern weit,
Am Fenſter drehn und ſchleifen
Viel ſchön geputzte Leut'.
Wir blaſen vor den Türen
Und haben Durſt genung,
Das kommt vom Muſizieren,
Herr Wirt, einen friſchen Trunk!
Und ſiehe, über ein kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex sua domo—
Beatus ille homo!

Nun weht ſchon durch die Wälder
Der kalte Boreas,
Wir ſtreichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß,
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerriſſen ſind die Schuh',
Da blaſen wir geſchwinde
Und ſingen noch dazu:
Beatus ille homo,
Qui sedet in sua domo,
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem!"

Ich, die Schiffer und das Mädchen, obgleich wir alle kein Latein verſtanden, ſtimmten jedesmal jauchzend in den letzten Vers mit ein, ich aber jauchzte am allervergnügteſten, denn ich ſah ſoeben von fern mein Zollhäuschen und bald darauf auch das Schloß in der Abendſonne über die Bäume hervorkommen.

Zehntes Kapitel

Das Schiff ſtieß an das Ufer, wir ſprangen ſchnell ans Land und verteilten uns nun nach allen Seiten im Grünen, wie Vögel, wenn das Gebauer plötzlich aufgemacht wird. Der

geiſtliche Herr nahm eiligen Abſchied und ging mit großen Schritten nach dem Schloſſe zu. Die Studenten dagegen wanderten eifrig nach einem abgelegenen Gebüſch, wo ſie noch geſchwind ihre Mäntel ausklopfen, ſich in dem vorüberfließenden Bache waſchen und einer den andern raſieren wollten. Die neue Kammerjungfer endlich ging mit ihrem Kanarienvogel und ihrem Bündel unterm Arm nach dem Wirtshauſe unter dem Schloßberge, um bei der Frau Wirtin, die ich ihr als eine gute Perſon rekommandiert hatte, ein beſſeres Kleid anzulegen, ehe ſie ſich oben im Schloſſe vorſtellte. Mir aber leuchtete der ſchöne Abend recht durchs Herz, und als ſie ſich nun alle verlaufen hatten, bedachte ich mich nicht lange und rannte ſogleich nach dem herrſchaftlichen Garten hin.

Mein Zollhaus, an dem ich vorbei mußte, ſtand noch auf der alten Stelle, die hohen Bäume aus dem herrſchaftlichen Garten rauſchten noch immer darüber hin, eine Goldammer, die damals auf dem Kaſtanienbaume vor dem Fenſter jedesmal bei Sonnenuntergang ihr Abendlied geſungen hatte, ſang auch wieder, als wäre ſeitdem gar nichts in der Welt vorgegangen. Das Fenſter im Zollhauſe ſtand offen, ich lief voller Freuden hin und ſteckte den Kopf in die Stube hinein. Es war niemand darin, aber die Wanduhr pickte noch immer ruhig fort, der Schreibtiſch ſtand am Fenſter und die lange Pfeife in einem Winkel, wie damals. Ich konnte nicht widerſtehen, ich ſprang durch das Fenſter hinein und ſetzte mich an den Schreibtiſch vor das große Rechenbuch hin. Da fiel der Sonnenſchein durch den Kaſtanienbaum vor dem Fenſter wieder grüngolden auf die Ziffern in dem aufgeſchlagenen Buche, die Bienen ſummten wieder an dem offnen Fenſter hin und her, die Goldammer draußen auf dem Baume ſang fröhlich immerzu. — Auf einmal aber ging die Tür aus der Stube auf, und ein alter, langer Einnehmer in meinem punktierten Schlafrock trat herein! Er blieb in der Tür ſtehen, wie er mich ſo unverſehens erblickte, nahm ſchnell die Brille von der Naſe und ſah mich grimmig an. Ich aber erſchrak

nicht wenig darüber, ſprang, ohne ein Wort zu ſagen, auf und lief aus der Haustür durch den kleinen Garten fort, wo ich mich noch bald mit den Füßen in dem fatalen Kartoffelkraut verwickelt hätte, das der alte Einnehmer nunmehr, wie ich ſah, nach des Portiers Rat ſtatt meiner Blumen angepflanzt hatte. Ich hörte noch, wie er vor die Tür herausfuhr und hinter mir drein ſchimpfte, aber ich ſaß ſchon oben auf der hohen Gartenmauer und ſchaute mit klopfendem Herzen in den Schloßgarten hinein.

Da war ein Duften und Schimmern und Jubilieren von allen Vöglein, die Plätze und Gänge waren leer, aber die vergoldeten Wipfel neigten ſich im Abendwinde vor mir, als wollten ſie mich bewillkommnen, und ſeitwärts aus dem tiefen Grunde blitzte zuweilen die Donau zwiſchen den Bäumen nach mir herauf.

Auf einmal hörte ich in einiger Entfernung im Garten ſingen:

„Schweigt der Menſchen laute Luſt:
Rauſcht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es ſchweifen leiſe Schauer
Wetterleuchtend durch die Bruſt."

Die Stimme und das Lied klang mir ſo wunderlich und doch wieder ſo altbekannt, als hätte ich's irgend einmal im Traume gehört. Ich dachte lange, lange nach. — „Das iſt der Herr Guido!" rief ich endlich voller Freude und ſchwang mich ſchnell in den Garten hinunter — es war dasſelbe Lied, das er an jenem Sommerabend auf dem Balkon des italieniſchen Wirtshauſes ſang, wo ich ihn zum letztenmal geſehen hatte.

Er ſang noch immer fort, ich aber ſprang über Beete und Hecken dem Liede nach. Als ich nun zwiſchen den letzten Roſenſträuchern hervortrat, blieb ich plötzlich wie verzaubert ſtehen. Denn auf dem grünen Platze am Schwanenteich, recht vom

Abendrot beſchienen, ſaß die ſchöne gnädige Frau, in einem prächtigen Kleide und einem Kranz von weißen und roten Roſen in dem ſchwarzen Haar, mit niedergeſchlagenen Augen auf einer Steinbank und ſpielte während des Liedes mit ihrer Reitgerte vor ſich auf dem Raſen, gerade ſo wie damals auf dem Kahne, da ich ihr das Lied von der ſchönen Frau vorſingen mußte. Ihr gegenüber ſaß eine andre junge Dame, die hatte den weißen runden Nacken voll brauner Locken gegen mich gewendet und ſang zur Gitarre, während die Schwäne auf dem ſtillen Weiher langſam im Kreiſe herumſchwammen. — Da hob die ſchöne Frau auf einmal die Augen und ſchrie laut auf, da ſie mich erblickte. Die andere Dame wandte ſich raſch nach mir herum, daß ihr die Locken ins Geſicht flogen, und da ſie mich recht anſah, brach ſie in ein unmäßiges Lachen aus, ſprang dann von der Bank und klatſchte dreimal mit den Händchen. In demſelben Augenblick kam eine große Menge kleiner Mädchen in blütenweißen, kurzen Kleidchen mit grünen und roten Schleifen zwiſchen den Roſenſträuchern hervorgeſchlüpft, ſo daß ich gar nicht begreifen konnte, wo ſie alle geſteckt hatten. Sie hielten eine lange Blumengirlande in den Händen, ſchloſſen ſchnell einen Kreis um mich, tanzten um mich herum und ſangen dabei:

„Wir bringen dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen dich zu Luſt und Tanz,
Zu neuer Hochzeitsfreude.
Schöner, grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide."

Das war aus dem „Freiſchütz". Von den kleinen Sängerinnen erkannte ich nun auch einige wieder, es waren Mädchen aus dem Dorfe. Ich kneipte ſie in die Wangen und wäre gern aus dem Kreiſe entwiſcht, aber die kleinen, ſchnippiſchen Dinger ließen mich nicht heraus. — Ich wußte gar nicht, was die Geſchichte eigentlich bedeuten ſollte, und ſtand ganz verblüfft da.

Da trat plötzlich ein junger Mann in feiner Jägerkleidung aus dem Gebüſch hervor. Ich traute meinen Augen kaum – es war der fröhliche Herr Leonhard! – Die kleinen Mädchen öffneten nun den Kreis und ſtanden auf einmal wie verzaubert, alle unbeweglich auf einem Beinchen, während ſie das andere in die Luft ſtreckten und dabei die Blumengirlanden mit beiden Armen hoch über den Köpfen in die Höh' hielten. Der Herr Leonhard aber faßte die ſchöne gnädige Frau, die noch immer ganz ſtillſtand und nur manchmal auf mich herüberblickte, bei der Hand, führte ſie bis zu mir und ſagte:

„Die Liebe – darüber ſind nun alle Gelehrten einig – iſt eine der couragiöſeſten Eigenſchaften des menſchlichen Herzens, die Baſtionen von Rang und Stand ſchmettert ſie mit einem Feuerblicke danieder; die Welt iſt ihr zu eng und die Ewigkeit zu kurz. Ja, ſie iſt eigentlich ein Poetenmantel, den jeder Phantaſt einmal in der kalten Welt umnimmt, um nach Arkadien auszuwandern. Und je entfernter zwei getrennte Verliebte voneinander wandern, in deſto anſtändigeren Bogen bläſt der Reiſewind den ſchillernden Mantel hinter ihnen auf, deſto kühner und überraſchender entwickelt ſich der Faltenwurf, deſto länger und länger wächſt der Talar den Liebenden hinten nach, ſo daß ein Neutraler nicht über Land gehen kann, ohne unverſehens auf ein paar ſolche Schleppen zu treten. O teuerſter Herr Einnehmer und Bräutigam! obgleich Ihr in dieſem Mantel bis an den Geſtaden der Tiber dahinrauſchtet, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußerſten Ende der Schleppe feſt, und wie Ihr zucktet und geigtet und rumortet, Ihr mußtet zurück in den ſtillen Bann ihrer ſchönen Augen. – Und nun dann, da es ſo gekommen iſt, ihr zwei lieben, lieben närriſchen Leute! ſchlagt den ſeligen Mantel um euch, daß die ganze andere Welt rings um euch untergeht – liebt euch wie die Kaninchen und ſeid glücklich!"

Der Herr Leonhard war mit ſeinem Sermon kaum erſt fertig, ſo kam auch die andere junge Dame, die vorhin das

Liedchen geſungen hatte, auf mich los, ſetzte mir ſchnell einen friſchen Myrtenkranz auf den Kopf und ſang dazu ſehr neckiſch, während ſie mir den Kranz in den Haaren feſtrückte und ihr Geſichtchen dabei dicht vor mir war:

„Darum bin ich dir gewogen,
Darum wird dein Haupt geſchmückt,
Weil der Strich von deinem Bogen
Öfters hat mein Herz entzückt."

Dann trat ſie wieder ein paar Schritte zurück. — „Kennſt du die Räuber noch, die dich damals in der Nacht vom Baume ſchüttelten?" ſagte ſie, indem ſie einen Knicks mir machte und mich ſo anmutig und fröhlich anſah, daß mir ordentlich das Herz im Leibe lachte. Darauf ging ſie, ohne meine Antwort abzuwarten, rings um mich herum. „Wahrhaftig, noch ganz der alte, ohne allen welſchen Beigeſchmack! aber nein, ſieh doch nur einmal die dicken Taſchen an!" rief ſie plötzlich zu der ſchönen gnädigen Frau, „Violine, Wäſche, Barbiermeſſer, Reiſekoffer, alles durcheinander!" Sie drehte mich nach allen Seiten und konnte ſich vor Lachen gar nicht zugute geben. Die ſchöne gnädige Frau war unterdes noch immer ſtill und mochte gar nicht die Augen aufſchlagen vor Scham und Verwirrung. Oft kam es mir vor, als zürnte ſie heimlich über das viele Gerede und Spaßen. Endlich ſtürzten ihr plötzlich Tränen aus den Augen, und ſie verbarg ihr Geſicht an der Bruſt der andern Dame. Dieſe ſah ſie erſt erſtaunt an und drückte ſie dann herzlich an ſich.

Ich aber ſtand ganz verdutzt da. Denn je genauer ich die fremde Dame betrachtete, deſto deutlicher erkannte ich ſie; es war wahrhaftig niemand anders als — der junge Herr Maler Guido!

Ich wußte gar nicht, was ich ſagen ſollte, und wollte ſoeben näher nachfragen, als Herr Leonhard zu ihr trat und heimlich mit ihr ſprach. „Weiß er denn noch nicht?" hörte ich ihn fragen. Sie ſchüttelte mit dem Kopfe. Er beſann ſich darauf einen Augenblick. „Nein, nein," ſagte er endlich, „er

muß ſchnell alles erfahren, ſonſt entſteht nur neues Geplauder und Gewirre."

„Herr Einnehmer," wandte er ſich nun zu mir, „wir haben jetzt nicht viel Zeit, aber tue mir den Gefallen und wundere dich hier in aller Geſchwindigkeit aus, damit du nicht hinterher durch Fragen, Erſtaunen, Kopfſchütteln unter den Leuten alte Geſchichten aufrührſt und neue Erdichtungen und Vermutungen ausſchüttelſt." — Er zog mich bei dieſen Worten tiefer in das Gebüſch hinein, während das Fräulein mit der von der ſchönen gnädigen Frau weggelegten Reitgerte in der Luft focht und alle ihre Locken tief in das Geſichtchen ſchüttelte, durch die ich aber doch ſehen konnte, daß ſie bis an die Stirn rot wurde. — „Nun denn," ſagte Herr Leonhard, „Fräulein Flora, die hier ſoeben tun will, als hörte und wüßte ſie von der ganzen Geſchichte nichts, hatte in aller Geſchwindigkeit ihr Herzchen mit jemand vertauſcht. Darüber kommt ein anderer und bringt ihr mit Prologen, Trompeten und Pauken wiederum ſein Herz dar und will ihr Herz dagegen. Ihr Herz iſt aber ſchon bei jemand, und jemands Herz bei ihr, und der Jemand will ſein Herz nicht wieder haben und ihr Herz nicht wieder zurückgeben. Alle Welt ſchreit — aber du haſt wohl noch keinen Roman geleſen?" — Ich verneinte es. — „Nun, ſo haſt du doch einen mitgeſpielt. Kurz: das war eine ſolche Konfuſion mit den Herzen, daß der Jemand — das heißt ich — mich zuletzt ſelbſt ins Mittel legen mußte. Ich ſchwang mich bei lauer Sommernacht auf mein Roß, hob das Fräulein als Maler Guido auf das andere, und ſo ging es fort nach Süden, um ſie in einem meiner einſamen Schlöſſer in Italien zu verbergen, bis das Geſchrei wegen der Herzen vorüber wäre. Unterwegs aber kam man uns auf die Spur, und von dem Balkon des welſchen Wirtshauſes, vor dem du ſo vortrefflich Wache ſchliefſt, erblickte Flora plötzlich unſere Verfolger." — „Alſo der bucklige Signor?" — „War ein Spion. Wir zogen uns daher heimlich in die Wälder und ließen dich auf dem vorbeſtellten Poſtkurſe allein fortfahren. Das täuſchte unſere Verfolger

und zum Überfluß auch noch meine Leute auf dem Bergſchloſſe, welche die verkleidete Flora ſtündlich erwarteten, und mit mehr Dienſteifer als Scharfſinn dich für das Fräulein hielten. Selbſt hier auf dem Schloſſe glaubte man, daß Flora auf dem Felſen wohne; man erkundigte ſich, man ſchrieb an ſie – haſt du nicht ein Briefchen erhalten?" – Bei dieſen Worten fuhr ich blitzſchnell mit dem Zettel aus der Taſche. – „Alſo dieſer Brief?" – „Iſt an mich," ſagte Fräulein Flora, die bisher auf unſere Rede gar nicht achtzugeben ſchien, riß mir den Zettel raſch aus der Hand, überlas ihn und ſteckte ihn dann in den Buſen. – „Und nun", ſagte Herr Leonhard, „müſſen wir ſchnell in das Schloß, da wartet ſchon alles auf uns. Alſo zum Schluß, wie ſich's von ſelbſt verſteht und einem wohlerzogenen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Verſöhnung, wir ſind alle wieder luſtig beiſammen, und übermorgen iſt Hochzeit!"

Da er noch ſo ſprach, erhob ſich plötzlich in dem Gebüſch ein raſender Spektakel von Pauken und Trompeten, Hörnern und Poſaunen; Böller wurden dazwiſchen gelöſt und Vivat gerufen, die kleinen Mädchen tanzten von neuem, und aus allen Sträuchern kam ein Kopf über dem andern hervor, als wenn ſie aus der Erde wüchſen. Ich ſprang in dem Geſchwirre und Geſchleife ellenhoch von einer Seite zur andern; da es aber ſchon dunkel wurde, erkannte ich erſt nach und nach alle die alten Geſichter wieder. Der alte Gärtner ſchlug die Pauken, die Prager Studenten in ihren Mänteln muſizierten mitten darunter, neben ihnen fingerte der Portier wie toll auf ſeinem Fagott. Wie ich den ſo unverhofft erblickte, lief ich ſogleich auf ihn zu und embraſſierte ihn heftig. Darüber kam er ganz aus dem Konzept. „Nun wahrhaftig, und wenn der bis ans Ende der Welt reiſt, er iſt und bleibt ein Narr!" rief er den Studenten zu und blies ganz wütend weiter.

Unterdes war die ſchöne gnädige Frau vor dem Rumor heimlich entſprungen und flog wie ein aufgeſcheuchtes Reh über den Raſen tiefer in den Garten hinein. Ich ſah es noch zur

rechten Zeit und lief ihr eiligſt nach. Die Muſikanten merkten in ihrem Eifer nichts davon; ſie meinten nachher, wir wären ſchon nach dem Schloſſe aufgebrochen, und die ganze Bande ſetzte ſich nun mit Muſik und großem Getümmel gleichfalls dorthin auf den Marſch.

Wir aber waren faſt zu gleicher Zeit in einem Sommerhauſe angekommen, das am Abhange des Gartens ſtand, mit dem offenen Fenſter nach dem weiten, tiefen Tale zu. Die Sonne war ſchon lange untergegangen hinter den Bergen, es ſchimmerte nur noch wie ein rötlicher Duft über dem warmen, verſchallenden Abend, aus dem die Donau immer vernehmlicher heraufrauſchte, je ſtiller es ringsum wurde. Ich ſah unverwandt die ſchöne Gräfin an, die ganz erhitzt vom Laufen dicht vor mir ſtand, ſo daß ich ordentlich hören konnte, wie ihr das Herz ſchlug. Ich wußte nun aber gar nicht, was ich ſprechen ſollte vor Reſpekt, da ich auf einmal ſo allein mit ihr war. Endlich faßte ich ein Herz, nahm ihr kleines, weißes Händchen – da zog ſie mich ſchnell an ſich und fiel mir um den Hals, und ich umſchlang ſie feſt mit beiden Armen.

Sie machte ſich aber geſchwind wieder los und legte ſich ganz verwirrt in das Fenſter, um ihre glühenden Wangen in der Abendluft abzukühlen. – „Ach," rief ich, „mir iſt mein Herz recht zum Zerſpringen, aber ich kann mir noch alles nicht recht denken, es iſt mir alles noch wie ein Traum!" – „Mir auch," ſagte die ſchöne gnädige Frau. „Als ich vergangenen Sommer", ſetzte ſie nach einer Weile hinzu, „mit der Gräfin aus Rom kam und wir das Fräulein Flora glücklich gefunden hatten und mit zurückbrachten, von dir aber dort und hier nichts hörte – da dacht' ich nicht, daß alles noch ſo kommen würde! Erſt heut zu Mittag ſprengte der Jockei, der gute, flinke Burſch, atemlos auf den Hof und brachte die Nachricht, daß du mit dem Poſtſchiffe kämſt." – Dann lachte ſie ſtill in ſich hinein. „Weißt du noch," ſagte ſie, „wie du mich damals auf dem Balkon zum letztenmal ſahſt? das war gerade wie heute, auch ſo ein ſtiller Abend und Muſik

im Garten." – „Wer iſt denn eigentlich geſtorben?" fragte ich haſtig. – „Wer denn?" ſagte die ſchöne Frau und ſah mich erſtaunt an. – „Der Herr Gemahl von Euer Gnaden," erwiderte ich, „der damals mit auf dem Balkon ſtand." – Sie wurde ganz rot. „Was haſt du auch für Seltſamkeiten im Kopfe!" rief ſie aus, „das war ja der Sohn von der Gräfin, der eben von Reiſen zurückkam, und es traf gerade auch mein Geburtstag, da führte er mich mit auf den Balkon hinaus, damit ich auch ein Vivat bekäme. – Aber deshalb biſt du wohl damals von hier fortgelaufen?" – „Ach Gott, freilich!" rief ich aus und ſchlug mich mit der Hand vor die Stirn. Sie aber ſchüttelte mit dem Köpfchen und lachte recht herzlich.

Mir war ſo wohl, wie ſie ſo fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war ſo recht ſeelenvergnügt und langte eine Handvoll Knackmandeln aus der Taſche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und ſahen zufrieden in die ſtille Gegend hinaus. – „Siehſt du," ſagte ſie nach einem Veilchen wieder, „das weiße Schlößchen, das da drüben im Mondſchein glänzt, das hat uns der Graf geſchenkt, ſamt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen. Er wußt' es ſchon lange, daß wir einander gut ſind, und iſt dir ſehr gewogen; denn hätt' er dich nicht mitgehabt, als er das Fräulein aus der Penſionsanſtalt entführte, ſo wären ſie beide erwiſcht worden, ehe ſie ſich vorher noch mit der Gräfin verſöhnten, und alles wäre anders gekommen." – „Mein Gott, ſchönſte, gnädigſte Gräfin," rief ich aus, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf ſteht vor lauter unverhofften Neuigkeiten; alſo der Herr Leonhard?" – „Ja, ja," fiel ſie mir in die Rede, „ſo nannte er ſich in Italien; dem gehören die Herrſchaften da drüben, und er heiratet nun unſerer Gräfin Tochter, die ſchöne Flora. – Aber was nennſt du mich denn Gräfin?" – Ich ſah ſie groß an. – „Ich bin ja gar keine Gräfin," fuhr ſie fort, „unſere gnädige Gräfin hat mich nur zu ſich aufs Schloß genom-

men, da mich mein Onkel, der Portier, als kleines Kind und arme Waiſe mit hierher brachte."

Nun war's mir doch nicht anders, als wenn mir ein Stein vom Herzen fiele! „Gott ſegne den Portier," verſetzte ich ganz entzückt, „daß er unſer Onkel iſt! ich habe immer große Stücke auf ihn gehalten." — „Er meint es auch gut mit dir," erwiderte ſie; „wenn du dich nur etwas vornehmer hielteſt, ſagt er immer. Du mußt dich jetzt auch eleganter kleiden." — „Oh," rief ich voller Freuden, „engliſchen Frack, Strohhut und Pumphoſen und Sporen! und gleich nach der Trauung reiſen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehn die ſchönen Waſſerkünſte, und nehmen die Prager Studenten mit und den Portier!" — Sie lächelte ſtill und ſah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern ſchallte immerfort die Muſik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die ſtille Nacht über die Gärten, und die Donau rauſchte dazwiſchen herauf — und es war alles, alles gut!

Das Schloß Dürande

In der ſchönen Provence liegt ein Tal zwiſchen waldigen Bergen, die Trümmer des alten Schloſſes Dürande ſehen über die Wipfel in die Einſamkeit herein; von der andern Seite erblickt man weit unten die Türme der Stadt Marſeille; wenn die Luft von Mittag kommt, klingen bei klarem Wetter die Glocken herüber, ſonſt hört man nichts von der Welt. In dieſem Tale ſtand ehemals ein kleines Jägerhaus, man ſah's vor Blüten kaum, ſo überwaldet war's und weinumrankt bis an das Hirſchgeweih über dem Eingang; in ſtillen Nächten, wenn der Mond hell ſchien, kam das Wild oft weidend bis auf die Waldeswieſe vor der Tür. Dort wohnte dazumal der Jäger Renald, im Dienſt des alten Grafen Dürande, mit ſeiner jungen Schweſter Gabriele ganz allein, denn Vater und Mutter waren lange geſtorben.

In jener Zeit nun geſchah es, daß Renald einmal an einem ſchwülen Sommerabend, raſch von den Bergen kommend, ſich nicht weit von dem Jägerhaus mit ſeiner Flinte an den Saum des Waldes ſtellte. Der Mond beglänzte die Wälder, es war ſo unermeßlich ſtill, nur die Nachtigallen ſchlugen tiefer im Tal; manchmal hörte man einen Hund bellen aus den Dörfern oder den Schrei des Wildes im Walde. Aber er achtete nicht darauf, er hatte heut ein ganz anderes Wild auf dem Korn. Ein junger fremder Mann, ſo hieß es, ſchleiche abends heimlich zu ſeiner Schweſter, wenn er ſelber weit im Forſt; ein alter Jäger hatte es ihm geſtern vertraut, der wußte es vom Waldhüter, dem hatt' es ein Köhler geſagt. Es war ihm ganz unglaublich, wie ſollte ſie zu der Bekanntſchaft gelangt ſein? Sie kam nur Sonntags in die Kirche, wo er ſie niemals aus den Augen verlor. Und doch wurmte ihn das Gerede, er konnte ſich's nicht aus dem Sinn ſchlagen, er wollte endlich Gewißheit haben. Denn der Vater hatte ſterbend ihm das Mädchen auf die Seele gebunden; er hätte ſein Herzblut gegeben für ſie.

So drückte er ſich lauernd an die Bäume im wechſelnden Schatten, den die vorüberfliegenden Wolken über den ſtillen Grund warfen. Auf einmal aber hielt er den Atem an, es

regte ſich am Hauſe, und zwiſchen den Weinranken ſchlüpfte eine ſchlanke Geſtalt hervor; er erkannte ſogleich ſeine Schweſter an dem leichten Gang. O mein Gott, dachte er, wenn alles nicht wahr wäre! Aber in demſelben Augenblick ſtreckte ſich ein langer dunkler Schatten neben ihr über den mondbeſchienenen Raſen; ein hoher Mann trat raſch aus dem Hauſe, dicht in einen ſchlechten grünen Mantel gewickelt, wie ein Jäger. Er konnte ihn nicht erkennen, auch ſein Gang war ihm durchaus fremd; es flimmerte ihm vor den Augen, als könnte er ſich in einem ſchweren Traume noch nicht recht beſinnen.

Das Mädchen aber, ohne ſich umzuſehen, ſang mit fröhlicher Stimme, daß es dem Renald wie ein Meſſer durchs Herz ging:

„Ein' Gems auf dem Stein,
Ein Vogel im Flug,
Ein Mädel, das klug,
Kein Burſch holt die ein!"

„Biſt du toll!" rief der Fremde, raſch hinzuſpringend.

„Es iſt dir ſchon recht," entgegnete ſie lachend, „ſo werd' ich dir's immer machen; wenn du nicht artig biſt, ſing' ich aus Herzensgrund." Sie wollte von neuem ſingen, er hielt ihr aber voll Angſt mit der Hand den Mund zu. Da ſie ſo nahe vor ihm ſtand, betrachtete ſie ihn ernſthaft im Mondſchein. „Du haſt eigentlich recht falſche Augen," ſagte ſie; „nein, bitte mich nicht wieder ſo ſchön, ſonſt ſehn wir uns niemals wieder, und das tut uns beiden leid. — Herr Jeſus!" ſchrie ſie auf einmal, denn ſie ſah plötzlich den Bruder hinterm Baum nach dem Fremden zielen. — Da, ohne ſich zu beſinnen, warf ſie ſich haſtig dazwiſchen, ſo daß ſie, den Fremden umklammernd, ihn ganz mit ihrem Leibe bedeckte. Renald zuckte, da er's ſah; aber es war zu ſpät, der Schuß fiel, daß es tief durch die Nacht widerhallte. Der Unbekannte richtete ſich in dieſer Verwirrung hoch empor, als wär' er plötzlich größer geworden, und riß zornig ein Taſchenpiſtol aus dem Mantel;

da kam ihm auf einmal das Mädchen ſo bleich vor, er wußte nicht, war es vom Mondlicht oder vom Schreck. „Um Gottes willen," ſagte er, „biſt du getroffen?"

„Nein, nein," erwiderte Gabriele, ihm unverſehens und herzhaft das Piſtol aus der Hand windend, und drängte ihn heftig fort. „Dorthin," flüſterte ſie, „rechts über den Steg am Fels, nur fort, ſchnell fort!"

Der Fremde war ſchon zwiſchen den Bäumen verſchwunden, als Renald zu ihr trat. „Was machſt du da für dummes Zeug!" rief ſie ihm entgegen, und verbarg raſch Arm und Piſtol unter der Schürze. Aber die Stimme verſagte ihr, als er nun dicht vor ihr ſtand und ſie ſein bleiches Geſicht bemerkte. Er zitterte am ganzen Leibe, und auf ſeiner Stirn zuckte es zuweilen, wie wenn es von fern blitzte. Da gewahrte er plötzlich einen blutigen Streif an ihrem Kleide. „Du biſt verwundet," ſagte er erſchrocken, und doch war's, als würde ihm wohler beim Anblick des Bluts; er wurde ſichtbar milder und führte ſie ſchweigend in das Haus. Dort pinkte er ſchnell Licht an, es fand ſich, daß die Kugel ihr nur leicht den rechten Arm geſtreift; er trocknete und verband die Wunde, ſie ſprachen beide kein Wort miteinander. Gabriele hielt den Arm feſt hin und ſah trotzig vor ſich nieder, denn ſie konnte gar nicht begreifen, warum er böſe ſei; ſie fühlte ſich ſo rein von aller Schuld, nur die Stille jetzt unter ihnen wollte ihr das Herz abdrücken, und ſie atmete tief auf, als er endlich fragte, wer es geweſen. — Sie beteuerte nun, daß ſie das nicht wiſſe, und erzählte, wie er an einem ſchönen Sonntagabend, als ſie eben allein vor der Tür geſeſſen, zum erſten Male von den Bergen gekommen und ſich zu ihr geſetzt und dann am folgenden Abend wieder und immer wieder gekommen, und wenn ſie ihn fragte, wer er ſei, nur lachend geſagt: ihr Liebſter.

Unterdes hatte Renald unruhig ein Tuch aufgehoben und das Piſtol entdeckt, das ſie darunter verborgen hatte. Er erſchrak auf das heftigſte und betrachtete es dann aufmerkſam von allen Seiten. — „Was haſt du damit?" ſagte ſie erſtaunt; „wem gehört es?" Da hielt er's ihr plötzlich funkelnd am

Licht vor die Augen: „Und du kennſt ihn wahrhaftig nicht?“ Sie ſchüttelte mit dem Kopf.

„Ich beſchwöre dich bei allen Heiligen,“ hub er wieder an, „ſag' mir die Wahrheit.“

Da wandte ſie ſich auf die andere Seite. „Du biſt heute raſend,“ erwiderte ſie, „ich will dir gar keine Antwort mehr geben.“

Das ſchien ihm das Herz leichter zu machen, daß ſie ihren Liebſten nicht kannte; er glaubte es ihr, denn ſie hatte ihn noch niemals belogen. Er ging nun einige Male finſter in der Stube auf und nieder. „Gut, gut,“ ſagte er dann, „meine arme Gabriele, ſo mußt du gleich morgen zu unſerer Muhme ins Kloſter; mach' dich zurecht, morgen, ehe der Tag graut, führ' ich dich hin.“ Gabriele erſchrak innerlichſt, aber ſie ſchwieg und dachte: kommt Tag, kommt Rat. Renald aber ſteckte das Piſtol zu ſich und ſah noch einmal nach ihrer Wunde, dann küßte er ſie noch herzlich zur guten Nacht.

Als ſie endlich allein in ihrer Schlafkammer war, ſetzte ſie ſich angekleidet aufs Bett und verſank in ein tiefes Nachſinnen. Der Mond ſchien durchs offene Fenſter auf die Heiligenbilder an der Wand, im ſtillen Gärtchen draußen zitterten die Blätter in den Bäumen. Sie wand ihre Haarflechten auf, daß ihr die Locken über Geſicht und Achſeln herabrollten, und dachte vergeblich nach, wen ihr Bruder eigentlich im Sinne habe und warum er vor dem Piſtol ſo ſehr erſchrocken – es war ihr alles wie im Traume. Da kam es ihr ein paarmal vor, als ginge draußen jemand ſachte ums Haus. Sie lauſchte am Fenſter, der Hund im Hofe ſchlug an, dann war alles wieder ſtill. Jetzt bemerkte ſie erſt, daß auch ihr Bruder noch wach war; anfangs glaubte ſie, er rede im Schlaf, dann aber hörte ſie deutlich, wie er auf ſeinem Bett vor Weinen ſchluchzte. Das wandte ihr das Herz, ſie hatte ihn noch niemals weinen geſehen; es war ihr nun ſelber, als hätte ſie was verbrochen. In dieſer Angſt beſchloß ſie, ihm ſeinen Willen zu tun; ſie wollte wirklich nach dem Kloſter gehen, die Priorin war ihre Muhme, der wollte ſie alles

ſagen und ſie um ihren Rat bitten. Nur das war ihr unerträglich, daß ihr Liebſter nicht wiſſen ſollte, wohin ſie gekommen. Sie wußte wohl, wie herzhaft er war und beſorgt um ſie; der Hund hatte vorhin gebellt, im Garten hatte es heimlich geraſchelt wie Tritte; wer weiß, ob er nicht nachſehen wollte, wie es ihr ging nach dem Schrecken. — Gott, dachte ſie, wenn er noch draußen ſtünd'! — Der Gedanke verhielt ihr faſt den Atem. Sie ſchnürte ſogleich eilig ihr Bündel, dann ſchrieb ſie für ihren Bruder mit Kreide auf den Tiſch, daß ſie noch heute allein ins Kloſter fortgegangen. Die Türen waren nur angelehnt, da ſchlich ſie vorſichtig und leiſe aus der Kammer über den Hausflur in den Hof, der Hund ſprang freundlich an ihr herauf; ſie hatte Not, ihn am Pförtchen zurückzuweiſen. So trat ſie endlich mit klopfendem Herzen ins Freie.

Draußen ſchaute ſie ſich tief aufatmend nach allen Seiten um; ja, ſie wagte es ſogar, noch einmal bis an den Gartenzaun zurückzugehen, aber ihr Liebſter war nirgends zu ſehen, nur die Schatten der Bäume ſchwankten ungewiß über den Raſen. Zögernd betrat ſie nun den Wald und blieb immer wieder ſtehen und lauſchte; es war alles ſo ſtill, daß ihr graute in der großen Einſamkeit. So mußte ſie nun endlich doch weitergehen und zürnte heimlich im Herzen auf ihren Schatz, daß er ſie in ihrer Not ſo zaghaft verlaſſen. Seitwärts im Tal aber lagen die Dörfer in tiefer Ruh'. Sie kam am Schloß des Grafen Dürande vorbei, die Fenſter leuchteten im Mondſchein herüber, im herrſchaftlichen Garten ſchlugen die Nachtigallen und rauſchten die Waſſerkünſte; das kam ihr ſo traurig vor, ſie ſang für ſich das alte Lied:

„Gut' Nacht, mein Vater und Mutter,
Wie auch mein ſtolzer Bruder,
Ihr ſeht mich nimmermehr!
Die Sonne iſt untergegangen
Im tiefen, tiefen Meer."

Der Tag dämmerte noch kaum, als ſie endlich am Abhange der Waldberge bei dem Kloſter anlangte, das mit ver-

ſchloſſenen Fenſtern, noch wie träumend, zwiſchen kühlen, duftigen Gärten lag. In der Kirche aber ſangen die Nonnen ſoeben ihre Metten durch die weite Morgenſtille; nur einzelne, früh erwachte Lerchen draußen ſtimmten ſchon mit ein in Gottes Lob. Gabriele wollte abwarten, bis die Schweſtern aus der Kirche zurückkämen, und ſetzte ſich unterdes auf die breite Kirchhofsmauer. Da fuhr ein zahmer Storch, der dort übernachtet, mit ſeinem langen Schnabel unter den Flügeln hervor und ſah ſie mit den klugen Augen verwundert an; dann ſchüttelte er in der Kühle ſich die Federn auf und wandelte mit ſtolzen Schritten wie eine Schildwacht den Mauerkranz entlang. Sie aber war ſo müde und überwacht, die Bäume über ihr ſäuſelten noch ſo ſchläfrig, ſie legte den Kopf auf ihr Bündel und ſchlummerte fröhlich unter den Blüten ein, womit die alte Linde ſie beſtreute.

Als ſie aufwachte, ſah ſie eine hohe Frau in faltigen Gewändern über ſich gebeugt, der Morgenſtern ſchimmerte durch ihren langen Schleier, es war ihr, als hätt' im Schlaf die Mutter Gottes ihren Sternenmantel um ſie geſchlagen. Da ſchüttelte ſie erſchrocken die Blütenflocken aus dem Haar und erkannte ihre geiſtliche Muhme, die zu ihrer Verwunderung, als ſie aus der Kirche kam, die Schlafende auf der Mauer gefunden. Die Alte ſah ihr freundlich in die ſchönen, friſchen Augen. „Ich hab' dich gleich daran erkannt," ſagte ſie, „als wenn mich deine ſelige Mutter anſähe!" — Nun mußte ſie ihr Bündel nehmen, und die Priorin ſchritt eilig ins Kloſter voraus; ſie gingen durch kühle dämmernde Kreuzgänge, wo ſoeben noch die weißen Geſtalten einzelner Nonnen wie Geiſter vor der Morgenluft lautlos verſchlüpften. Als ſie in die Stube traten, wollte Gabriele ſogleich ihre Geſchichte erzählen, aber ſie kam nicht dazu. Die Priorin, ſo lange wie auf eine ſelige Inſel verſchlagen, hatte ſo viel zu erzählen und zu fragen von dem jenſeitigen Ufer ihrer Jugend und konnte ſich nicht genug verwundern, denn alle ihre Freunde waren ſeitdem alt geworden oder tot, und eine andere Zeit hatte alles verwandelt, die ſie nicht mehr verſtand. Geſchäftig

in redſeliger Freude ſtrich ſie ihrem lieben Gaſt die Locken aus der glänzenden Stirn wie einem kranken Kinde, holte aus einem altmodiſchen, künſtlich geſchnitzten Wandſchrank Roſinen und allerlei Naſchwerk und fragte und plauderte immer wieder. Friſche Blumenſträuße ſtanden in bunten Krügen am Fenſter, ein Kanarienvogel ſchmetterte gellend dazwiſchen, denn die Morgenſonne funkelte draußen ſchon durch die Wipfel und vergoldete wunderbar die Zelle, das Betpult und die ſchwergewirkten Lehnſtühle; Gabriele lächelte faſt betroffen wie in eine neue ganz fremde Welt hinein.

Noch an demſelben Tage kam auch Renald zum Beſuch; ſie freute ſich außerordentlich, es war ihr, als hätte ſie ihn ein Jahr lang nicht geſehen. Er lobte ihren raſchen Entſchluß von heute nacht und ſprach dann viel und heimlich mit der Priorin; ſie horchte ein paarmal hin, ſie hätte ſo gern gewußt, wer ihr Geliebter ſei, aber ſie konnte nichts erfahren. Dann mußte ſie auch wieder heimlich lachen, daß die Priorin ſo geheimnisvoll tat; denn ſie merkt' es wohl, ſie wußt' es ſelber nicht. — Es war indes beſchloſſen worden, daß ſie fürs erſte noch im Kloſter bleiben ſollte. Renald war zerſtreut und eilig, er nahm bald wieder Abſchied und verſprach, ſie abzuholen, ſobald die rechte Zeit gekommen.

Aber Woche auf Woche verging, und die rechte Zeit war noch immer nicht da. Auch Renald kam immer ſeltener und blieb endlich ganz aus, um dem ewigen Fragen ſeiner Schweſter nach ihrem Schatze auszuweichen, denn er konnte oder mochte ihr nichts von ihm ſagen. Die Priorin wollte die arme Gabriele tröſten, aber ſie hatt' es nicht nötig, ſo wunderbar war das Mädchen ſeit jener Nacht verwandelt. Sie fühlte ſich, ſeit ſie von ihrem Liebſten getrennt, als ſeine Braut vor Gott, der wolle ſie bewahren. Ihr ganzes Dichten und Trachten ging nun darauf, ihn ſelber auszukundſchaften, da ihr niemand beiſtand in ihrer Einſamkeit. Sie nahm ſich daher eifrig der Kloſterwirtſchaft an, um mit den Leuten in der Gegend bekannt zu werden; ſie ordnete alles in Küche, Keller und Garten, alles gelang ihr, und wie ſie ſo ſich ſelber half,

kam eine ſtille Zuverſicht über ſie wie Morgenrot, es war ihr immer, als müßt' ihr Liebſter plötzlich einmal aus dem Walde zu ihr kommen.

Damals ſaß ſie eines Abends noch ſpät mit der jungen Schweſter Renate am offenen Fenſter der Zelle, aus dem man in den ſtillen Kloſtergarten und über die Gartenmauer weit ins Land ſehen konnte. Die Heimchen zirpten unten auf den friſchgemähten Wieſen, überm Walde blitzte es manchmal aus weiter Ferne. Da läßt mein Liebſter mich grüßen, dachte Gabriele bei ſich. — Aber Renate blickte verwundert hinaus; ſie war lange nicht wach geweſen um dieſe Zeit. „Sieh nur," ſagte ſie, „wie draußen alles anders ausſieht im Mondſchein, der dunkle Berg drüben wirft ſeinen Schatten bis an unſer Fenſter, unten erliſcht ein Lichtlein nach dem andern im Dorfe. Was ſchreit da für ein Vogel?" — „Das iſt das Wild im Walde," meinte Gabriele. —

„Wie du auch ſo allein im Dunkeln durch den Wald gehen kannſt," ſagte Renate wieder; „ich ſtürbe vor Furcht. Wenn ich ſo manchmal durch die Scheiben hinausſehe in die tiefe Nacht, dann iſt mir immer ſo wohl und ſicher in meiner Zelle wie unterm Mantel der Mutter Gottes."

„Nein," entgegnete Gabriele, „ich möcht' mich gern einmal bei Nacht verirren recht im tiefſten Wald; die Nacht iſt wie im Traum ſo weit und ſtill, als könnt' man über die Berge reden mit allen, die man liebhat in der Ferne. „Hör' nur, wie der Fluß unten rauſcht und die Wälder, als wollten ſie auch mit uns ſprechen und könnten nur nicht recht! — Da fällt mir immer ein Märchen ein dabei, ich weiß nicht, hab' ich's gehört oder hat mir's geträumt."

„Erzähl's mir doch, ich bete unterdes meinen Roſenkranz fertig," ſagte die Nonne, und Gabriele ſetzte ſich fröhlich auf die Fußbank vor ihr, wickelte vor der kühlen Nachtluft die Arme in ihre Schürze und begann ſogleich folgendermaßen:

„Es war einmal eine Prinzeſſin in einem verzauberten Schloſſe gefangen, das ſchmerzte ſie ſehr, denn ſie hatte einen Bräutigam, der wußte gar nicht, wohin ſie gekommen war,

und ſie konnte ihm auch kein Zeichen geben, denn die Burg hatte nur ein einziges, feſtverſchloſſenes Tor nach einem tiefen, tiefen Abhang hin, und das Tor bewachte ein entſetzlicher Rieſe, der ſchlief und trank und ſprach nicht, ſondern ging nur immer Tag und Nacht vor dem Tore auf und nieder wie der Perpendikel einer Turmuhr. Sonſt lebte ſie ganz herrlich in dem Schloß; da war Saal an Saal, einer immer prächtiger als der andere, aber niemand drin zu ſehen und zu hören; kein Lüftchen ging, und kein Vogel ſang in den verzauberten Bäumen im Hofe, die Figuren auf den Tapeten waren ſchon ganz krank und bleich geworden in der Einſamkeit, nur manchmal warf ſich das trockene Holz an den Schränken vor Langeweile, daß es weit durch die öde Stille ſchallte, und auf der hohen Schloßmauer draußen ſtand ein Storch, wie eine Vedette, den ganzen Tag auf einem Bein."

„Ach, ich glaube gar, du ſtichelſt auf unſer Kloſter," ſagte Renate. Gabriele lachte und erzählte munter fort:

„Einmal aber war die Prinzeſſin mitten in der Nacht aufgewacht, da hörte ſie ein ſeltſames Sauſen durch das ganze Haus. Sie ſprang erſchrocken ans Fenſter und bemerkte zu ihrem großen Erſtaunen, daß es der Rieſe war, der eingeſchlafen vor dem Tore lag und mit ſolcher grauſamer Gewalt ſchnarchte, daß alle Türen, ſooft er den Atem einzog und wieder ausſtieß, von dem Zugwind klappend auf und zu flogen. Nun ſah ſie auch, ſooft die Tür nach dem Saale aufging, mit Verwunderung, wie die Figuren auf den Tapeten, denen die Glieder ſchon ganz eingeroſtet waren von dem langen Stillſtehen, ſich langſam dehnten und reckten; der Mond ſchien hell über den Hof, da hörte ſie zum erſtenmal die verzauberten Brunnen rauſchen, der ſteinerne Neptun unten ſaß auf dem Rand der Waſſerkunſt und ſtrählte ſich ſein Binſenhaar; alles wollte die Gelegenheit benutzen, weil der Rieſe ſchlief; und der ſteife Storch machte ſo wunderliche Kapriolen auf der Mauer, daß ſie lachen mußte, und hoch auf dem Dache drehte ſich der Wetterhahn und ſchlug mit den Flügeln und rief immerfort: ‚Kick, kick dich um, ich

ſeh' ihn gehn, ich ſag' nicht wen!' Am Fenſter aber ſang lieblich der Wind: ‚Komm mit geſchwind!' und die Bächlein ſchwatzten draußen untereinander im Mondglanz, wie wenn der Frühling anbrechen ſollte, und ſprangen glitzernd und wiſpernd über die Baumwurzeln: ‚Biſt du bereit? wir haben nicht Zeit, weit, weit, in die Waldeinſamkeit!' – ‚Nun, nun, nur Geduld, ich komm' ja ſchon,' ſagte die Prinzeſſin ganz erſchrocken und vergnügt, nahm ſchnell ihr Bündel unter den Arm und trat vorſichtig aus dem Schlafzimmer; zwei Mäuschen kamen ihr atemlos nach und brachten ihr noch den Fingerhut, den ſie in der Eile vergeſſen. Das Herz klopfte ihr, denn die Brunnen im Hofe rauſchten ſchon wieder ſchwächer, der Flußgott ſtreckte ſich taumelnd wieder zum Schlafe zurecht, auch der Wetterhahn drehte ſich nicht mehr; ſo ſchlich ſie leiſe die ſtille Treppe hinab." –

„Ach Gott! wenn der Rieſe jetzt aufwacht!" ſagte Renate ängſtlich.

„Die Prinzeſſin hatte auch Angſt genug," fuhr Gabriele fort, „ſie hob ſich das Röckchen, daß ſie nicht an ſeinen langen Sporen hängen blieb, ſtieg geſchickt über den einen, dann über den andern Stiefel, und noch einen herzhaften Sprung – jetzt ſtand ſie draußen am Abhang. Da aber war's einmal ſchön! da flogen die Wolken und rauſchte der Strom und die prächtigen Wälder im Mondſchein, und auf dem Strom fuhr ein Schifflein, ſaß ein Ritter darin." –

„Das iſt ja gerade wie jetzt hier draußen," unterbrach ſie Renate, „da fährt auch noch einer im Kahn dicht unter unſerm Garten; jetzt ſtößt er ans Land."

„Freilich," – ſagte Gabriele mutwillig und ſetzte ſich ins Fenſter und wehte mit ihrem weißen Schnupftuch hinaus – „‚Und grüß' dich Gott,' rief da die Prinzeſſin, ‚grüß' dich Gott in die weite, weite Fern', es iſt ja keine Nacht ſo ſtill und tief als meine Lieb'!'"

Renate faßte ſie lachend um den Leib, um ſie zurückzuziehen. – „Herr Jeſus!" ſchrie ſie da plötzlich auf, „ein fremder Mann, dort an der Mauer hin!" – Gabriele ließ

erſchrocken ihr Tuch ſinken, es flatterte in den Garten hinab. Ehe ſie ſich aber noch beſinnen konnte, hatte Renate ſchon das Fenſter geſchloſſen; ſie war voll Furcht, ſie mochte nichts mehr von dem Märchen hören und trieb Gabrielen haſtig aus der Tür über den ſtillen Gang in ihre Schlafkammer.

Gabriele aber, als ſie allein war, riß noch raſch in ihrer Zelle das Fenſter auf. Zu ihrem Schreck bemerkte ſie nun, daß das Tuch unten von dem Strauche verſchwunden war, auf den es vorhin geflogen. Ihr Herz klopfte heftig, ſie legte ſich hinaus, ſo weit ſie nur konnte, da glaubte ſie draußen den Fluß wieder aufrauſchen zu hören; darauf ſchallte Ruderſchlag unten im Grunde, immer ferner und ſchwächer, dann alles, alles wieder ſtill – ſo blieb ſie verwirrt und überraſcht am Fenſter, bis das erſte Morgenlicht die Bergesgipfel rötete.

Bald darauf traf der Namenstag der Priorin, ein Feſt, worauf ſich alle Hausbewohner das ganze Jahr hindurch freuten; denn auf dieſen Tag war zugleich die jährliche Weinleſe auf einem nahegelegenen Gute des Kloſters feſtgeſetzt, an welcher die Nonnen mit teilnahmen. Da verbreitete ſich, als der Morgenſtern noch durch die Lindenwipfel in die kleinen Fenſter hineinfunkelte, ſchon eine ungewohnte lebhafte Bewegung durch das ganze Haus, im Hofe wurden die Wagen von dem alten Staube gereinigt, in ihren beſten blütenweißen Gewändern ſah man die Schweſtern in allen Gängen geſchäftig hin und her eilen; einige verſahen noch ihre Kanarienvögel ſorgſam mit Futter, andere packten Taſchen und Schachteln, als gälte es eine wochenlange Reiſe. – Endlich wurde von dem zahlreichen Hausgeſinde ausführlich Abſchied genommen, die Kutſcher knallten, und die Karawane ſetzte ſich langſam in Bewegung. Gabriele fuhr nebſt einigen auserwählten Nonnen an der Seite der Priorin in einem mit vier alten dicken Rappen beſpannten Staatswagen, der mit ſeinem altmodiſchen vergoldeten Schnitzwerk einem chineſiſchen Luſthauſe gleichſah. Es war ein klarer, heiterer Herbſtmorgen, das Glockengeläute vom Kloſter zog weit durchs ſtille Land, der Alt-

weibersommer flog schon über die Felder, überall grüßten die Bauern ehrerbietig den ihnen wohlbekannten geistlichen Zug.

Wer aber beschreibt nun die große Freude auf dem Gratialgute, die fremden Berge, Täler und Schlösser umher, das stille Grün und den heitern Himmel darüber, wie sie da in dem mit Astern ausgeschmückten Gartensaal um eine reichliche Kollation vergnügt auf den altfränkischen Kanapees sitzen und die Morgensonne die alten Bilder römischer Kirchen und Paläste an den Wänden bescheint und vor den Fenstern die Sperlinge sich lustig tummeln und lärmen im Laub, während draußen weißgekleidete Dorfmädchen unter den schimmernden Bäumen vor der Tür ein Ständchen singen!

Die Priorin aber ließ die Kinder hereinkommen, die scheu und neugierig in dem Saal umherschauten, in den sie das ganze Jahr über nur manchmal heimlich durch die Ritzen der verschlossenen Fensterladen geguckt hatten. Sie streichelte und ermahnte sie freundlich, freute sich, daß sie in dem Jahre so gewachsen, und gab dann jedem aus ihrem Gebetbuch ein buntes Heiligenbild und ein großes Stück Kuchen dazu.

Jetzt aber ging die rechte Lust der Kleinen erst an, da nun wirklich zur Weinlese geschritten wurde, bei der sie mithelfen und naschen durften. Da belebte sich allmählich der Garten, fröhliche Stimmen da und dort, geputzte Kinder, die große Trauben trugen, flatternde Schleier und weiße schlanke Gestalten zwischen den Rebengeländern schimmernd und wieder verschwindend, als wanderten Engel über den Berg. Die Priorin saß unterdes vor der Haustür und betete ihr Brevier und schaute oft über das Buch weg nach den vergnügten Schwestern, die Herbstsonne schien warm und kräftig über die stille Gegend, und die Nonnen sangen bei der Arbeit:

„Es ist nun der Herbst gekommen,
Hat das schöne Sommerkleid
Von den Feldern weggenommen
Und die Blätter ausgestreut,

Vor dem böſen Winterwinde
Deckt er warm und ſachte zu
Mit dem bunten Laub die Gründe,
Die ſchon müde gehn zu Ruh'."

Einzelne verſpätete Wandervögel zogen noch über den Berg und ſchwatzten vom Glanz der Ferne, was die glücklichen Schweſtern nicht verſtanden. Gabriele aber wußte wohl, was ſie ſangen, und ehe die Priorin ſich's verſah, war ſie auf die höchſte Linde geklettert; da erſchrak ſie, wie ſo groß und weit die Welt war. — Die Priorin ſchalt ſie aus und nannte ſie ihr wildes Waldvöglein. Ja, dachte Gabriele, wenn ich ein Vöglein wäre! Dann fragte die Priorin, ob ſie von da oben das Schloß Dürande überm Walde ſehen könne. „Alle die Wälder und Wieſen", ſagte ſie, „gehören dem Grafen Dürande; er grenzt hier an, das iſt ein reicher Herr!" Gabriele aber dachte an ihren Herrn, und die Nonnen ſangen wieder:

„Durch die Felder ſieht man fahren
Eine wunderſchöne Frau,
Und von ihren langen Haaren
Goldne Fäden auf der Au
Spinnet ſie und ſingt im Gehen:
Eia, meine Blümelein,
Nicht nach andern immer ſehen,
Eia, ſchlafet, ſchlafet ein!"

„Ich höre Waldhörner!" rief hier plötzlich Gabriele; es verhielt ihr faſt den Atem vor Erinnerung an die alte ſchöne Zeit. — „Komm ſchnell herunter, mein Kind!" rief ihr die Priorin zu. Aber Gabriele hörte nicht darauf; zögernd und im Hinabſteigen noch immer zwiſchen den Zweigen hinausſchauend, ſagte ſie wieder: „Es bewegt ſich drüben am Saum des Waldes; jetzt ſeh' ich Reiter; wie das glitzert im Sonnenſchein! ſie kommen gerade auf uns her."

Und kaum hatte ſie ſich vom Baum geſchwungen, als einer von den Reitern, über den grünen Plan dahergeflogen, unter

den Linden anlangte und mit höflichem Gruß vor der Priorin ſtill hielt. Gabriele war ſchnell in das Haus gelaufen, dort wollte ſie durchs Fenſter nach dem Fremden ſehen. Aber die Priorin rief ihr nach, der Herr ſei durſtig, ſie ſolle ihm Wein herausbringen. Sie ſchämte ſich, daß er ſie auf dem Baume geſehen; ſo kam ſie furchtſam mit dem vollen Becher vor die Tür mit geſenkten Blicken, durch die langen Augenwimpern nur ſah ſie das koſtbare Zaumzeug und die Stickerei auf ſeinem Jagdrock im Sonnenſchein flimmern. Als ſie aber an das Pferd trat, ſagte er leiſe zu ihr, er ſehe doch ihre dunkeln Augen im Weine ſich ſpiegeln wie in einem goldenen Brunnen. Bei dem Klang der Stimme blickte ſie erſchrocken auf – der Reiter war ihr Liebſter – ſie ſtand wie verblendet. Er trank jetzt auf der Priorin Geſundheit, ſah aber dabei über den Becher weg Gabrielen an und zeigte ihr verſtohlen ihr Tuch, das ſie in jener Nacht aus dem Fenſter verloren. Dann drückte er die Sporen ein, und flüchtig dankend flog er wieder fort zu dem bunten Schwarm am Walde; das weiße Tuch flatterte weit im Winde hinter ihm her.

„Sieh nur," ſagte die Priorin lachend, „wie ein Falke, der eine Taube durch die Luft führt!"

„Wer war der Herr?" frug endlich Gabriele tief aufatmend. – „Der junge Graf Dürande," hieß es. – Da tönte die Jagd ſchon wieder fern und immer ferner den funkelnden Wald entlang, die Nonnen aber hatten in ihrer Fröhlichkeit von allem nichts bemerkt und ſangen von neuem:

„Und die Vöglein hoch in Lüften
Über blaue Berg' und Seen
Ziehn zur Ferne nach den Klüften,
Wo die hohen Zedern ſtehn,
Wo mit ihren goldnen Schwingen
Auf des Benedeiten Gruft
Engel Hoſianna ſingen
Nächtens durch die ſtille Luft."

Etwa vierzehn Tage darauf ſchritt Renald eines Morgens ſtill und raſch durch den Wald nach dem Schloß Dürande, deſſen Türme finſter über die Tannen herſahen. Er war ernſt und bleich, aber mit Hirſchfänger und leuchtendem Bandelier wie zu einem Feſte geſchmückt. In der Unruhe ſeiner Seele war er der Zeit ein gut Stück vorausgeſchritten; denn als er ankam, war die Haustür noch verſchloſſen und alles ſtill, nur die Dohlen erwachten ſchreiend auf den alten Dächern. Er ſetzte ſich unterdes auf das Geländer der Brücke, die zum Schloſſe führte. Der Wallgraben unten lag lange trocken, ein marmorner Apollo mit ſeltſamer Lockenperücke ſpielte dort zwiſchen gezirkelten Blumenbeeten die Geige, auf der ein Vogel ſein Morgenlied pfiff; über den Helmen der ſteinernen Ritterbilder am Tore brüſteten ſich breite Aloen; der Wald, der alte Schloßgeſell, war wunderlich verſchnitten und zerquält, aber der Herbſt ließ ſich ſein Recht nicht nehmen und hatte alles phantaſtiſch gelb und rot gefärbt, und die Waldvögel, die vor dem Winter in die Gärten flüchteten, zwitſcherten luſtig von Wipfel zu Wipfel. – Renald fror, er hatte Zeit genug und überdachte noch einmal alles: wie der junge Graf Dürande wieder nach Paris gereiſt, um dort luſtig durchzuwintern, wie er ſelbſt darauf mit fröhlichem Herzen zum Kloſter geeilt, um ſeine Schweſter abzuholen. Aber da war Gabriele heimlich verſchwunden, man hatte einmal des Nachts einen fremden Mann am Kloſter geſehen; niemand wußte, wohin ſie gekommen. –

Jetzt knarrte das Schloßtor, Renald ſprang ſchnell auf, er verlangte ſeinen Herrn, den alten Grafen Dürande, zu ſprechen. Man ſagte ihm, der Graf ſei eben erſt aufgewacht; er mußte noch lange in der Geſindeſtube warten zwiſchen Überreſten vom geſtrigen Souper, zwiſchen Schuhbürſten, Büchſen und Katzen, die ſich verſchlafen an ſeinen blanken Stiefeln dehnten; niemand fragte nach ihm. Endlich wurde er in des Grafen Garderobe geführt, der alte Herr ließ ſich ſoeben friſieren und gähnte unaufhörlich. Renald bat nun ehrerbietig um kurzen Urlaub zu einer Reiſe nach Paris.

Auf die Frage des Grafen, was er dort wolle, entgegnete er verwirrt: seine Schwester sei dort bei einem weitläufigen Verwandten – er schämte sich herauszusagen, was er dachte. Da lachte der Graf. „Nun, nun," sagte er, „mein Sohn hat wahrhaftig keinen übeln Geschmack. Geh' Er nur hin, ich will Ihm an seiner Fortune nicht hinderlich sein; die Dürandes sind in solchen Affären immer splendid; so ein junger wilder Schwan muß gerupft werden, aber mach' Er's mir nicht zu arg." – Dann nickte er mit dem Kopfe, ließ sich den Pudermantel umwerfen und schritt langsam zwischen zwei Reihen von Bedienten, die ihn im Vorüberwandeln mit großen Quasten einpuderten, durch die entgegengesetzte Flügeltür zum Frühstück. Die Bedienten kicherten heimlich – Renald schüttelte sich wie ein gefesselter Löwe.

Noch an demselben Tage trat er seine Reise an.

Es war ein schöner, blanker Herbstabend, als er in der Ferne Paris erblickte; die Ernte war längst vorüber, die Felder standen alle leer, nur von der Stadt her kam ein verworrenes Rauschen über die stille Gegend, daß ihn heimlich schauerte. Er ging nun an prächtigen Landhäusern vorüber durch die langen Vorstädte immer tiefer in das wachsende Getöse hinein; die Welt rückte immer enger und dunkler zusammen, der Lärm, das Rasseln der Wagen betäubte, das wechselnde Streiflicht aus den geputzten Läden blendete ihn; so war er ganz verwirrt, als er endlich im Wind den roten Löwen, das Zeichen seines Vetters, schwanken sah, der in der Vorstadt einen Weinschank hielt. Dieser saß eben vor der Tür seines kleinen Hauses und verwunderte sich nicht wenig, da er den verstaubten Wandersmann erkannte. Doch Renald stand wie auf Kohlen. „War Gabriele bei dir?" fragte er gleich nach der ersten Begrüßung gespannt. – Der Vetter schüttelte erstaunt den Kopf, er wußte von nichts. – „Also doch!" sagte Renald, mit dem Fuß auf die Erde stampfend; aber er konnte es nicht über die Lippen bringen, was er vermute und vorhabe.

Sie gingen nun in das Haus und kamen in ein langes, wüstes Gemach, das von einem Kaminfeuer im Hintergrunde

ungewiß erleuchtet wurde. In den roten Widerſcheinen lag dort ein wilder Haufe umher: abgedankte Soldaten, müßige Handwerksburſchen und dergleichen Hornkäfer, wie ſie in der Abendzeit um die großen Städte ſchwärmen. Alle Blicke aber hingen an einem hohen, hagern Manne mit bleichem, ſcharfgeſchnittenem Geſicht, der, den Hut auf dem Kopf und ſeinen langen Mantel ſtolz und vornehm über die linke Achſel zurückgeſchlagen, mitten unter ihnen ſtand. — „Ihr ſeid der Nährſtand," rief er ſoeben aus; „wer aber die andern nährt, der iſt ihr Herr; hoch auf, ihr Herren!" — Er hob ein Glas, alles jauchzte wild auf und griff nach den Flaſchen; er aber tauchte kaum die feinen Lippen in den dunkelroten Wein, als ſchlürft' er Blut, ſeine ſpielenden Blicke gingen über dem Glaſe kalt und lauernd in der Runde.

Da funkelte das Kaminfeuer über Renalds blankes Bandelier, das ſtach plötzlich in ihre Augen. Ein ſtarker Kerl mit rotem Geſicht und Haar wie ein brennender Dornbuſch trat mit übermütiger Bettelhaftigkeit dicht vor Renald und fragte, ob er dem Großtürken diene? Ein anderer meinte, er habe ja da, wie ein Hund, ein adeliges Halsband umhängen. — Renald griff raſch nach ſeinem Hirſchfänger, aber der lange Redner trat dazwiſchen, ſie wichen ihm ſcheu und ehrerbietig aus. Dieſer führte den Jäger an einen abgelegenen Tiſch und fragte, wohin er wolle. Da Renald den Grafen Dürande nannte, ſagte er: „Das iſt ein altes Haus, aber der Totenwurm pickt ſchon drin, ganz von Liebſchaften zerfreſſen." — Renald erſchrak; er glaubte, jeder müßte ihm ſeine Schande an der Stirn anſehen. „Warum kommt Ihr gerade auf die Liebſchaften?" fragte er zögernd. — „Warum?" erwiderte jener, „ſind ſie nicht die Herrn im Forſt, iſt das Wild nicht ihre, hohes und niederes? Sind wir nicht verfluchte Hunde und lecken die Schuh', wenn ſie uns ſtoßen?" — Das verdroß Renald; er entgegnete kurz und ſtolz: der junge Graf Dürande ſei ein großmütiger Herr, er wolle nur ſein Recht von ihm und weiter nichts. — Bei dieſen Worten hatte der Fremde ihn aufmerkſam betrachtet und ſagte ernſt: „Ihr ſeht

aus wie ein Scharfrichter, der, das Schwert unterm Mantel, zu Gerichte geht; es kommt die Zeit, gedenkt an mich, Ihr werdet der Rüſtigſten einer ſein bei der blutigen Arbeit." – Dann zog er ein Blättchen hervor, ſchrieb etwas mit Bleiſtift darauf, verſiegelte es am Licht und reichte es Renald hin. „Die Grafen hier kennen mich wohl," ſagte er; er ſolle das nur abgeben an Dürande, wenn er einen Strauß mit ihm habe, es könnte ihm vielleicht von Nutzen ſein. – „Wer iſt der Herr?" fragte Renald ſeinen Vetter, da der Fremde ſich raſch wieder wandte. – „Ein Feind von Tyrannen," entgegnete der Vetter leiſe und geheimnisvoll.

Dem Renald aber gefiel hier die ganze Wirtſchaft nicht, er war müde von der Reiſe und ſtreckte ſich bald in einer Nebenkammer auf das Lager, das ihm der Vetter angewieſen. Da konnte er vernehmen, wie immer mehr und mehr Gäſte nebenan allmählich die Stube füllten; er hörte die Stimme des Fremden wieder dazwiſchen, eine wilde Predigt, von der er nur einzelne Worte verſtand; manchmal blitzte das Kaminfeuer blutrot durch die Ritzen der ſchlechtverwahrten Tür; ſo ſchlief er ſpät unter furchtbaren Träumen ein.

*

Der Ball war noch nicht beendigt, aber der junge Graf Dürande hatte dort ſo viel Wunderbares gehört von den feurigen Zeichen einer Revolution, vom heimlichen Aufblitzen kampffertiger Geſchwader, Jakobiner, Volksfreunde und Royaliſten, daß ihm das Herz ſchwoll wie im nahenden Gewitterwinde. Er konnte es nicht länger aushalten in der drückenden Schwüle. In ſeinen Mantel gehüllt, ohne den Wagen abzuwarten, ſtürzte er ſich in die ſcharfe Winternacht hinaus. Da freute er ſich, wie draußen fern und nah die Turmuhren verworren zuſammenklangen im Wind und die Wolken über die Stadt flogen und der Sturm ſein Reiſelied pfiff, luſtig die Schneeflocken durcheinander wirbelnd. „Grüß' mir mein Schloß Dürande!" rief er dem Sturme zu; es war ihm ſo friſch zumute, als müßt' er, wie ein lediges Roß, mit jedem Tritt Funken aus den Steinen ſchlagen.

In seinem Hotel aber fand er alles wie ausgestorben, der Kammerdiener war vor Langeweile fest eingeschlafen, die jüngere Dienerschaft ihren Liebschaften nachgegangen, niemand hatte ihn so früh erwartet. Schauernd vor Frost stieg er die breite, dämmernde Treppe hinauf, zwei tief herabgebrannte Kerzen beleuchteten zweifelhaft das vergoldete Schnitzwerk des alten Saales; es war so still, daß er den Zeiger der Schloßuhr langsam fortrücken und die Wetterfahnen im Winde sich drehen hörte. Wüst und überwacht warf er sich auf eine Ottomane hin. „Ich bin so müde," sagte er, „so müde von Lust und immer Lust, langweilige Lust! ich wollt', es wäre Krieg!" – Da war's ihm, als hört' er draußen auf der Treppe gehen mit leisen, langen Schritten, immer näher und näher. „Wer ist da?" rief er. – Keine Antwort. – „Nur zu, mir eben recht," meinte er, Hut und Halbschuhe wegwerfend, „rumor' nur zu, spukhafte Zeit, mit deinem fernen Wetterleuchten über Stadt und Land, als wenn die Gedanken aufstünden überall und schlaftrunken nach den Schwertern tappten. Was gehst du in Waffen rasselnd um und pochst an die Türen unserer Schlösser bei stiller Nacht; mich gelüstet mit dir zu fechten; herauf, du unsichtbares Kriegsgespenst!"

Da pocht' es wirklich an der Tür. Er lachte, daß der Geist die Herausforderung so schnell angenommen. In keckem Übermut rief er: „Herein!" Eine hohe Gestalt im Mantel trat in die Tür; er erschrak doch, als diese den Mantel abwarf und er Renald erkannte; denn er gedachte der Nacht im Walde, wo der Jäger auf ihn gezielt. – Renald aber, da er den Grafen erblickte, ehrerbietig zurücktretend, sagte: er habe den Kammerdiener hier zu finden geglaubt, um sich anmelden zu lassen. Er sei schon öfters zu allen Tageszeiten hier gewesen, jedesmal aber unter dem Vorwand, daß die Herrschaft nicht zu Hause oder beschäftigt sei, von den Pariser Bedienten zurückgewiesen worden, die ihn noch nicht kannten; so habe er denn heute auf der Straße gewartet, bis der Graf zurückkäme.

„Und was willſt du denn von mir?" fragte der Graf, ihn mit unverwandten Blicken prüfend.

„Gnädiger Herr," erwiderte der Jäger nach einer Pauſe, „Sie wiſſen wohl, ich hatte eine Schweſter, ſie war meine einzige Freude und mein Stolz – ſie iſt eine Landläuferin geworden, ſie iſt fort."

Der Graf machte eine heftige Bewegung, faßte ſich aber gleich wieder und ſagte halb abgewendet: „Nun, und was geht das mich an?"

Renalds Stirn zuckte wie fernes Wetterleuchten, er ſchien mit ſich ſelber zu ringen. „Gnädiger Herr," rief er darauf im tiefſten Schmerz, „gnädiger Herr, gebt mir meine arme Gabriele zurück!"

„Ich?" fuhr der Graf auf, „zum Teufel, wo iſt ſie?"

„Hier" – entgegnete Renald ernſt.

Der Graf lachte laut auf, und den Leuchter ergreifend, ſtieß er raſch eine Flügeltür auf, daß man eine weite Reihe glänzender Zimmer überſah. „Nun," ſagte er mit erzwungener Luſtigkeit, „ſo hilf mir ſuchen. Horch, da raſchelt was hinter der Tapete, jetzt hier, dort, nun ſage mir, wo ſteckt ſie?"

Renald blickte finſter vor ſich nieder, ſein Geſicht verdunkelte ſich immer mehr. Da gewahrte er Gabrielens Schnupftuch auf einem Tiſchchen; der Graf, der ſeinen Augen gefolgt war, ſtand einen Augenblick betroffen. – Renald hielt ſich noch, es fiel ihm der Zettel des Fremden wieder ein, er wünſchte immer noch, alles in Güte abzumachen, und reichte ſchweigend dem Grafen das Briefchen hin. Der Graf, ans Licht tretend, erbrach es ſchnell, da flog eine dunkle Röte über ſein ganzes Geſicht. – „Und weiter nichts?" murmelte er leiſe zwiſchen den Zähnen, ſich in die Lippen beißend. „Wollen ſie mir drohen, mich ſchrecken?" – Und raſch zu Renald gewandt, rief er: „Und wenn ich deine ganze Sippſchaft hätt', ich gäb' ſie nicht heraus! Sag' deinem Bettleradvokaten, ich lachte ſein und wäre zehntauſendmal noch ſtolzer als er, und wenn ihr beide euch im Hauſe zeigt, laſſ' ich mit Hunden euch vom Hofe hetzen, das ſag' ihm; fort, fort, fort!" – Hiermit ſchleu-

derte er den Zettel dem Jäger ins Geſicht und ſchob ihn ſelber zum Saal hinaus, die eichene Tür hinter ihm zuwerfend, daß es durchs ganze Haus öde erſchallte.

Renald ſtand, wild um ſich blickend, auf der ſtillen Treppe. Da bemerkte er erſt, daß er den Zettel noch krampfhaft in den Händen hielt; er entfaltete ihn haſtig und las an dem flackernden Licht einer halbverlöſchten Laterne die Worte: „Hütet euch. Ein Freund des Volks." —

Unterdes hörte er oben den Grafen heftig klingeln; mehrere Stimmen wurden im Hauſe wach, er ſtieg langſam hinunter wie ins Grab. Im Hofe blickte er noch einmal zurück, die Fenſter des Grafen waren noch erleuchtet, man ſah ihn im Saale heftig auf und nieder gehen. Da hörte Renald auf einmal draußen durch den Wind ſingen:

„Am Himmelsgrund ſchießen
So luſtig die Stern',
Dein Schatz läßt dich grüßen
Aus weiter, weiter Fern'!

Hat eine Zither gehangen
An der Tür unbeacht't,
Der Wind iſt gegangen
Durch die Saiten bei Nacht.

Schwang ſich auf dann vom Gitter
Über die Berge, übern Wald —
Mein Herz iſt die Zither,
Gibt einen fröhlichen Schall."

Die Weiſe ging ihm durch Mark und Bein; er kannte ſie wohl. — Der Mond ſtreifte ſoeben durch die vorüberfliegenden Wolken den Seitenflügel des Schloſſes, da glaubte er in dem einen Fenſter flüchtig Gabrielen zu erkennen; als er ſich aber wandte, wurde es ſchnell geſchloſſen. Ganz erſchrocken und verwirrt warf er ſich auf die nächſte Tür, ſie war feſt zu. Da trat er unter das Fenſter und rief leiſe aus tiefſter Seele hinauf, ob ſie drin wider ihren Willen feſtge-

halten werde? so solle sie ihm ein Zeichen geben, es sei keine Mauer so stark als die Gerechtigkeit Gottes. – Es rührte sich nichts als die Wetterfahne auf dem Dach. – „Gabriele," rief er nun lauter, „meine arme Gabriele, der Wind in der Nacht weint um dich an den Fenstern, ich liebte dich so sehr, ich lieb' dich noch immer; um Gottes willen komm, komm herab zu mir, wir wollen miteinander fortziehen, weit, weit fort, wo uns niemand kennt, ich will für dich betteln von Haus zu Haus, es ist ja kein Lager so hart, kein Frost so scharf, keine Not so bitter als die Schande."

Er schwieg erschöpft, es war alles wieder still, nur die Tanzmusik von dem Ball schallte noch von fern über den Hof herüber; der Wind trieb große Schneeflocken schräg über die harte Erde, er war ganz verschneit. – „Nun, so gnade uns beiden Gott!" sagte er, sich abwendend, schüttelte den Schnee vom Mantel und schritt rasch fort.

Als er zu der Schenke seines Vetters zurückkam, fand er zu seinem Erstaunen das ganze Haus verschlossen. Auf sein heftiges Pochen trat der Nachbar, sich vorsichtig nach allen Seiten umsehend, aus seiner Tür; er schien auf des Jägers Rückkehr gewartet zu haben und erzählte ihm geheimnisvoll: das Nest nebenan sei ausgenommen, Polizeisoldaten hätten heute abend den Vetter plötzlich abgeführt, niemand wisse wohin. – Den Renald überraschte und verwunderte nichts mehr, und zerstreut mit flüchtigem Danke nahm er alles an, als der Nachbar nun auch das gerettete Reisebündel des Jägers unter dem Mantel hervorbrachte und ihm selbst eine Zuflucht in seinem Hause anbot.

Gleich am andern Morgen aber begann Renald seine Runde in der weitläufigen Stadt, er mochte nichts mehr von der Großmut des stolzen Grafen, er wollte jetzt nur sein Recht! So suchte er unverdrossen eine Menge Advokaten hinter ihren großen Tintenfässern auf, aber die sahen's gleich alle den goldbortenen Rauten seines Rockes an, daß sie nicht aus seiner eigenen Tasche gewachsen waren; der eine verlangte unmögliche Zeugen, der andere Dokumente, die er

nicht hatte, und alle forderten Vorſchuß. Ein junger reicher Advokat wollte ſich totlachen über die ganze Geſchichte; er fragte, ob die Schweſter jung, ſchön, und erbot ſich, den ganzen Handel umſonſt zu führen und die arme Waiſe dann zu ſich ins Haus zu nehmen, während ein anderer gar das Mädchen ſelber heiraten wollte, wenn ſie fernerhin beim Grafen bliebe. – In tiefſter Seele empört wandte ſich Renald nun an die Polizeibehörde; aber da wurde er aus einem Revier ins andere geſchickt, von Pontius zu Pilatus, und jeder wuſch ſeine Hände in Unſchuld; niemand hatte Zeit, in dem Getreibe ein vernünftiges Wort zu hören, und als er endlich vor das rechte Bureau kam, zeigten ſie ihm ein langes Verzeichnis der Dienſtleute und Hausgenoſſen des Grafen Dürande; ſeine Schweſter war durchaus nicht darunter. Er habe Geiſter geſehen, hieß es, er ſolle keine unnützen Flauſen machen; man hielt ihn für einen Narren, und er mußte froh ſein, nur ungeſtraft wieder unter Gottes freien Himmel zu kommen. Da ſaß er nun todmüde in ſeiner einſamen Dachkammer, den Kopf in die Hand geſtützt; ſeine Barſchaft war mit dem frühzeitigen Schnee auf den Straßen geſchmolzen, jetzt wußt' er keine Hilfe mehr, es ekelte ihm recht vor dem Schmutz der Welt. In dieſem Hinbrüten, wie wenn man beim Sonnenglanz die Augen ſchließt, ſpielten feurige Figuren wechſelnd auf dem dunklen Grund ſeiner Seele: ſchlängelnde Zornesblicke und halbgeborene Gedanken blutiger Rache. In dieſer Not betete er ſtill für ſich; als er aber an die Worte kam: „Vergib uns unſere Schuld, als auch wir vergeben unſeren Schuldnern," fuhr er zuſammen; er konnte es dem Grafen nicht vergeben. Angſtvoll und immer brünſtiger betete er fort. – Da ſprang er plötzlich auf, ein neuer Gedanke erleuchtete auf einmal ſein ganzes Herz. Noch war nicht alles verſucht, nicht alles verloren; er beſchloß, den König ſelber anzutreten – ſo hatte er ſich nicht vergeblich zu Gott gewendet, deſſen Hand auf Erden ja der König iſt.

Ludwig XVI. und ſein Hof waren damals in Verſailles; Renald eilte ſogleich hin und freute ſich, als er bei ſeiner

Ankunft hörte, daß der König, der unwohl geweſen, heute zum erſten Male wieder den Garten beſuchen wolle. Er hatte zu Hauſe mit großem Fleiß eine Supplik aufgeſetzt, Punkt für Punkt, das himmelſchreiende Unrecht und ſeine Forderung, alles, wie er es dereinſt vor Gottes Thron zu verantworten gedachte. Das wollte er im Garten ſelbſt übergeben; vielleicht fügte es ſich, daß er dabei mit dem König ſprechen durfte; ſo, hoffte er, könne noch alles wieder gut werden.

Vielerlei Volk, Neugierige, Müßiggänger und Fremde hatten ſich unterdes ſchon unweit der Tür, aus welcher der König treten ſollte, zuſammengeſtellt. Renald drängte ſich mit klopfendem Herzen in die vorderſte Reihe. Es war einer jener halbverſchleierten Wintertage, die lügenhaft den Sommer nachſpiegeln; die Sonne ſchien lau, aber falſch über die ſtillen Paläſte, weiterhin zogen Schwäne auf den Weihern, kein Vogel ſang mehr, nur die weißen Marmorbilder ſtanden noch verlaſſen in der prächtigen Einſamkeit. Endlich gaben die Schweizer das Zeichen, die Saaltür öffnete ſich, die Sonne tat einen kurzen Blitz über funkelnden Schmuck, Ordensbänder und blendende Achſeln, die ſchnell vor dem Winterhauch unter ſchimmernden Tüchern wieder verſchwanden. Da ſchallt' es auf einmal: „Vive le roi!“ durch die Lüfte, und im Garten, ſoweit das Auge reichte, begannen plötzlich alle Waſſerkünſte zu ſpielen, und mitten in dem Jubel, Rauſchen und Funkeln ſchritt der König in einfachem Kleide langſam die breiten Marmorſtufen hinab. Er ſah traurig und bleich – eine leiſe Luft rührte die Wipfel der hohen Bäume und ſtreute die letzten Blätter wie einen Goldregen über die fürſtlichen Geſtalten. Jetzt gewahrte Renald mit einiger Verwirrung auch den Grafen Dürande unter dem Gefolge, er ſprach ſoeben halbflüſternd zu einer jungen ſchönen Dame. Schon rauſchten die taftenen Gewänder immer näher und näher. Renald konnte deutlich vernehmen, wie die Dame, ihre Augen gegen Dürande aufſchlagend, ihn neckend fragte, was er drin ſehe, daß ſie ihn ſo erſchreckten. –

„Wunderbare Sommernächte meiner Heimat," erwiderte der Graf zerſtreut. Da wandte ſich das Fräulein lachend, Renald erſchrak, ihr dunkles Auge war wie Gabrielens in fröhlichen Tagen – es wollte ihm das Herz zerreißen.

Darüber hatte er alles andere vergeſſen, der König war faſt vorüber; jetzt drängte er ſich nach, ein Schweizer aber ſtieß ihn mit der Partiſane zurück, er drang noch einmal verzweifelt vor. Da bemerkte ihn Dürande, er ſtutzt einen Augenblick; dann, ſchnell geſammelt, faßt er den Zudringlichen raſch an der Bruſt und übergibt ihn der herbeieilenden Wache. Der König über dem Getümmel wendet ſich fragend.–„Ein Wahnſinniger," entgegnet Dürande.

Unterdes hatten die Soldaten den Unglücklichen umringt; die neugierige Menge, die ihn für verrückt hielt, wich ſcheu zurück, ſo wurde er ungehindert abgeführt. Da hörte er hinter ſich die Fontänen noch rauſchen, dazwiſchen das Lachen und Plaudern der Hofleute in der lauen Luft; als er aber einmal zurückblickte, hatte ſich alles ſchon wieder nach dem Garten hingekehrt, nur ein bleiches Geſicht aus der Menge war noch zurückgewandt und funkelte ihm mit ſcharfen Blicken nach. Er glaubte ſchaudernd den prophetiſchen Fremden aus des Vetters Schenke wiederzuerkennen.

*

Der Mond beſcheint das alte Schloß Dürande und die tiefe Waldesſtille am Jägerhaus, nur die Bäche rauſchen ſo geheimnisvoll in den Gründen. Schon blüht's in manchem tiefen Tal, und nächtliche Züge heimkehrender Störche hoch in der Luft verkünden in einzelnen halbverlornen Lauten, daß der Frühling gekommen. Da fahren plötzlich Rehe, die auf der Wieſe vor dem Jägerhaus geraſtet, erſchrocken ins Dickicht, der Hund an der Tür ſchlägt an, ein Mann ſteigt eilig von den Bergen, bleich, wüſt, die Kleider abgeriſſen, mit wildverwachſenem Bart – es iſt der Jäger Renald.

Mehrere Monate hindurch war er in Paris im Irrenhauſe eingeſperrt geweſen; je heftiger er beteuerte, verſtändig zu ſein, für deſto toller hielt ihn der Wärter; in der Stadt

aber hatte man jetzt Wichtigeres zu tun, niemand bekümmerte ſich um ihn. Da erſah er endlich ſelbſt ſeinen Vorteil, die Hinterliſt ſeiner verrückten Mitgeſellen half ihm treulich aus Luſt an der Heimlichkeit. So war es ihm gelungen, in einer dunklen Nacht mit Lebensgefahr ſich an einem Seil herabzulaſſen und in der allgemeinen Verwirrung der Zeit unentdeckt aus der Stadt durch die Wälder, von Dorf zu Dorfe bettelnd, heimwärts zu gelangen. Jetzt bemerkte er erſt, daß es von fern überm Walde blitzte, vom ſtillen Schloßgarten her ſchlug ſchon eine Nachtigall; es war ihm, als ob ihn Gabriele riefe. Als er aber mit klopfendem Herzen auf dem altbekannten Fußſteig immer weiter ging, öffnete ſich bei dem Hundegebell ein Fenſterchen im Jägerhaus. Es gab ihm einen Stich ins Herz, es war Gabrielens Schlafkammer; wie oft hatte er dort ihr Geſicht im Mondſchein geſehen! Heut aber guckte ein Mann hervor und fragte barſch, was es draußen gäbe. Es war der Waldwärter; der heimtückiſche Rotbart war ihm immer zuwider geweſen. „Was macht Ihr hier in Renalds Haus?“ ſagte er. „Ich bin müde, ich will hinein.“ Der Waldwärter ſah ihn von Kopf bis zu den Füßen an, er erkannte ihn nicht mehr. „Mit dem Renald iſt's lange vorbei,“ entgegnete er dann, „er iſt nach Paris gelaufen und hat ſich dort mit verdächtigem Geſindel und Rebellen eingelaſſen, wir wiſſen's recht gut; jetzt habe ich ſeine Stelle vom Grafen.“ — Drauf wies er Renald am Waldesrand den Weg zum Wirtshauſe und ſchlug das Fenſter wieder zu. — Oho, ſteht's ſo! dachte Renald. Da fielen ſeine Augen auf ſein Gärtchen, die Kirſchbäume, die er gepflanzt, ſtanden ſchon in voller Blüte, es ſchmerzte ihn, daß ſie in ihrer Unſchuld nicht wußten, für wen ſie blühten. Währenddes hatte ſein alter Hofhund ſich gewaltſam vom Stricke losgeriſſen, ſprang liebkoſend an ihm herauf und umkreiſte ihn in weiten Freudenſprüngen; er herzte ſich mit ihm wie mit einem alten, treuen Freunde. Dann aber wandte er ſich raſch zum Hauſe; die Tür war verſchloſſen, er ſtieß ſie mit einem derben Fußtritt auf. Drin hatte der Wald-

wärter unterdes Feuer gepinkt. „Herr Jeſus!“ rief er erſchrocken, da er entgegentretend plötzlich beim Widerſchein der Lampe den verwilderten Renald erkannte. Renald aber achtete nicht darauf, ſondern griff nach der Büchſe, die überm Bett an der Wand hing. „Lump,“ ſagte er, „das ſchöne Gewehr ſo verſtauben zu laſſen!“ Der Waldwärter, die Lampe hinſetzend und auf dem Sprunge, durchs Fenſter zu entfliehen, ſah den furchtbaren Gaſt ſeitwärts mit ungewiſſen Blicken an. Renald bemerkte, daß er zitterte. „Fürcht' dich nicht,“ ſagte er, „dir tu' ich nichts, was kannſt du dafür? ich hol' mir nur die Büchſe, ſie iſt vom Vater, ſie gehört mir und nicht dem Grafen, und ſo wahr der alte Gott noch lebt, ſo hol' ich mir auch mein Recht, und wenn ſie's im Turmknopf von Dürande verſiegelt hätten, das ſag' dem Grafen und wer's ſonſt wiſſen will.“ – Mit dieſen Worten pfiff er dem Hunde und ſchritt wieder in den Wald hinaus, wo ihn der Waldwärter bei dem wirren Wetterleuchten bald aus den Augen verloren hatte.

Währenddes ſchnurrten im Schloß Dürande die Gewichte der Turmuhr ruhig fort, aber die Uhr ſchlug nicht, und der verroſtete Weiſer rückte nicht mehr von der Stelle, als wäre die Zeit eingeſchlafen auf dem alten Hofe beim einförmigen Rauſchen der Brunnen. Draußen, nur manchmal vom fernen Wetterleuchten zweifelhaft erhellt, lag der Garten mit ſeinen wunderlichen Baumfiguren, Statuen und vertrockneten Baſſins wie verſteinert im jungen Grün, das in der warmen Nacht ſchon von allen Seiten luſtig über die Gartenmauer kletterte und ſich um die Säulen der halbverfallenen Luſthäuſer ſchlang, als wollt' nun der Frühling alles erobern. Das Hausgeſinde aber ſtand heimlich untereinander flüſternd auf der Teraſſe, denn man ſah es hie und da brennen in der Ferne, der Aufruhr ſchritt wachſend ſchon immer näher über die ſtillen Wälder von Schloß zu Schloß. Da hielt der kranke alte Graf um die gewohnte Stunde einſam Tafel im Ahnenſaal, die hohen Fenſter waren feſt verſchloſſen, Spiegel, Schränke und Marmortiſche ſtanden

unverrückt umher wie in der alten Zeit, niemand durfte, bei seiner Ungnade, der neuen Ereignisse erwähnen, die er verächtlich ignorierte. So saß er, im Staatskleid, frisiert, wie eine geputzte Leiche, am reichbesetzten Tisch vor den silbernen Armleuchtern und blätterte in alten Historienbüchern, seiner kriegerischen Jugend gedenkend. Die Bedienten eilten stumm über den glatten Boden hin und her; nur durch die Ritzen der Fensterladen sah man zuweilen das Wetterleuchten, und alle Viertelstunden hakte im Nebengemach die Flötenuhr knarrend ein und spielte einen Satz aus einer alten Opernarie.

Da ließen sich auf einmal unten Stimmen vernehmen, drauf hörte man jemand eilig die Treppe heraufkommen, immer lauter und näher. „Ich muß herein!" rief es endlich an der Saaltür, sich durch die abwehrenden Diener drängend, und bleich, verstört und atemlos stürzte der Waldwärter in den Saal, in wilder Hast dem Grafen erzählend, was ihm soeben im Jägerhaus mit Renald begegnet. –

Der Graf starrte ihn schweigend an. Dann, plötzlich einen Armleuchter ergreifend, richtete er sich zum Erstaunen der Diener ohne fremde Hilfe hoch auf. „Hüte sich, wer einen Dürande fangen will!" rief er, und gespenstisch wie ein Nachtwandler mit dem Leuchter quer durch den Saal schreitend, ging er auf eine kleine eichene Tür los, die zu dem Gewölbe des Eckturms führte. Die Diener, als sie sich vom ersten Entsetzen über sein grauenhaftes Aussehen erholt, standen verwirrt und unentschlossen um die Tafel. „Um Gottes willen," rief da auf einmal ein Jäger herbeieilend, „laßt ihn nicht durch, dort in dem Eckturm habe ich auf sein Geheiß heimlich alles Pulver zusammentragen müssen; wir sind verloren, er sprengt uns alle mit sich in die Luft!" – Der Kammerdiener, bei dieser schrecklichen Nachricht, faßte sich zuerst ein Herz und sprang rasch vor, um seinen Herrn zurückzuhalten; die andern folgten seinem Beispiel. Der Graf aber, da er sich so unerwartet verraten und überwältigt sah, schleuderte dem nächsten den Armleuchter an den Kopf; dar-

auf, krank wie er war, brach er ſelbſt auf dem Boden zuſammen.

Ein verworrenes Durcheinanderlaufen ging nun durch das ganze Schloß; man hatte den Grafen auf ſein ſeidenes Himmelbett gebracht. Dort verſuchte er vergeblich, ſich noch einmal emporzurichten; zurückſinkend rief er: „Wer ſagte da, daß der Renald nicht wahnſinnig iſt?" – Da alles ſtill blieb, fuhr er leiſer fort: „Ihr kennt den Renald nicht; er kann entſetzlich ſein, wie freſſend Feuer – läßt man denn reißende Tiere frei aufs Feld? – Ein ſchöner Löwe, wie er die Mähnen ſchüttelt, – wenn ſie nur nicht ſo blutig wären!" – Hier, ſich plötzlich beſinnend, riß er die müden Augen weit auf und ſtarrte die umherſtehenden Diener verwundert an.

Der beſtürzte Kammerdiener, der ſeine Blicke allmählich verlöſchen ſah, redete von geiſtlichem Beiſtand, aber der Graf, ſchon im Schatten des nahenden Todes, verfiel gleich darauf von neuem in fieberhafte Phantaſien. Er ſprach von einem großen, prächtigen Garten und einer langen, langen Allee, in der ihm ſeine verſtorbene Gemahlin entgegenkäme immer näher und heller und ſchöner. – „Nein, nein," ſagte er, ſie hat einen Sternenmantel um und eine funkelnde Krone auf dem Haupt. Wie rings die Zweige ſchimmern von dem Glanz! – Gegrüßt ſeiſt du, Maria, bitt' für mich, du Königin der Ehren!" – Mit dieſen Worten ſtarb der Graf.

Als der Tag anbrach, war der ganze Himmel gegen Morgen dunkelrot gefärbt; gegenüber aber ſtand das Gewitter bleifarben hinter den grauen Türmen des Schloſſes Dürande, die Sterbeglocke ging in einzelnen, abgebrochenen Klängen über die ſtille Gegend, die fremd und wie verwandelt in der ſeltſamen Beleuchtung heraufblickte. – Da ſahen einige Holzhauer im Walde den wilden Jäger Renald mit ſeiner Büchſe und dem Hunde eilig in die Morgenglut hinabſteigen; niemand wußte, wohin er ſich gewendet.

*

Mehrere Tage waren ſeitdem vergangen, das Schloß ſtand wie verzaubert in öder Stille, die Kinder gingen

abends ſcheu vorüber, als ob es drin ſpuke. Da ſah man eines Tages plötzlich droben mehrere Fenſter geöffnet, buntes Reiſegepäck lag auf dem Hof umher, muntere Stimmen ſchallten wieder auf den Treppen und Gängen, die Türen flogen hallend auf und zu, und vom Turm fing die Uhr troſtreich wieder zu ſchlagen an. Der junge Graf Dürande war auf die Nachricht vom Tode ſeines Vaters raſch und unerwartet von Paris zurückgekehrt. Unterwegs war er mehrmals verworrenen Zügen von Edelleuten begegnet, die ſchon damals flüchtend die Landſtraßen bedeckten. Er aber hatte keinen Glauben an die Fremde und wollte ehrlich Freud' und Leid mit ſeinem Vaterlande teilen. Wie hatte auch der erſte Schreck aus der Ferne alles übertrieben! Er fand ſeine nächſten Dienſtleute ergeben und voll Eifer und überließ ſich gern der Hoffnung, noch alles zum Guten wenden zu können.

In ſolchen Gedanken ſtand er an einem der offenen Fenſter, die Wälder rauſchten ſo friſch herauf, das hatte er ſo lange nicht gehört, und im Tale ſchlugen die Vögel und jauchzten die Hirten von den Bergen, dazwiſchen hörte er unten im Schloßgarten ſingen:

„Wär's dunkel, ich läg' im Walde,
Im Walde rauſcht's ſo ſacht,
Mit ihrem Sternenmantel
Bedecket mich da die Nacht,
Da kommen die Bächlein gegangen:
Ob ich ſchon ſchlafen tu'?
Ich ſchlaf' nicht, ich hör' noch lange
Den Nachtigallen zu,
Wenn die Wipfel über mir ſchwanken,
Es klinget die ganze Nacht,
Das ſind im Herzen die Gedanken,
Die ſingen, wenn niemand wacht."

Jawohl, gar manche ſtille Nacht, dachte der Graf, ſich mit der Hand über die Stirn fahrend. — „Wer ſang da?"

wandte er ſich dann zu den auspackenden Dienern, die Stimme ſchien ihm ſo bekannt. Ein Jäger meinte, es ſei wohl der neue Gärtnerburſch aus Paris, der habe keine Ruhe gehabt in der Stadt, als ſie fortgezogen, ſo ſei er ihnen zu Pferde nachgekommen. „Der?“ — ſagte der Graf — er konnte ſich kaum auf den Burſchen beſinnen. Über den Zerſtreuungen des Winters in Paris war er nicht oft in den Garten gekommen, er hatte den Knaben nur ſelten geſehn und wenig beachtet, um ſo mehr freute ihn ſeine Anhänglichkeit.

Indes war es beinahe Abend geworden, da hieß der Graf noch ſein Pferd ſatteln, die Diener verwunderten ſich, als ſie ihn bald darauf ſo ſpät und ganz allein noch nach dem Walde hinreiten ſahen. Der Graf aber ſchlug den Weg zu dem nahen Nonnenkloſter ein und ritt in Gedanken raſch fort, als gält' es, ein lange verſäumtes Geſchäft nachzuholen, ſo hatte er in kurzer Zeit das ſtille Waldkloſter erreicht. Ohne abzuſteigen, zog er haſtig die Glocke am Tor. Da ſtürzte ein Hund ihm entgegen, als wollt' er ihn zerreißen, ein langer bärtiger Mann trat aus der Kloſterpforte und ſtieß den Köter wütend mit den Füßen, der Hund heulte, der Mann fluchte, eine Frau zankte drin im Kloſter, ſie konnte lange nicht zu Worte kommen. Der Graf, befremdet von dem ſeltſamen Empfang, verlangte jetzt ſchleunig die Priorin zu ſprechen. — Der Mann ſah ihn etwas verlegen an, als ſchämte er ſich. Gleich aber wieder in alter Roheit geſammelt, ſagte er, das Kloſter ſei aufgehoben und gehöre der Nation, er ſei der Pächter hier. Weiter erfuhr nun der Graf noch, wie ein Pariſer Kommiſſär das alles ſo raſch und klug geordnet. Die Nonnen ſollten nun in weltlichen Kleidern hinaus in die Städte, heiraten und nützlich ſein, da zogen alle in einer ſchönen ſtillen Nacht aus dem Tal, für das ſie ſo lange gebetet, nach Deutſchland hinüber, wo ihnen in einem Schweſterkloſter freundliche Aufnahme angeboten worden.

Der überraſchte Graf blickte ſchweigend umher, jetzt bemerkte er erſt, wie die zerbrochenen Fenſter im Winde klappten, aus einer Zelle unten ſah ein Pferd ſchläfrig ins Grün hin-

aus, die Ziegen des Pächters weideten unter umgeworfenen Kreuzen auf dem Kirchhof, niemand wagte es, ſie zu vertreiben; dazwiſchen weinte ein Kind im Kloſter, als klagte es, daß es geboren in dieſer Zeit. Im Dorfe aber war es wie ausgekehrt, die Bauern guckten ſcheu aus den Fenſtern, ſie hielten den Grafen für einen Herrn von der Nation. Als ihn aber nach und nach einige wiedererkannten, ſtürzte auf einmal alles heraus und umringte ihn, hungrig, zerlumpt und bettelnd. Mein Gott, mein Gott, dachte er, wie wird die Welt ſo öde! — Er warf alles Geld, das er bei ſich hatte, unter den Haufen, dann ſetzte er raſch die Sporen ein und wandte ſich wieder nach Hauſe.

Es war ſchon völlig Nacht, als er in Dürande ankam. Da bemerkte er mit Erſtaunen im Schloß einen unnatürlichen Aufruhr, Lichter liefen von Fenſter zu Fenſter, und einzelne Stimmen ſchweiften durch den dunklen Garten, als ſuchten ſie jemand. Er ſchwang ſich raſch vom Pferde und eilte ins Haus. Aber auf der Treppe ſtürzte ihm ſchon der Kammerdiener mit einem verſiegelten Blatte atemlos entgegen: es ſeien Männer unten, die es abgegeben und trotzig Antwort verlangten. Ein Jäger, aus dem Garten hinzutretend, fragte ängſtlich den Grafen, ob er draußen dem Gärtnerburſchen begegnet; der Burſch habe ihn überall geſucht, der Graf möge ſich aber hüten vor ihm, er ſei in der Dämmerung verdächtig im Dorf geſehen worden, ein Bündel unterm Arm, mit allerlei Geſindel ſprechend; nun ſei er gar ſpurlos verſchwunden.

Der Graf, unterdes oben im erleuchteten Zimmer angelangt, erbrach den Brief und las in ſchlechter, mit blaſſer Tinte mühſam gezeichneter Handſchrift: „Im Namen Gottes verordne ich hiermit, daß der Graf Hippolyt von Dürande auf einem mit dem gräflichen Wappen beſiegelten Pergament die einzige Tochter des verſtorbenen Förſters am Schloßberg, Gabriele Dubois, als ſeine rechtmäßige Braut und künftiges Gemahl bekennen und annehmen ſoll. Dieſes Gelöbnis ſoll heute bis elf Uhr nachts in dem Jägerhauſe

abgeliefert werden. Ein Schuß aus dem Schloßfenſter aber bedeutet: Nein. Renald."

„Was iſt die Uhr?" fragte der Graf. — „Bald Mitternacht," erwiderten einige, ſie hätten ihn ſolange im Walde und Garten vergeblich geſucht. — „Wer von euch ſah den Renald, wo kam er her?" fragte er von neuem. Alles ſchwieg. Da warf er den Brief auf den Tiſch. „Der Raſende!" ſagte er und befahl für jeden Fall die Zugbrücke aufzuziehen, dann öffnete er raſch das Fenſter und ſchoß ein Piſtol als Antwort in die Luft hinaus. Da gab es einen wilden Widerhall durch die ſtille Nacht, Geſchrei und Rufen und einzelne Flintenſchüſſe bis in die fernſten Schlünde hinein, und als der Graf ſich wieder wandte, ſah er in dem Saal einen Kreis verſtörter Geſichter lautlos um ſich her.

Er ſchalt ſie Haſenjäger, denen vor Wölfen graute. „Ihr habt lange genug Krieg geſpielt im Walde," ſagte er, „nun wendet ſich die Jagd, wir ſind jetzt das Wild, wir müſſen durch. Was wird es ſein! Ein Tollhaus mehr iſt wieder aufgeriegelt, der raſende Veitstanz geht durchs Land, und der Renald geigt ihnen vor. Ich hab' nichts mit dem Volk, ich tat ihnen nichts als Gutes; wollen ſie noch Beſſeres, ſie ſollen's ehrlich fordern, ich gäb's ihnen gern, abſchrecken aber laſſ' ich mir keine Handbreit meines alten Grund und Bodens; Trotz gegen Trotz!

So trieb er ſie in den Hof hinab; er ſelber half die Pforten, Luken und Fenſter verrammen. Waffen wurden raſſelnd von allen Seiten herbeigeſchleppt, ſein fröhlicher Mut belebte alle. Man zündete mitten im Hofe ein großes Feuer an, die Jäger lagerten ſich herum und goſſen Kugeln in den roten Widerſcheinen, die luſtig über die ſtillen Mauern liefen — ſie merkten nicht, wie die Raben, von der plötzlichen Helle aufgeſchreckt, ächzend über ihnen die alten Türme umkreiſten. — Jetzt brachte ein Jäger mit großem Geſchrei den Hut und die Jacke des Gärtnerburſchen, die er zu ſeiner Verwunderung beim Aufſuchen der Waffen im Winkel eines abgelegenen Gemaches gefunden. Einige meinten, das Bürſch-

chen ſei vor Angſt aus der Haut gefahren; andere ſchworen, er ſei ein Schleicher und Verräter, während der alte Schloßwart Nicolo, ſchlau lächelnd, ſeinem Nachbar heimlich etwas ins Ohr flüſterte. Der Graf bemerkte es. „Was lachſt du?" fuhr er den Alten an; eine entſetzliche Ahnung flog plötzlich durch ſeine Seele. Alle ſahen verlegen zu Boden. Da faßte er den erſchrockenen Schloßwart haſtig am Arm und führte ihn mit fort in einen entlegenen Teil des Hofes, wohin nur einige ſchwankende Schimmer des Feuers langten. Dort hörte man beide lange Zeit lebhaft miteinander reden, der Graf ging manchmal heftig an dem dunklen Schloßflügel auf und ab und kehrte dann immer wieder fragend und zweifelnd zu dem Alten zurück. Dann ſah man ſie in den offenen Stall treten, der Graf half ſelbſt eilig den ſchnellſten Läufer ſatteln, und gleich darauf ſprengte Nicolo quer über den Schloßhof, daß die Funken ſtoben, durchs Tor in die Nacht hinaus. „Reit zu," rief ihm der Graf noch nach, „frag', ſuche bis ans Ende der Welt!"

Nun trat er raſch und verſtört wieder zu den andern, zwei der zuverläſſigſten Leute mußten ſogleich bewaffnet nach dem Dorf hinab, um den Renald draußen aufzuſuchen; wer ihn zuerſt ſähe, ſolle ihm ſagen: er, der Graf, wolle ihm Satisfaktion geben wie einem Kavalier und ſich mit ihm ſchlagen, Mann gegen Mann — mehr könne der Stolze nicht verlangen.

Die Diener ſtarrten ihn verwundert an, er aber hatte unterdes einen rüſtigen Jäger auf die Zinne geſtellt, wo man am weiteſten ins Land hinausſehen konnte. „Was ſiehſt du?" fragte er, unten ſeine Piſtolen ladend. Der Jäger erwiderte: die Nacht ſei zu dunkel, er könne nichts unterſcheiden, nur einzelne Stimmen höre er manchmal fern im Feld und ſchweren Tritt, als zögen viele Menſchen lautlos durch die Nacht, dann alles wieder ſtill. „Hier iſt's luſtig oben," ſagte er, „wie eine Wetterfahne im Wind — was iſt denn das?" —

„Wer kommt?" fuhr der Graf haſtig auf.

„Eine weiße Geſtalt, wie ein Frauenzimmer," entgegnete der Jäger, „fliegt unten dicht an der Schloßmauer hin." —

Er legte raſch ſeine Büchſe an. Aber der Graf, die Leiter hinaufſliegend, war ſchon ſelber droben und riß dem Zielenden heftig das Gewehr aus der Hand. Der Jäger ſah ihn erſtaunt an. „Ich kann auch nichts mehr ſehen," ſagte er dann halb unwillig und warf ſich nun auf die Mauer nieder, über den Rand hinausſchauend: „Wahrhaftig, dort an der Gartenecke iſt noch ein Fenſter offen, der Wind klappt mit den Laden, dort iſt's hereingehuſcht."

Die Zunächſtſtehenden im Hofe wollten eben nach der bezeichneten Stelle hineilen, als plötzlich mehrere Diener, wie Herbſtblätter im Sturm, über den Hof daherflogen. Die Rebellen, hieß es, hätten im Seitenflügel eine Pforte geſprengt, andere meinten, der rotköpfige Waldwärter habe ſie mit Hilfe eines Nachſchlüſſels heimlich durch das Kellergeſchoß hereingeführt. Schon hörte man Fußtritte hallend auf den Gängen und Treppen und fremde, rauhe Stimmen da und dort, manchmal blitzte eine Brandfackel vorüberſchweifend durch das Fenſter. — „Hallo, nun gilt's, die Gäſte kommen, ſpielt auf zum Hochzeitstanze!" rief der Graf, in niegefühlter Mordluſt aufſchauernd. Noch war nur erſt ein geringer Teil des Schloſſes verloren, er ordnete raſch ſeine kleine Schar, feſt entſchloſſen, ſich lieber unter den Trümmern ſeines Schloſſes zu begraben, als in dieſe rohen Hände zu fallen.

Mitten in dieſer Verwirrung aber ging auf einmal ein Geflüſter durch ſeine Leute: der Graf zeige ſich doppelt im Schloß, der eine hatte ihn zugleich im Hof und am Ende eines dunkeln Ganges geſehen, einem andern war er auf der Treppe begegnet, flüchtig und auf keinen Anruf Antwort gebend, das bedeutete ſeit uralter Zeit dem Hauſe großes Unglück. Niemand hatte jedoch in dieſem Augenblick das Herz und die Zeit, es dem Grafen zu ſagen, denn ſoeben begann auch unten der Hof ſich ſchon grauenhaft zu beleben, unbekannte Geſichter erſchienen überall an den Kellerfenſtern, die Keckſten arbeiteten ſich gewaltſam hervor und ſanken, ehe ſie ſich draußen noch aufrichten konnten, von den Kugeln der wachſamen Jäger wieder zu Boden, aber über ihre Leichen

weg kroch und rang und hob es ſich immer von neuem unaufhaltſam empor, braune, verwilderte Geſtalten mit langen Vogelflinten, Stangen und Brecheiſen, als wühlte die Hölle unter dem Schloſſe ſich auf. Es war die Bande des verräteriſchen Waldwärters, der ihnen heimtückiſch die Keller geöffnet. Nur auf Plünderung bedacht, drangen ſie ſogleich nach dem Marſtall und hieben in der Eile die Stränge entzwei, um ſich der Pferde zu bemächtigen. Aber die edlen ſchlanken Tiere, von dem Lärm und der gräßlichen Helle verſtört, riſſen ſich los und ſtürzten in wilder Freiheit in den Hof; dort mit zornigfunkelnden Augen und fliegender Mähne ſah man ſie bäumend aus der Menge ſteigen und Roß und Mann verzweifelnd durcheinander ringen beim wirren Wetterleuchten der Fackeln, Jubel und Todesſchrei und die dumpfen Klänge der Sturmglocken dazwiſchen. Die verſprengten Jäger fochten nur noch einzeln gegen die wachſende Übermacht; ſchon umringte das Getümmel immer dichter den Grafen, er ſchien unrettbar verloren, als der blutige Knäuel mit dem Ausruf: „Dort, dort iſt er!“ ſich plötzlich wieder entwirrte und alles dem andern Schloßflügel zuflog.

Der Graf, in einem Augenblick faſt allein ſtehend, wandte ſich tiefaufatmend und ſah erſtaunt das alte Banner des Hauſes Dürande drüben vom Balkon wehen. Es wallte ruhig durch die wilde Nacht; auf einmal aber ſchlug der Wind wie im Spiel die Fahne zurück – da erblickte er mit Schaudern ſich ſelbſt dahinter, in ſeinen weißen Reitermantel tief gehüllt, Stirn und Geſicht von ſeinem Federbuſch umflattert. Alle Blicke und Rohre zielten auf die ſtille Geſtalt, doch dem Grafen ſträubte ſich das Haar empor, denn die Blicke des furchtbaren Doppelgängers waren mitten durch den Kugelregen unverwandt auf ihn gerichtet. Jetzt bewegte es die Fahne, es ſchien ihm ein Zeichen geben zu wollen, immer deutlicher und dringender ihn zu ſich hinaufwinkend.

Eine Weile ſtarrte er hin, dann, von Entſetzen überreizt, vergißt er alles andere, und unerkannt den Haufen teilend, der wütend nach dem Haupttor dringt, eilt er ſelbſt dem ge-

ſpenſtiſchen Schloßflügel zu. Ein heimlicher Gang, nur wenigen bekannt, führt ſeitwärts näher zum Balkon, dort ſtürzt er ſich hinein; ſchon ſchließt die Pforte ſich ſchallend hinter ihm, er tappt am Pfeiler einſam durch die ſtille Halle, da hört er atmen neben ſich, es faßt ihn plötzlich bei der Hand; ſchauernd ſieht er das Banner und den Federbuſch im Dunkeln wieder ſchimmern. Da, den weißen Mantel zurückſchlagend, ſtößt es unten raſch eine Tür auf nach dem ſtillen Feld, ein heller Mondblick ſtreift blendend die Geſtalt, ſie wendet ſich. – „Um Gottes willen, Gabriele!" ruft der Graf und läßt verwirrt den Degen fallen.

Das Mädchen ſtand bleich, ohne Hut vor ihm, die ſchwarzen Locken aufgeringelt, rings von der Fahne wunderbar umgeben. Sie ſchien noch atemlos. „Jetzt zaudere nicht," ſagte ſie, den ganz Erſtaunten eilig nach der Tür drängend, „der alte Nicolo harrt deiner draußen mit dem Pferde. Ich war im Dorf, der Renald wollte mich nicht wiederſehn, ſo rannte ich ins Schloß zurück; zum Glück ſtand noch ein Fenſter offen, da fand ich dich nicht gleich und warf mich raſch in deinen Mantel. Noch merken ſie es nicht, ſie halten mich für dich; bald iſt's zu ſpät, laß mich und rette dich, nur ſchnell!" – Dann ſetzte ſie leiſer hinzu: „Und grüße auch das ſchöne Fräulein in Paris und betet für mich, wenn's euch wohlgeht."

Der Graf aber, in tiefſter Seele bewegt, hatte ſie ſchon feſt in beide Arme genommen und bedeckte den bleichen Mund mit glühenden Küſſen. Da wand ſie ſich ſchnell los. „Mein Gott, liebſt du mich denn noch, ich meinte, du freiteſt um das Fräulein?" ſagte ſie voll Erſtaunen, die großen Augen fragend zu ihm aufgeſchlagen. – Ihm war's auf einmal, wie in den Himmel hineinzuſehen. „Die Zeit fliegt heut entſetzlich," rief er aus, „dich liebte ich immerdar, da nimm den Ring und meine Hand auf ewig, und ſo verlaſſ' mich Gott, wenn ich je von dir laſſe!" – Gabriele, von Überraſchung und Freude verwirrt, wollte niederknien, aber ſie taumelte und mußte ſich an der Wand feſthalten. Da bemerkte er erſt

mit Schrecken, daß ſie verwundet war. Ganz außer ſich riß er ſein Tuch vom Halſe, ſuchte eilig mit Fahne, Hemd und Kleidern das Blut zu ſtillen, das auf einmal unaufhaltſam aus vielen Wunden zu quellen ſchien. In ſteigender, unſäglicher Todesangſt blickte er nach Hilfe ringsumher, ſchon näherten ſich verworrene Stimmen, er wußte nicht, ob es Freund oder Feind. Sie hatte währenddes den Kopf müde an ſeine Schulter gelehnt. „Mir flimmert's ſo ſchön vor den Augen," ſagte ſie, „wie dazumal, als du durchs tiefe Abendrot noch zu mir kamſt; nun iſt ja alles, alles wieder gut."

Da pfiff plötzlich eine Kugel durch das Fenſter herein. „Das war der Renald!" rief der Graf, ſich nach der Bruſt greifend; er fühlte den Tod im Herzen. — Gabriele fuhr haſtig auf. „Wie iſt dir?" fragte ſie erſchrocken. Aber der Graf, ohne zu antworten, faßte heftig nach ſeinem Degen. Das Geſindel war leiſe durch den Gang herangeſchlichen, auf einmal ſah er ſich in der Halle von bewaffneten Männern umringt. — „Gute Nacht, mein liebes Weib!" rief er da; und mit letzter, übermenſchlicher Gewalt das von der Fahne verhüllte Mädchen auf den linken Arm ſchwingend, bahnt' er ſich eine Gaſſe durch die Plünderer, die ihn nicht kannten und verblüfft von beiden Seiten vor dem Wütenden zurückwichen. So hieb er ſich durch die offene Tür glücklich ins Freie hinaus; keiner wagte ihm aufs Feld zu folgen, wo ſie in den ſchwankenden Schatten der Bäume einen heimlichen Hinterhalt beſorgten.

Draußen aber rauſchten die Wälder ſo kühl. „Hörſt du die Hochzeitsglocken gehn?" ſagte der Graf; „ich ſpür' ſchon Morgenluft." — Gabriele konnte nicht mehr ſprechen, aber ſie ſah ihn ſtill und ſelig an. — Immer ferner und leiſer verhallten unterdes ſchon die Stimmen vom Schloſſe her, der Graf wankte verblutend, ſein ſteinernes Wappenſchild lag zertrümmert im hohen Gras, dort ſtürzt' er tot neben Gabrielen zuſammen. Sie atmeten nicht mehr, aber der Himmel funkelte von Sternen, und der Mond ſchien prächtig über

das Jägerhaus und die einſamen Gründe; es war, als zögen Engel ſingend durch die ſchöne Nacht. –

Dort wurden die Leichen von Nicolo gefunden, der vor Ungeduld ſchon mehrmals die Runde um das Haus gemacht hatte. Er lud beide mit dem Banner auf das Pferd, die Wege ſtanden verlaſſen, alles war im Schloß; ſo brachte er ſie unbemerkt in die alte Dorfkirche. Man hatte dort vor kurzem erſt die Sturmglocke geläutet, die Kirchtür war noch offen. Er lauſchte vorſichtig in die Nacht hinaus, es war alles ſtill, nur die Linden ſäuſelten im Wind; vom Schloßgarten hörte er die Nachtigallen ſchlagen, als ob ſie im Traume ſchluchzten. Da ſenkte er betend das ſtille Brautpaar in die gräfliche Familiengruft und die Fahne darüber, unter der ſie noch heut zuſammen ausruhn. Dann aber ließ er mit traurigem Herzen ſein Pferd frei in die Nacht hinauslaufen, ſegnete noch einmal die ſchöne Heimatsgegend und wandte ſich raſch nach dem Schloß zurück, um ſeinen bedrängten Kameraden beizuſtehen; es war ihm, als könnte er nun ſelbſt nicht länger mehr leben.

*

Auf den erſten Schuß des Grafen aus dem Schloßfenſter war das raubgierige Geſindel, das durch umlaufende Gerüchte von Renalds Anſchlag wußte, aus allen Schlupfwinkeln hervorgebrochen; er ſelbſt hatte in der offenen Tür des Jägerhauſes auf die Antwort gelauert und ſprang bei dem Blitz im Fenſter wie ein Tiger allen voraus, er war der erſte im Schloß. Hier, ohne auf das Treiben der andern zu achten, ſuchte er mitten zwiſchen den pfeifenden Kugeln in allen Gemächern, Gängen und Winkeln unermüdlich den Grafen auf. Endlich erblickt' er ihn durchs Fenſter in der Halle, er hört' ihn drin ſprechen, ohne Gabrielen in der Dunkelheit zu bemerken. Der Graf kannte den Schützen wohl, er hatte gut gezielt. Als Renald ihn getroffen taumeln ſah, wandte er ſich tiefaufatmend – ſein Richteramt war vollbracht.

Wie nach einem ſchweren, löblichen Tagewerke durchſchritt er nun die leeren Säle in der wüſten Einſamkeit zwiſchen zertrümmerten Tiſchen und Spiegeln, der Zugwind ſtrich durch alle Zimmer und ſpielte traurig mit den Fetzen der zerriſſenen Tapeten.

Als er durchs Fenſter blickte, verwunderte er ſich über das Gewimmel fremder Menſchen im Hofe, die ihm geſchäftig dienten wie das Feuer dem Sturm. Ein ſeltſam Gelüſten funkelte ihn da von den Wänden an aus dem glatten Getäfel, in dem der Fackelſchein ſich verwirrend ſpiegelte, als äugelte der Teufel mit ihm. – So war er in den Gartenſaal gekommen. Die Tür ſtand offen, er trat in den Garten hinaus. Da ſchauerte ihn in der plötzlichen Kühle. Der untergehende Mond weilte noch zweifelnd am dunkeln Rand der Wälder, nur manchmal leuchtete der Strom noch herauf, kein Lüftchen ging, und doch rührten ſich die Wipfel, und die Alleen und geiſterhaften Statuen warfen lange, ungewiſſe Schatten dazwiſchen, und die Waſſerkünſte ſpielten und rauſchten ſo wunderbar durch die weite Stille der Nacht. Nun ſah er ſeitwärts auch die Linde und die mondbeglänzte Wieſe vor dem Jägerhauſe, er dachte ſich die verlorne Gabriele wieder in der alten unſchuldigen Zeit als Kind mit den langen dunkeln Locken, es fiel ihm immer das Lied ein: „Gute Nacht, mein Vater und Mutter, wie auch mein ſtolzer Bruder," – es wollte ihm das Herz zerreißen, er ſang verwirrt vor ſich hin, halb wie im Wahnſinn:

„Meine Schweſter, die ſpielt an der Linde. –
Stille Zeit, wie ſo weit, ſo weit!
Da ſpielten ſo ſchöne Kinder
Mit ihr in der Einſamkeit.

Von ihren Locken verhangen
Schlief ſie und lachte im Traum,
Und die ſchönen Kinder ſangen
Die ganze Nacht unterm Baum.

Die ganze Nacht hat gelogen,
Sie hat mich ſo falſch gegrüßt,
Die Engel ſind fortgeflogen,
Und Haus und Garten ſtehn wüſt.

Es zittert die alte Linde
Und klaget der Wind ſo ſchwer,
Das macht, das macht die Sünde –
Ich wollt', ich läg' im Meer. –

Die Sonne iſt untergegangen
Und der Mond im tiefen Meer,
Es dunkelt ſchon über dem Lande;
Gute Nacht! ſeh' dich nimmermehr."

„Wer iſt da?" rief er auf einmal in den Garten hinein. Eine dunkle Geſtalt unterſchied ſich halb kenntlich zwiſchen den wirren Schatten der Bäume; erſt hielt er es für eins der Marmorbilder, aber es bewegte ſich; er ging raſch darauf los, ein Mann verſuchte ſich mühſam zu erheben, ſank aber immer wieder ins Gras zurück. „Um Gott, Nicolo, du biſt's!" rief Renald erſtaunt; „was machſt du hier?" – Der Schloßwart wandte ſich mit großer Anſtrengung auf die andere Seite, ohne zu antworten.

„Biſt du verwundet?" ſagte Renald, beſorgt näher tretend, „wahrhaftig, an dich dacht' ich nicht in dieſer Nacht. Du warſt mir der liebſte immer unter allen, treu, zuverläſſig, ohne Falſch; ja, wär' die Welt wie du! Komm nur mit mir, du ſollſt herrſchaftlich leben jetzt im Schloß auf deine alten Tage, ich will dich über alle ſtellen."

Nicolo aber ſtieß ihn zurück: „Rühre mich nicht an, deine Hand raucht noch von Blut."

„Nun," entgegnete Renald finſter, „ich meine, ihr ſolltet mir's alle danken, die wilden Tiere ſind verſtoßen in den wüſten Wald, es bekümmert ſich niemand um ſie, ſie müſſen ſich ihr Futter ſelber nehmen – bah, und was iſt Brot gegen Recht?"

„Recht?" ſagte Nicolo, ihn lange ſtarr anſehend, „um Gottes willen, Renald, ich glaube gar, du wußteſt nicht" –

„Was wußt' ich nicht?" fuhr Renald haſtig auf.

„Deine Schweſter Gabriele –"

„Wo iſt ſie?"

Nicolo wies ſchweigend nach dem Kirchhof; Renald ſchauderte heimlich zuſammen. „Deine Schweſter Gabriele", fuhr der Schloßwart fort, „hielt ſchon als Kind immer große Stücke auf mich, du weißt es ja; heut abend nun in der Verwirrung, eh's noch losging, hat ſie in ihrer Herzensangſt mir alles anvertraut."

Renald zuckte an allen Gliedern, als hinge in der Luft das Richtſchwert über ihm. „Nicolo," ſagte er drohend, „belüg mich nicht, denn dir, gerade dir glaube ich."

Der Schloßwart, ſeine klaffende Bruſtwunde zeigend, erwiderte: „Ich rede die Wahrheit, ſo wahr mir Gott helfe, vor dem ich noch in dieſer Stunde ſtehen werde! – Graf Hippolyt hat deine Schweſter nicht entführt."

„Hoho," lachte Renald, plötzlich wie aus unſäglicher Todesangſt erlöſt, „ich ſah ſie ſelber in Paris am Fenſter in des Grafen Haus."

„Ganz recht," ſagte Nicolo, „aus Lieb' iſt ſie bei Nacht dem Grafen heimlich nachgezogen aus dem Kloſter." –

„Nun ſiehſt du, ſiehſt du wohl? ich wußt's ja doch. Nur weiter, weiter," unterbrach ihn Renald; große Schweißtropfen hingen in ſeinem wildverworrenen Haar.

„Das arme Kind," erzählte Nicolo wieder, „ſie konnte nicht vom Grafen laſſen; um ihm nur immer nahe zu ſein, hat ſie verkleidet als Gärtnerburſche ſich verdungen im Palaſt, wo ſie keiner kannte."

Renald, aufs äußerſte geſpannt, hatte ſich unterdes neben dem Sterbenden, der immer leiſer ſprach, auf die Knie hingeworfen, beide Hände vor ſich auf die Erde geſtützt. „Und der Graf," ſagte er, „der Graf, aber der Graf, was tat der? Er lockte, er kirrte ſie, nicht wahr?"

„Wie sollt' er's ahnen?" fuhr der Schloßwart fort; „er lebte wie ein loses Blatt im Sturm von Fest zu Fest. Wie oft stand sie des Abends spät in dem verschneiten Garten vor des Grafen Fenstern, bis er nach Hause kam, wüst, überwacht — er wußte nichts davon bis heute abend. Da schickt' er mich hinaus, sie aufzusuchen; sie aber hatte sich dem Tode schon geweiht, in seinen Kleidern euch täuschend wollte sie eure Kugeln von seinem Herzen auf ihr eigenes wenden — o jammervoller Anblick — so fand ich beide tot im Felde Arm in Arm — der Graf hat ehrlich sie geliebt bis in den Tod — sie beide sind schuldlos — rein — Gott sei uns allen gnädig!"

Renald war über diese Worte ganz still geworden, er horchte noch immer hin, aber Nicolo schwieg auf ewig; nur die Gründe rauschten dunkel auf, als schauderte der Wald.

Da stürzte auf einmal vom Schloß die Bande siegestrunken über Blumen und Beete daher, sie schrien Vivat und riefen den Renald im Namen der Nation zum Herrn von Dürande aus. Renald, plötzlich sich aufrichtend, blickte wie aus einem Traum in die Runde. Er befahl, sie sollten schleunig alle Gesellen aus dem Schlosse treiben und keiner, bei Lebensstrafe, es wieder betreten, bis er sie riefe. Er sah so schrecklich aus, sein Haar war grau geworden über Nacht, niemand wagte es, ihm jetzt zu widersprechen. Darauf sahen sie ihn allein rasch und schweigend in das leere Schloß hineingehen, und während sie noch überlegen, was er vorhat und ob sie ihm gehorchen oder dennoch folgen sollen, ruft einer erschrocken aus: „Herr Gott, der rote Hahn ist auf dem Dach!" Und mit Erstaunen sehen sie plötzlich feurige Spitzen bald da, bald dort aus den zerbrochenen Fenstern schlagen und an dem trockenen Sparrwerk hurtig nach dem Dache klettern. Renald, seines Lebens müde, hatte eine brennende Fackel ergriffen und das Haus an allen vier Ecken angesteckt. — Jetzt, mitten durch die Lohe, die der Zugwind wirbelnd faßte, sahen sie den Schrecklichen eilig nach dem Eckturme schreiten; es war, als schlüge Feuer auf, wohin er trat. Dort in dem Turme liegt das Pulver, hieß es auf einmal, und voll Ent-

ſetzen ſtob alles über den Schloßberg auseinander. Da tat es gleich darauf einen furchtbaren Blitz und donnernd ſtürzte das Schloß hinter ihnen zuſammen. Dann wurde alles ſtill; wie eine Opferflamme, ſchlank, mild und prächtig ſtieg das Feuer zum geſtirnten Himmel auf, die Gründe und Wälder ringsumher erleuchtend – den Renald ſah man nimmer wieder.

Das ſind die Trümmer des alten Schloſſes Dürande, die weinumrankt in ſchönen Frühlingstagen von den waldigen Bergen ſchauen. – Du aber hüte dich, das wilde Tier zu wecken in der Bruſt, daß es nicht plötzlich ausbricht und dich ſelbſt zerreißt.

Zu den Texten des dritten Bandes

Eichendorff hat „Dichter und ihre Geſellen" als Novelle bezeichnet. Aber die Erzählung iſt doch ſchon ihrem Umfange nach, die alle anderen Novellen des Dichters weit übertrifft und „Ahnung und Gegenwart" faſt erreicht, auch in ihrer breiten loſen Form, dem Roman näher; der zweite Band der Geſamtausgabe von 1864, der nur „Ahnung und Gegenwart" und „Dichter und ihre Geſellen" bringt, trägt ſehr berechtigt den Untertitel „Romane." Reiner, klarer als in „Ahnung und Gegenwart" übt hier der Dichter ſeine Kunſt. Während in dem erſten Roman für das Gefühl ein ungelöſter Reſt bleibt (die mönchiſche Weltflucht des Helden) und faſt Unbefriedigung das Buch aus der Hand legt, klingt hier ein voller, ſtarker, reiner Akkord im Leſer nach — als hätten ſich ſchmerzliche, peinigende Spannungen in der Seele des Dichters ſeit ſeinem erſten Romanwerk befreiend gelöſt.

Von dieſem frühlingsreichen breiten Roman und dem düſteren Nachtſtück „Schloß Dürande" umrahmt, iſt die leuchtende Mitte dieſes Bandes die berühmteſte Erzählung Eichendorffs: „Aus dem Leben eines Taugenichts." In Danzig hat er anfangs der zwanziger Jahre dieſe blühende Novelle geſchrieben, 1826 iſt ſie erſchienen. In vielen Ausgaben und Auflagen iſt ſie ſeitdem in die Welt gegangen. Alle Lieder in ihr ſind von großen und kleinen Tondichtern komponiert. Maler haben die Licht- und Farbenfülle dieſer inneren Bilder wiederzugeben verſucht.

Was iſt es, das dieſe Novelle ſo ganz einzigartig macht und ihr jedes Herz gewinnt? Wohl dies, daß hier das erfreulichſte, von Alltag und Sorgen, von Enge und Wirklichkeit entlaſtendſte Lebensgefühl flutet, daß Traum, Jugend, Daſeinsfreude, Naturfülle und Güte des Geſchickes nirgends ſo ſchön gebunden worden ſind wie hier.

Inhalt des dritten Bandes

Seite

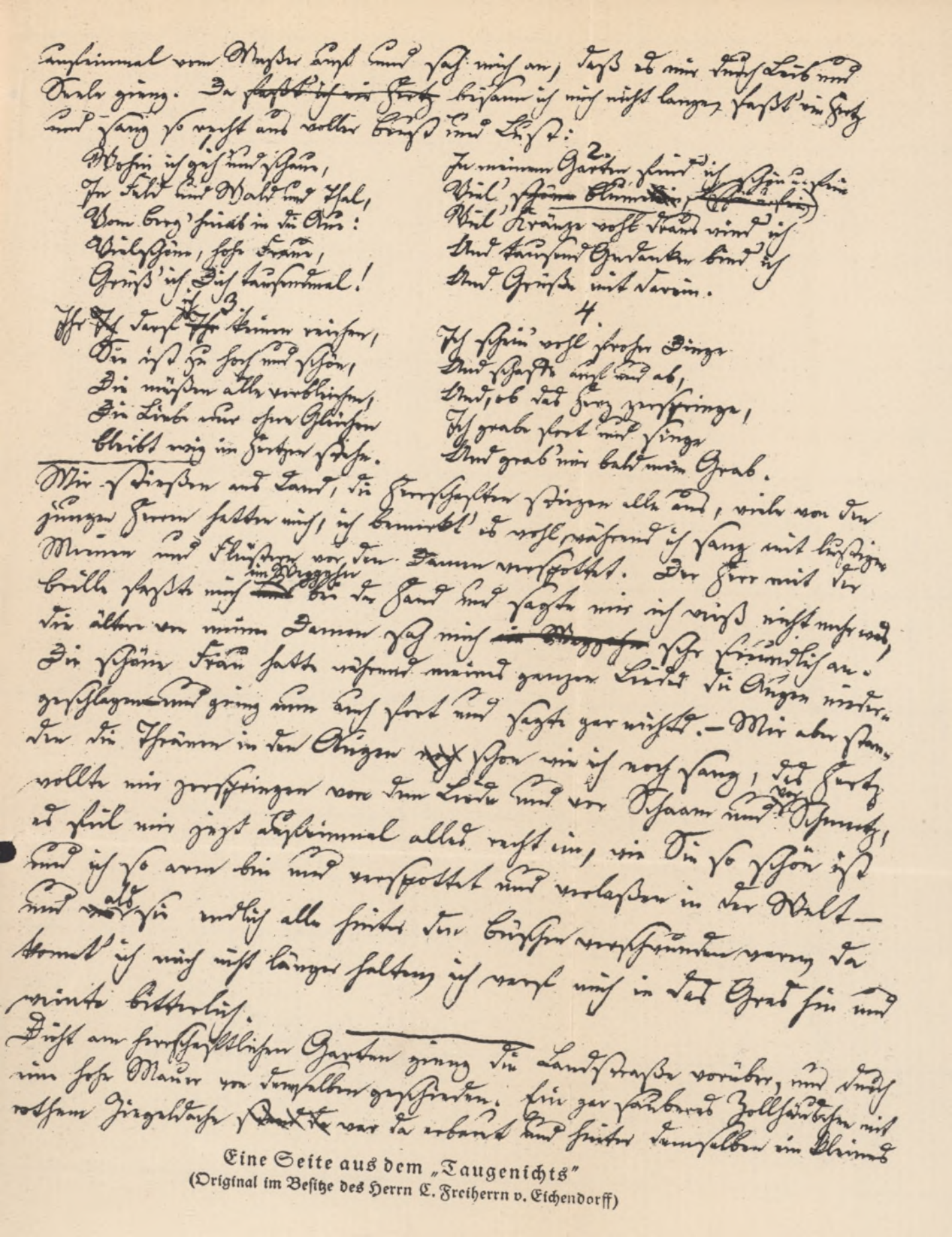
Dichter und ihre Gesellen 9

Aus dem Leben eines Taugenichts . . . 261

Das Schloß Dürande 361

Zu den Texten des dritten Bandes . . . 407





Eine Seite aus dem „Taugenichts"
(Original im Besitze des Herrn C. Freiherrn v. Eichendorff)

502
1136

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
12202/III S
001-012204-03-0